Im Bluffland.





Roman von Lene Haase

In Bluffland

Von Lene Haase erschien bei
Egon Fleischel & Co., Berlin

Raggys Fahrt nach Südwest
Roman

In Bluffland

Roman

von

Lene Haase



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1912

Zeichnung zum Umschlag und
Originaleinband von M. Jacoby.

I

Windstärke neun! Der Sturm pfiff durch das Takelwerk; heulte um Brücke und Decks. Die ‚Wolga‘ stampfte und schlingerte und holte gewaltig über in der hohen Dünung, während die Spritzer bis an ihre gelben Schornsteine sprühten. Das Zwischendeck war leer; von klatschenden Seen überspült. Alle Luken geschlossen; die Ladung von zweitausend Auswanderern im Raume verstaut. Von der Kommandobrücke schrillte unablässig die Pfeife. Scheu sahen die Schiffsjungen hinauf. Der ‚Alte‘ war schlecht gelaunt, der ‚Erste‘ fluchte, und der Bootsmann ging drohend wie eine Gewitterwolke umher. Kein Wunder! In solch ein Wetter zu kommen, einen Tag vor Philadelphia!

In der Maschine war irgend etwas nicht in Ordnung. ‚Onkel Dircksen‘, der Obermaschinist, balancierte auf der schmalen Eisentreppe, die zu den höllischen Regionen hinunterführte, aus denen das Stampfen der Kolben und das Zischen des heißen Dampfes tönte. Krampfhaft das Geländer umklammernd, zankte er sich mit dem zweiten Maschinisten, der rußig und fettglänzend aus dem Kesselraum emportauchte. Am Eingang zum Feuerraum erschienen ab und zu die schwarzen, mißvergnügten Gesichter der Heizer, von der weißen Glut phantastisch beleuchtet. Es war harte Arbeit da unten, bei der schweren See. Das Getöse der wirbelnden Eisenmassen übertönte das Heulen und Brüllen draußen, und jedesmal wenn die Schraubenflügel aus dem Wasser kamen, ging ein Schüttern und Beben durch den ganzen Schiffskörper.

In Küche und Pantry klirrte es nach zerbrechendem Geschirr. Schreie, Flüche, Gelächter schallten durcheinander. Aus den Kabinen drang Stöhnen, Weinen, Beten, Zanken

in den Sprachen vieler Nationen. Ein dumpfiger Geruch nach Seekrankheit, Zwiebeln und armen Leuten zog durch alle Schiffsräume.

Selbst unter den Kajütspassagieren waren nur wenig Seefeste. Das waren ein paar Dänen mit ihren Freundinnen, ein Deutsch-Amerikaner, der adlige Herr, der in Montana Besitzungen hatte, und das Brautpaar. Die saßen im Rauchzimmer und tranken Grog. Die anderen waren alle in ihren Kabinen. In Nummer Vier wohnte die Familie aus Galizien. Sie beteten gemeinschaftlich ihre eintönigen Formeln, denn sie wähnten sich in großer Gefahr. Ab und zu übertönten die Schreie des Jüngsten das dumpfe Gemurmel. Vor die Tür hatten sie ein Tablett mit den Überresten von Hering und Pellkartoffeln gestellt. Das mischte nun sein liebliches Aroma mit dem Schiffsgeruch.

Aus Kabine Drei huschte eben die Stewardeß mit Wischtuch und Eimer.

„Is et dir wat besser?“ fragte Herr Schmitz aus Köln am Rhein seine Ehehälfte.

Ein mattes Stöhnen antwortete ihm:

„Ach Jott! Schorsch, et fängt wieder an!“

Hilfsbereit erhob er sich vom Sofa.

Da legte sich die ‚Wolga‘ tief auf die Seite. Herr Schmitz versuchte vergeblich, das Gleichgewicht zu behaupten. Wild tastete er nach einem Halt, dann fuhr er rücklings in die offenstehende Schranktür hinein.

„Schorsch! — Ach Jott!“ tönte es halb erstickt von der Koje herüber, und Frau Schmitz verhüllte ihr Haupt mit dem buntgewürfelten Taschentuch, während ihre Hand nach der Klingel suchte. Gleich darauf läutete es Alarm in Kabine Drei.

Mit rotem Kopf erschien die vielgehetzte Stewardeß.

„Was ist denn jetzt schon wieder los?“ erkundigte sie sich mürrisch. Allzu große Höflichkeit war hier nicht am Platze; denn viel Trinkgeld gab es doch nicht auf diesen Auswandererschiffen, die nur Zwischendeck und eine Kajüte hatten. „Sind Se denn schon wieder seekrank?!“

Dann bemerkte sie Herrn Schmitz im Kleiderschrank und mußte nun doch lachen.

„Wie sind Se denn da reingekommen? — Na, fassen Se man an!“

Mit kräftigem Ruck half ihm die stämmige Person aus seiner bedrängten Lage. Dann war sie seiner Frau behilflich, auf dem schwankenden Boden balancierend wie ein alter Matrose.

Herr Schmitz sah ihr von der Sofaecke aus mit bewundernden Blicken zu.

„Sie sind e resoluts Frauenzimmer,“ sagte er anerkennend. Er suchte in der Tasche herum, warf einen raschen Blick auf seine Frau, die sich erschöpft nach der Wand umgedreht hatte, und drückte der Stewardeß ein Fünfmarkstück in die Hand.

„Danke!“ Sie nickte und warf ihm einen herausfordernden Blick zu. „Soll ich der gnädigen Frau das Abendessen ans Bett bringen?“ fragte sie dann bedeutend freundlicher.

Frau Schmitz stöhnte schwach, daß ihr alles ganz egal wäre.

Eben fuhr wieder der Sturm über das Schiff. Er heulte und sauste in den Windfängen, als ob tausend arme Seelen wimmerten und klagten. Die Dunkelheit brach herein, und es wurde ganz geisterhaft. Die Methodistin aus Oklahama in Kabine Zwei stimmte einen Choral an.

„Du, Schorsch!“

„Ja?“

„Wär dat nu nich besser, wenn wir in Köln jeblieben wären un noch dat schöne Molkereijeschäft hätten?“

„Fängste als wieder an?!“

Aber seine Stimme klang unsicher. Er zweifelte seit einiger Zeit selbst daran, ob es klug gewesen, das gutgehende Geschäft aufzugeben, um da drüben in Amerika sein Glück zu versuchen. Das Land der Freiheit und Gleichheit hatte ihm immer als Eldorado vorgeschwebt. Schon als Junge wäre er gar zu gerne dahin ausgewandert. Er hatte sich immer die Geschichten von Buffalo Bill und Nick Carter

gekauft und sie verschlungen; in letzter Zeit hatte er die Memoiren Rockefellers und anderer Industriemagnaten gelesen. Da drüben konnte man noch sein Glück machen; jeder Arbeiter konnte einmal Präsident, jeder Tagelöhner Millionär werden. — Als dann die Geschichte mit dem Schutzmann Esser passierte, das schlug dem Faß den Boden aus. Herr Schmitz verkaufte sein Geschäft und schüttelte den Staub des ‚Polizeistaats‘ von seinen Stiefeln. Hier an Bord waren aber alte Amerikaner, die ihm Dinge erzählten, Dinge die ihm gar nicht gefielen und die seine Begeisterung für Amerika wesentlich dämpften. Anscheinend war dort drüben auch nicht alles Gold, was glänzte. Schon die Reise hatte sich Herr Schmitz ganz anders vorgestellt.

„Wenn wir erst emal in Philadelphia sind, denn wird dat schon jut werden.“

Damit versuchte er sich selbst zu beruhigen.

„Ich han solch schlechte Ahnung!“ wimmerte es aus der Koje. „Wenn wir doch bloß dat schöne Molkereijeschäft noch hätten!“

„Nu hör op, du!!“

„Nee, Schorsch, dat is so! — Wenn du nich den Krawall mit den Schutzmann Esser jehabt hättst, denn wärst du nich ausjewandert. Dat is bloß, weil de ereinjefallen bist bei et Schöffenjericht . . .“

Ein heulender Windstoß, gefolgt von einer klatschenden See, unterbrach sie. Die ‚Wolga‘ hob ihr Heck hoch aus dem Wasser, und wieder machte die frei arbeitende Schraube das ganze Schiff erzittern. Zerbrechendes Glas klirrte im Speisesaal.

„Jesus Maria!“ murmelte Frau Schmitz und hüllte sich fester in ihre Decken.

Ihr Mann kratzte sich sorgenvoll den Kopf. —

Eine kleine, schlanke Gestalt huschte die Treppe zur Kommandobrücke hinauf, des feinen Sprühregens und der drohenden Seen nicht achtend. Der hochgeklappte Kragen

des Ölmantels und der tief in die Stirn gedrückte Südwester verhüllten die Züge des jungen Matrosen.

„'n Abend, Papa Hansen!"

Der Kapitän fuhr herum. „Alle Wetter, Sie, Fräulein von Wersien?!"

„Ach bitte, lassen Sie mich doch ein bißchen hier oben bleiben! Ja, Papa Hansen? — Ich will Sie auch wirklich nicht stören und ganz still an der Ecke stehen."

Lu von Wersien schob den Südwester mit einer mutwilligen Bewegung zurück. Lustige, kecke braune Augen blickten den Gestrengen bettelnd an.

„Tja, wenn Sie doch schon mal hier sind!" Er betrachtete sie schmunzelnd.

„Wo haben Sie denn die Ausrüstung her?"

„Vom Dritten."

„Na, warten Sie man! Verdrehen ja meiner ganzen Mannschaft die Köpfe!"

„Ach Unsinn!" Lu warf den hübschen Kopf zurück.

„Also ich darf hier bleiben, Papa Hansen?"

„Meinetwegen! Aber halten Sie sich an dem Tau fest, sonst gehen Sie noch über Bord mit der nächsten See!"

„Pah!" sagte Lu und blickte in die dämmerige Ferne. „Wie wunderschön das aussieht!"

Himmel und Meer ein trübes Bleigrau. So weit das Auge blicken konnte, tobende, schäumende Wellen. Die See begleitete mit Brausen und Heulen das gewaltige Lied des Sturmes. Wie ein leichtes Spielzeug wurde die ‚Wolga' hin und her geworfen und legte sich weit zur Seite, als wolle sie der großen See entgehen, die wie ein brüllendes Raubtier über sie stürzte und mächtige Pranken von weißem Gischt nach ihren Masten ausstreckte.

Lu griff nach dem Tau, um sich auf den schlüpfrigen Planken zu halten, und jubelte dabei wie ein Kind.

„Fein ist das!"

Kapitän Hansen lachte halb ärgerlich.

„Ihnen macht das alles Spaß! Wir verlieren aber

einen ganzen Tag Fahrt dadurch. Könnten schon längst in Philadelphia sein!"

„Schadet ja nichts! Ich möchte je länger je lieber auf See sein."

„So, so! — Und immer noch keine Spur von Seekrankheit?"

„I wo!"

„Dabei ist das Ihre erste Reise?"

„Ph! Wir Preußen sind eben 'ne schneidige Rasse!" Wieder warf Lu etwas hochfahrend den Kopf in den Nacken.

Der alte Kapitän sah sie lächelnd von der Seite an und machte sich so allerhand Gedanken, wie's diesem Vollblut wohl ergehen würde im Yankeeland.

Er hatte so viele Passagiere hinübergefahren, nach Neuyork, Philadelphia, Baltimore und Galveston; Auswanderer und Vergnügungsreisende, Kaufleute und Abenteurer. Er hatte von unerhörtem Glück vernommen, das dieser oder jener seiner Passagiere da drüben gehabt; mehr aber noch von Not und Elend und zertrümmerten Hoffnungen. Auswanderer und Ausgestoßene aller Länder Europas waren über seine Planken gegangen, und wenn die Statue der Freiheit sich riesenhaft aus dem Nebel erhob, in der Ferne die große Stadt auftauchte mit ihren himmelragenden Stein- und Eisenbauten und der schwarzen Wolke aus Rauch und Dunst darüber, dann war es dem alten Kapitän erschienen, als führe er einem ungeheuren Moloch Menschenopfer zu; immer mehr, Tausende um Tausende. Und die armen kleinen Menschen wurden verschlungen von den Steinriesen und der grauen Wolke von Rauch und Dunst, und die ‚Wolga' fuhr wieder heimwärts, um neue Opfer zu holen. Er kannte das Leben, der alte Kapitän. Er war kein Salonmensch und fuhr keinen Salondampfer; sein Schiff war ein Auswandererschiff, und auf ihm spielte sich ein Stück Leben ab in seiner ganzen Kraßheit, Unerbittlichkeit und Lächerlichkeit. Er kannte die Geschichten fast aller seiner Passagiere. Er las sie aus den Papieren und mehr noch aus den Gesichtern der Leute, wenn sie an

Bord kamen. Er verstand die stumpfen, verhungerten Gesichter der russischen Bauern, die nichts zu verlieren, wenig zu hoffen hatten da drüben, wohl zu unterscheiden von den wehleidigen Zügen des galizischen Handelsmanns, der ewig lamentierend im schmierigen Kaftan eine fette Börse mit sich führte und den die Sippe erwartete in Baltimore. Dort sei ein gutes Feld für seine Leute, hatten sie ihm geschrieben, und dort würde er nach Gold wühlen in schmutzigen Winkeln. Er kannte die verhärmte deutsche Frau, die bessere Tage gesehen hatte und scheu zurückschreckte vor dem Pöbel des Zwischendecks; kannte die breitschultrigen, blonden Männer mit der trotzigen Stirn und dem verbissenen Blick, die eigentlich nur durch Überredung von Agenten, ein paar Streitigkeiten mit Arbeitgeber oder Behörde hierhergekommen waren. Man sah ihnen den alten Soldaten noch an, und den Yankees würden ihre Muskeln und Sehnen willkommen sein. Zum Glück wurden ihrer weniger von Jahr zu Jahr auf seinem Schiff. Er unterschied den frechen Abenteurer in bunter, neuester Mode von dem verlorenen Sohn mit der schäbigen Eleganz und dem Bettelstolz.

Und seine Kajütspassagiere waren auch nicht viel anders, als die Zwischendecker. Da stand Herr Rosenberg aus Philadelphia an der Reling und unterhielt sich kameradschaftlich mit Vater Olczinsky aus Warschau. In einem halben Jahr würde Olczinsky ja doch Hausbesitzer sein in Philadelphia und vielleicht mit ihm verwandt und verschwägert. Was tat's, daß er noch den Kaftan trug und Zwischendeck fuhr? Er, Rosenberg, war ja auch im Zwischendeck herübergekommen, und andere Glaubensgenossen hatten genau so freundlich mit ihm gesprochen. Es hielt eben zusammen, sein Volk, überall auf der Welt. Das würde Herr Molkereibesitzer Schmitz aus Köln nie tun und sich mit dem Landwirt Braun aus Brühl unterhalten, der Zwischendeck fuhr. Und der stille, reservierte Herr aus Kabine Sieben mit der militärischen Haltung und den vornehmen Manieren hatte wieder seinerseits die Unterhaltung

des Herrn Schmitz kühl abgelehnt. Er wollte eine Studienreise durch die Vereinigten Staaten machen, hatte er dem Kapitän erzählt. Aber vorhin, als er sich unbeobachtet glaubte auf dem Bootsdeck, da hatte die schmale Hand sich um die Reling geklammert in einer nervösen Bewegung, und die sonst so kalten Augen hatten in die Ferne gestarrt, wo nun bald das erste amerikanische Feuerschiff auftauchen mußte, und es hatte ein Grauen in ihnen gelegen. Und die Frauen, — stiller, zurückhaltender waren sie auf diesen Schiffen, als auf den Salondampfern. Sicher gab es Liebesgeschichten genug an Bord, wurden mehr oder minder heimliche Orgien gefeiert von den Dänen und ihren Freundinnen; aber Flirt und kleine Liaisons gediehen nicht so üppig wie unter der Tropensonne, bei rauschenden Festen und zärtlichen Weisen — die Angst vor der Zukunft lag wie ein schwerer Druck auf den Auswanderern.

Nur eine an Bord war sorglos vergnügt, und das war Lu von Wersien.

Sie paßte nicht so recht zu der übrigen Gesellschaft, das hatte Kapitän Hansen gleich herausgefunden, und so hatte er sie ein wenig unter seinen Schutz genommen; ihr seine Wohnstube zur Verfügung gestellt und sie mit Lektüre versehen. Dafür war er von ihr mit kindlichem Vertrauen und dem Titel ‚Papa Hansen‘ beehrt worden. Lu stand sich gut mit der ganzen Besatzung, und alle hatten sich gleich ihrer angenommen, als sie im einfachen Reisekleid an Bord gekommen war und mit großen, erschrockenen Augen ihre Mitreisenden betrachtet, das feine Näschen gerümpft und den Kopf mit einer so trotzigen Bewegung zurückgeworfen hatte. Da wußten sie alle, der Schiffsjunge Peter und der alte Kapitän, daß sie nicht hierhergehörte.

Kapitän Hansen hatte ihr dann eine eigene Kabine anweisen und sie bei Tisch neben sich setzen lassen und dem jungen Schiffsarzt erklärt, daß diese Dame ‚Tabu‘ sei. Am ersten Abend hatte Lu ihm ihre Geschichte erzählt, die einfach genug war. Lu von Wersien fuhr zu Herrn

und Frau Doktor Stower nach New Braunfels in Texas: — au pair. Sie wollte einmal ein bißchen von der Welt sehen; es gingen ja heutzutage so viele junge Mädchen aus den besten Kreisen ins Ausland, — au pair. Sie hätte wohl nicht so leicht die Einwilligung ihrer Pflegeeltern zu dieser Reise erhalten, wenn nicht verschiedenes mit ins Gewicht gefallen wäre. Die Wersiens waren immer ein wildes Geschlecht gewesen; gute Soldaten, große Herren, sogar Künstler hatte es in der Familie gegeben; aber nie war ein Wersien Kaufmann. Lus Großvater hatte bei den Garde-Ulanen in Potsdam gedient; nachher hatte er als Grandseigneur auf Groß-Kossarten gesessen, und seine Jagden und seine Meute waren berühmt gewesen. Lus Vater hatte in demselben Regiment gestanden, und man hatte seinen Namen gekannt auf dem grünen Rasen. Er hatte eine hübsche Russin zur Frau genommen, die ihm nichts in die Ehe brachte als die Schulden des Schwiegervaters. Das junge Paar hatte fast immer in Kossarten gelebt, sorglos und glücklich, und hier war auch Lu aufgewachsen, inmitten von Pferden, Hunden und litauischen Dienstleuten, die ihr wie Sklaven jeden Willen taten. Im Sattel groß geworden, in ungebundener Freiheit, führte sie ein lustiges, wildes Leben, und die Nachbarn nannten sie den ‚kleinen Kosaken'. Als die junge Frau nach einem schweren Leiden plötzlich starb, der tolle Wersien kurz darauf bei der Hetzjagd das Genick brach und Groß-Kossarten unter den Hammer kam, da hatten sie alle es ja schon längst kommen sehen. Es waren noch mehr Schulden da, als man gedacht hatte. Als der Nachlaß geordnet war, blieb Lu nichts. Auf Beschluß des Familienrats kam sie zu Onkel und Tante Wersien nach Potsdam; die waren Major a. D. und hatten auch nicht viel. Hier wurde Lu erzogen und eignete sich im Laufe weniger Jahre all die Bildung an, die sie da hinten im Osten nicht gekannt hatte; sogar noch etwas mehr, als für eine junge Dame ihrer Kreise unbedingt erforderlich war. Nur dem eisernen Dickkopf, dem

wilden Temperament und dem ausgesprochenen Rassestolz konnte die strenge Erziehung nichts anhaben — das war das Erbteil des tollen Wersien. Lu fing gerade an in Gesellschaft zu gehen, und Tante Major ließ im Geiste alle reichen Bürgerlichen Revue passieren, die eine Wersien mit ihrer Hand beehren könne (einen anderen würde solch armes Mädchen ja doch leider Gottes nicht bekommen!), als Lu anfing, sich lebhaft für einen jungen Infanterieleutnant zu interessieren, der zwar von guter Familie war, aber auch nichts hatte. Das paßte nun Onkel und Tante Major durchaus nicht, und obwohl Lu ja noch ein Kind war, kannten sie doch ihren Dickkopf zur Genüge, um die dümmsten Streiche zu befürchten. Wenn man dies allzu lebhafte Interesse nur auf einen anderen Gegenstand lenken könnte! Gerade zur rechten Zeit kam da ein Brief aus Amerika. Er war von Frau Doktor Stower, geborenen von Schönberg, die Lu auf das liebenswürdigste einlud, sie doch in New Braunfels in Texas zu besuchen, wo ihr Mann ein großes Sanatorium habe. Vor ein paar Jahren waren Stowers in Potsdam gewesen und hatten Wersiens besucht. Tante Major erinnerte sich, daß sie einen sehr guten Eindruck gemacht hatten. Die Schönbergs waren eigentlich mit den Wersiens verwandt und eine der ersten Familien gewesen, die in den vierziger Jahren mit dem Prinzen Solms nach Texas auswanderten und die Ansiedlung New Braunfels gründeten. Sie mußten recht vermögend sein. Lu war sofort Feuer und Flamme; der Infanterieleutnant war für die nächste Zeit vergessen. Schon damals bei Stowers Besuch in Potsdam wäre sie am liebsten gleich mit ihnen nach Texas gereist, dem Wunderland der Cowboys und Mustangs! Pferde, wieder reiten können! Das war's, was sie am meisten lockte. Onkel und Tante mußten schon so viel für das Gesellschaftliche ausgeben, daß Lu in Potsdam gar nicht ans Reiten denken durfte. Höchstens daß sie im Sommer bei einem Verwandtenbesuch auf dem Lande dazu kam.

Manchmal hatte sie auf der Gartenmauer gesessen, wenn die Ulanen vorbeiritten auf schönen, tänzelnden Füchsen, mit klingendem Spiel zum Bornstedter Feld hinaus, und die Garde du Corps auf ihren Rappen und die schneidigen Husaren; — und dann hatte sie bitterlich geweint.

Lu bat und bettelte um Onkel und Tantes Einwilligung. Und endlich erhielt sie die, nach langen Beratungen und eifriger Korrespondenz mit Texas. Erst aber mußte sie einen Kursus in der Krankenpflege durchmachen; denn sie sollte eben au pair zu Stowers und im Sanatorium helfen. Dann fuhr Onkel Major nach Berlin und kaufte ein Dampferbillet nach Galveston in Texas, billigste Linie natürlich; aber da es doch keinen höheren Platz auf diesen Schiffen gab und der Verpflegungsplan geradezu üppig war, glaubte er Lu sehr gut untergebracht auf der ‚Wolga'.

Herr Major von Wersien war vor zwanzig Jahren einmal zwei Tage in Hamburg gewesen und außerdem hatte der Agent in Berlin ihm versichert, die Reisegesellschaft wäre durchaus erstklassig. Da Onkel von der Gicht geplagt war und Lu erklärte, sie wolle lieber noch drei Koffer mehr als ihre Tante mitschleppen, reiste sie eines Morgens seelenvergnügt, sorglos und selbstbewußt vom Bahnhof Friedrichstraße nach Bremen ab, nahm im Zentral-Hotel Quartier (nicht im Christlichen Hospiz, wie Tante empfohlen) und kam sich als Weltenbummler vor.

Immer noch in rosigster Laune begab sie sich am anderen Morgen in die Bahnhofshalle, wo sich die Kajütspassagiere der ‚Wolga' für den Extrazug versammeln sollten. Ein penetranter Armeleutegeruch, Kindergeschrei und ein Durcheinander von Polnisch, Russisch und schlechtem Deutsch empfingen sie. Überall Gruppen von schäbigen oder bunt aufgeputzten Menschen der niedrigsten Klassen; dazwischen verschwanden einige gutgekleidete und offenbar gebildete Leute, so daß der Gesamteindruck der des Pöbels war. Erschrocken prallte Lu zurück und ließ die Blicke ratlos über die schnatternde Menge schweifen. Ein mit auffallender Eleganz

gekleideter jüdischer Herr, dessen Hände mit unechten Ringen bedeckt waren, trat auf sie zu und lüftete den Hut.

„Se fahren wohl auch mit der ‚Wolga‘, Fräulein?“

Eisiger Hochmut trat auf Lus hübsches Gesicht.

„Ich wünsche keine Unterhaltung,“ sagte sie kurz und wandte sich ab.

„No, no, no!“ machte der jüdische Herr und lachte laut auf.

Rechts und links von ihr kicherte es, allerhand derbe Bemerkungen trafen ihr Ohr. Da entdeckte sie irgendeinen Beamten. Sie drängte sich bis in seine Nähe.

„Sagen Sie mal, ich habe mich wohl geirrt und bin hier unter die Zwischendeckspassagiere geraten?“

Der Mann grinste.

„Nee, nee, Fräulein! Dat's schon richtig. Dat sind allens Kajütspassagiere für die ‚Wolga‘.“

„Lieber Gott!“ Lus Stimme begann ein wenig zu zittern. „Wie sehen denn da erst die Zwischendecker aus?!“

„Nich viel anders, Fräulein,“ sagte der Beamte und ging lachend weiter.

„Darf ich Ihnen mit dem Gepäck behilflich sein, gnädiges Fräulein? — Der Zug wird gleich einfahren.“

Lu blickte überrascht nach der Seite, von der diese höfliche, altgewohnte Anrede kam. Es war ein jüngerer Herr, unauffällig elegant gekleidet.

„Ach ja, bitte!“

Schon brauste der Zug heran. Wie eine losgelassene Meute stürzten sich die Passagiere auf die Coupétüren.

Lu empfand eine große Dankbarkeit gegen ihren Ritter, der ihr Koffer und Handtasche abnahm und ihr endlich in ein freies Coupé half. Dann schloß er die Tür, so daß keiner aus der Menge mehr eindringen konnte. Er hatte sich nicht vorgestellt und die Reise nach Bremerhaven verlief schweigend. Dort nahm er wieder ihr Gepäck und geleitete sie sicher an Bord der ‚Wolga‘. Dann verabschiedete er sich mit höflichem Gruß. Das war der reservierte Herr von Nummer Sieben gewesen.

Sie hatte seitdem nicht wieder mit ihm gesprochen. Der Kapitän, der Doktor und der Obermaschinist hatten sie bald mit Beschlag belegt. Onkel Dircksen, den Obermaschinisten, besuchte sie vormittags in der Maschine, wo er ihr alles erklären mußte, und frühstückte nachher bei ihm in seiner geräumigen Kabine. Auf dem bequemen Sofa des Kapitäns hielt sie ihr Mittagsschläfchen oder las Seeromane und knabberte Pralinés dazu. Zum Tee besuchte sie Doktor Burghard und besichtigte mit großem Interesse seine Präparate und botanischen Sammlungen. Abends spielte sie mit Papa Hansen und Onkel Dircksen Skat. So war Lus Tag vollauf ausgefüllt an Bord der ‚Wolga'. Ein angeborener gesunder Humor und die Freude, der strengen Potsdamer Zucht entronnen zu sein, trugen das Ihrige dazu bei, über die erste Enttäuschung hinwegzuhelfen. Sie machte sich lustig über ihre Mitreisenden, die sie in prachtvollen Karikaturen verewigte. Dröhnendes Gelächter riefen diese hervor, wenn sie sie abends in der Offiziersmesse herumzeigte. Sie kam sich gar nicht zu würdig vor, um mit Peter, dem Schiffsjungen, Raubzüge in die Speisekammer zu unternehmen oder Onkel Dircksen ein Blumenstück auf den kahlen Schädel zu malen, wenn er ein Nickerchen hielt. Lu war eben der Kobold des Schiffes.

Jetzt stand sie immer noch oben auf der Kommandobrücke, trotzdem es dunkel geworden war und empfindlich kalt.

Papa Hansen wurde besorgt.

„Wollen Sie nicht lieber ins Warme gehen, Fräulein Lu?"

„Ach nee! Wo soll ich denn auch hin?"

„Gehen Sie doch in meine Kabine."

„Da räumt der Steward auf."

„Zu Onkel Dircksen?"

„Der schläft ja jetzt!!"

„Wie wär's mit dem Speisesaal?"

Lu rümpfte die Nase.

„Ach Gott, da sitzt gleich wieder'n polnischer Jude neben mir!"

„Oder das Rauchzimmer?"

„Nee, da könnte 'n jüdischer Pole kommen! Denn will ich man lieber den Doktor überfallen, der mikroskopiert, — das ist doch keine nützliche Beschäftigung! — Tjö, Papa Hansen!"

Flink kletterte sie die Treppe hinunter.

„Tjö, Sie Racker!" rief der Alte lachend hinter ihr her. Der Mann am Ruder und die anderen Offiziere sahen ihr schmunzelnd nach.

Lu kletterte vom Bootsdeck aufs Promenadendeck und von da in noch tiefere Regionen, wo Apotheke, Sprechzimmer und die Kabine des Doktors lagen.

Neben Schott Drei hockte der Matrose Klaas auf den Planken und dröselte. Zwischen seinen Beinen stand ein Eimer Teer mit einem Pinsel darin. Ohne einen Augenblick zu zögern fuhr sie ihm ein paarmal kräftig mit dem Pinsel durchs Gesicht. Dann verschwand sie kichernd in der Kabine des Doktors.

„'n Abend! Da bin ich!"

Doktor Burghard breitete beide Hände schützend über seine Präparate.

„Achtung! — Schütteln Sie sich bloß nicht so! Sie sind ja pitschenaß!!"

„Ach was, dann räumen Sie den Kram doch weg!" sagte Lu verächtlich und stülpte den triefenden Südwester auf des Doktors Kleiderhaken, der Ölmantel flog in die Ecke. Sie rieb die Hände.

„Ich bin ganz verklammt. Soll ich Tee machen, Kollege?"

Seit dem Kursus in der Krankenpflege betrachtete sich Lu als zur Gilde gehörig.

„Bitte!" lachte der Doktor und räumte sorgfältig seine Präparate und Instrumente fort. Er liebte es, den flinken schlanken Händen zuzusehen, die so geschickt mit dem Samowar zu hantieren wußten.

Doktor Burghard war ein etwas verwöhnter Herr, er hatte seine eigene Kaffee- und Teemaschine mit an Bord ‚dieses Kahns' gebracht und sie äußerst sinnreich auf einem Seitenbrett angeschraubt, so daß das Schlingern des Schiffes ihnen nichts anhaben konnte. Lu machte es sich auf dem Sofaplatz bequem, der Samowar begann zu summen, und es wurde äußerst gemütlich in der Kabine, die Bücherregale, allerhand Waffen und Kuriositäten wohnlich machten.

„Ägypter oder Russen?"

„Nur Russen natürlich! — Sie wissen doch, ich bin selbst ein halber Russe."

Lu nahm eine der zierlichen Zigaretten und paffte mit sichtbarem Behagen blaue Wölkchen vor sich hin. Das hatte Tante in Potsdam nie gern gesehen; aber jetzt war man frei, frei, frei . . . Sie erinnerte sich noch, wie hübsch das ausgesehen hatte, wenn Mutti in ihrem duftigen Spitzenneglige auf dem Diwan gelegen hatte, in mattem, rosigem Licht, die kleinen gelblichen Russen zwischen den roten Lippen . . . damals, in Groß-Kossarten. Doktor Burghard betrachtete mit lächelndem Wohlgefallen das junge, blühende Mädel mit dem rosigen rassigen Gesicht, den mutwilligen Augen und dem wirren braunen Haar. Mit einer naiven Selbstverständlichkeit tat sie hier an Bord alles, was ihr beliebte. Eine Mißdeutung schien unmöglich zu sein bei ihr. Es war vielleicht dieser echt ostelbische, aber unendlich naive Hochmut, der sie davor schützte.

„Eine Wersien tut das nicht!" konnte sie sagen, wenn ihr irgend etwas nicht paßte, und dabei den Kopf zurückwerfen, wie's ihre Lieblingsgewohnheit war. —

„Der Wind flaut ab," bemerkte der Doktor.

„Ja, leider!" sagte Lu bedauernd.

„Sie denken nur an Ihr Vergnügen, gnädiges Fräulein! Aber da hinten im Zwischendeck sieht's fürchterlich aus. Zeit, daß die Leute mal wieder an die Luft kommen."

„Das muß schrecklich sein, in diesem engen Raum und in der schlechten Luft so zusammengepfercht . . .“ Lu schauderte. „Führen Sie mich doch bitte mal ins Zwischendeck, Herr Doktor!“

„Eigentlich kein Anblick für Sie. — Aber da hinten vor'm Gepäckraum ist eben 'ne ganz interessante Gruppe, wenn Sie sich die mal ansehen wollen.“

„O ja, kommen Sie!“

Lu war schon aufgestanden und ging hinter dem Doktor den schmalen Gang entlang, der zum Zwischendeckquartier führte.

Der jedem Auswandererschiff eigene typische Geruch schlug ihnen hier konzentriert entgegen. Zugleich machten sich das dumpfe Summen vieler Stimmen, halbersticktes Wimmern kleiner Kinder und die Klänge einer Ziehharmonika bemerkbar.

In der Ecke eines großen düsteren Raumes saß ein junger Pole auf einer Kiste und spielte mit wildem Rhythmus eine Tanzweise. Zwei galizische Weiber, eigenartige Schönheiten, deren dunkle Augen feurig unter den bunten Kopftüchern hervorblitzten, und zwei Russen tanzten dazu Krakowiak. Das Stampfen des Schiffes schien sie nicht zu stören. Rings im Kreise hockten Männer, Weiber und Kinder, meist Polen, klatschten dazu in die Hände und ermunterten die Tanzenden durch schrille Rufe. Die braunen Gesichter und grellbunten Lumpen wirkten sehr malerisch in der trüben Beleuchtung. Ab und zu übertönte ein trockener, rasselnder Husten die lustige Weise; der drang aus einem Bündel schmutziger Wolldecken hervor, das zu Füßen des Polen lag und in dem seine junge schwindsüchtige Frau steckte. Wenn der Husten zu laut wurde, schlug der Pole mit dem Absatz gegen das Bündel, worauf es stiller wurde und die Frau sich bäumte und wand in den Decken, um des erstickenden Röchelns Herr zu werden. Ein hübsches braunes Mädel, deren schwarzes Haar frei über den Rücken herabfiel, lehnte neben dem Spieler und hatte den Arm um seine Schultern geschlungen. Als das Lied aus war,

bot sie ihm ihre roten, gierigen Lippen. Atemlos und erhitzt standen die Tänzer beisammen und sprachen der Flasche zu, die Vater Olczinsky kreisen ließ. Da streckte die Kranke ihren hageren Arm aus den Decken hervor, und man gab ihr auch. Aus einer anderen Ecke tönte plötzlich Geschrei. Die kleinen Olczinskys balgten sich mit den kleinen Mauruschats um eine Zwiebel. Vergeblich suchten die Mütter den Streit zu schlichten, hinter den flinken Rangen hertaumelnd, schwach von Seekrankheit und Schlaflosigkeit.

Die wilde Jagd störte eine Gruppe von Männern, die im Kreise um eine Laterne auf dem Boden hockten. Sie hatten erst Karten gespielt und waren nun in ernster Unterhaltung. Der Große mit der Lammfelltschapka und dem von Narben zerrissenen Gesicht wandte sich finster um und rief den Weibern ein paar Flüche zu. Erschrocken zogen die sich in einen Winkel zurück, und der Streit der Kleinen verstummte. Dann disputierten jene weiter in dem harten Idiom des Ostens. Das gelbe Licht der Laterne beschien phantastisch die stumpf brutalen, wild fanatischen oder verschlagenen Gesichter. Das zerhackte Profil des Großen, mit der scharf gebogenen Nase, warf einen drohenden, düsteren Schatten auf die gegenüberliegende Wand.

Lu war mit dem Doktor im Gang stehen geblieben und betrachtete die bunte Szene voller Ekel und doch mit Interesse.

„Sehen die Kerls, die da um die Laterne rumsitzen, nicht direkt aus wie Nihilisten?“ flüsterte sie.

„Werden auch wohl welche sein,“ gab der Doktor trocken zurück.

„Wirklich?!“

„Unter diesen polnischen und russischen Juden sind mehr Nihilisten oder Anarchisten als man denkt. — Haben Sie noch nicht genug von der Luft hier, gnädiges Fräulein?“

„Interessant ist's! — Aber Sie haben recht, Doktor. Wollen wieder nach Hause und noch 'ne Tasse Tee trinken. Da ist's doch gemütlicher!“

Mit erleichtertem Aufatmen wandten sich beide wieder dem Mittelschiff zu, aus dem ihnen ein frischer Lufthauch entgegenströmte.

„Nicht mehr wie Menschen; — auch nicht wie Tiere!" sagte Lu schaudernd, als sie sich's wieder in der Sofaecke bequem gemacht hatte. Der Doktor zuckte die Achseln.

„Bedenken Sie, daß es die Ausgestoßenen der niedrigsten Völker Europas sind."

„Also ist Amerika geradezu der Müllkasten Europas."

„Lassen Sie das bloß keinen Amerikaner hören, gnädiges Fräulein. Die da drüben bilden sich ein, eine große Nation zu sein."

„Eine Nation? Und steckt doch kein bißchen Rasse drin. Eine Mischung aus so was ist doch keine Nation!"

Lu sah den Doktor ordentlich empört an.

Der lachte.

„Ich glaube, Sie denken zuviel an Ihre ostpreußische Pferdezucht, drum will Ihnen diese Rassenmischung, genannt ‚Amerikaner', nicht gefallen. Ich sah auf der vorigen Reise ein Stück in Philadelphia, das hieß ‚The Meltingpot'. Darin wird Amerika mit einem ungeheuren Schmelztiegel verglichen, in der die Rassen der ganzen Welt verschmolzen werden und aus dem schließlich der Übermensch hervorgeht."

„Oh!" sagte Lu ausdrucksvoll, und hochmütiger Spott erschien in ihrem Gesicht.

„Ich bin für die deutsche Rasse; besonders für ostelbisches Vollblut, — das läßt sich nicht verschmelzen."

„Ich glaube auch nicht." Der Doktor betrachtete sie mit einem eigentümlichen Lächeln. „Es wird Ihnen aber vielleicht der eine oder andere Amerikaner recht gut gefallen."

„Amerikaner? Was heißt denn das?! — Mir wird vielleicht irgendein Deutscher oder Engländer oder Spanier gut gefallen, der in Amerika wohnt!"

„Also als Nation wollen Sie die Amerikaner nun einmal nicht gelten lassen?"

„Nein,“ sagte Lu sehr bestimmt. „Es geht überhaupt nichts über uns Deutsche,“ fügte sie mit der ganzen Überzeugung des Soldatenkindes hinzu.

„„Der Ansicht bin ich persönlich auch. Aber gerade der Deutsche neigt am meisten dazu, seine Nationalität zu verleugnen in Amerika.“

„Das ist eine Gemeinheit!“ brauste Lu auf.

„Manchen kann man's nicht übelnehmen. Der Yankee hält den Deutschen von alters her für dumm und gutmütig und sucht ihn als Arbeitstier auszunutzen; da denkt dann mancher, er kommt besser voran, wenn er seine Nationalität ablegt, amerikanischer Bürger wird . . .“

„ . . . schauderhaften Mischmasch redet und zur komischen Figur wird,“ fiel Lu ein. „Sehn Sie sich doch mal hier an Bord den Mister Green an! Er heißt natürlich Grün und kann seine deutsche Abstammung so wenig verleugnen, wie er sich das semmelblonde Haar und den gemütlichen Bierbauch abschaffen kann. Statt daß er nun stolz sagt ‚ich bin ein Deutscher und habe den Leuten da drüben gezeigt, was wir können!‘, nennt er sich Green und behauptet, daß schon seine Ahnen mit Kolumbus rübergekommen wären!“

„Mit der ‚Mayflower‘,“ verbesserte der Doktor.

„Na ja, meinetwegen ‚Mayflower‘! — Jedenfalls verachte ich aber den Menschen und halte jeden Deutschen, der seine Nationalität verleugnet, für einen vaterlandslosen Schuft!“

Der Doktor kratzte sich erschrocken den Kopf. „Ich sehe schon Mord und Totschlag kommen, gnädiges Fräulein, wenn Sie da drüben erst Ihre Ansichten auskramen.“

„Jedenfalls werde ich das Deutschtum hochhalten bis zur letzten Konsequenz,“ sagte Lu mit Nachdruck.

„Bravo!“

Der Doktor lachte, aber es drängte sich ihm doch die Überzeugung auf, daß das keine leere Redensart war. Es war ein so eiserner, stolzer Zug in dem jungen Gesicht erschienen.

Lus Wangen glühten und in den dunklen Augen

wetterleuchtete es noch nach der erregten Unterhaltung.

„Noch 'ne Tasse Tee?" fragte er lächelnd.

„Bitte!"

Der Duft des Karawanentees und der guten Zigaretten erfüllte den ganzen Raum.

Sie schnupperte behaglich.

„Das lernt man erst schätzen, wenn man aus dem Zwischendeck kommt!"

Nachdenklich blickte sie den blauen Rauchwölkchen nach.

„Sagen Sie mal, Doktor, es gibt doch zirka zwanzig Dampferlinien, die Auswanderer befördern, nicht?"

Er nickte.

„Und jede schickt ungefähr alle acht Tage ein Schiff raus?"

„Ja."

„Jedes vollgepfropft mit Menschen . . ." Lu schüttelte den Kopf. „Wie kommen nur die vielen, vielen Menschen dazu, auszuwandern?"

„'s ist zu eng in Europa, heißt's gewöhnlich," sagte der Doktor sarkastisch, „aber die meisten wandern wohl aus, damit die Schiffahrtsgesellschaften hohe Dividenden zahlen können."

Sie sah ihn fragend an.

„Die Leute werden von Agenten geradezu angeworben, auszuwandern; wenigstens in Ost-Europa. — Da gibt's welche, die sie darüber aufklären, wie schlecht sie leben und wie in Amerika das Geld auf der Straße liegt; andere, die ihnen ihre Habseligkeiten aus Gefälligkeit abkaufen und sie mit Reisegeld versehen. Besondere Agenten bringen sie in ganzen Zügen zu den Hafenplätzen; die kriegen dann wieder ihre Prozente von den Dampfer-Linien. Noch an Bord verkaufen die Agenten der amerikanischen Eisenbahnlinien ihnen Fahrscheine ins Innere der Vereinigten Staaten. Dafür müssen die Bahnlinien den Dampferlinien dann wieder Prozente zahlen. Erst wenn er an seinem Bestimmungsort angekommen ist, dann kümmert sich niemand mehr um den Auswanderer."

„Und dann?“

„Oh, auf der Rückreise sind unsere Schiffe sehr leer; und dann befördern wir die feinste amerikanische Gesellschaft in der Kajüte . . .“

„Das ist eigentlich furchtbar! Diese Millionen werden erst angelockt durch allerlei Versprechungen und dann schutzlos preisgegeben im fremden Land. — Amerika soll doch aber jetzt so strenge Einwanderungsgesetze haben?!“

„Ist nicht so schlimm. Ich glaube, nicht einer von unseren Zwischendeckern wird zurückgewiesen morgen in Philadelphia. Das sind ja doch die Muskeln und Sehnen, auf die der große Bluff sich stützt da drüben. — — Stehen Sie nur zeitig auf morgen, gnädiges Fräulein; dann können Sie die Komödie selbst mit ansehen!“

Lu war immer noch sehr nachdenklich.

„Ich begreife aber nicht, wie die Dampferlinien so viel verdienen können an den Zwischendeckern; der Fahrpreis ist doch so billig, und es gibt so viele Konkurrenzlinien!“

Der Doktor lachte leise vor sich hin.

„Unter diesen vermeintlichen Konkurrenten besteht ein Vertrag, der nicht gerade in ihre Prospekte mit hineingedruckt wird. Für jede Linie ist eine bestimmte Zahl Zwischendecker festgesetzt. Für jeden Kopf mehr bezahlt die Linie die Summe von mehreren Pfund, die dann einer anderen Linie zugute kommt, deren Passagierzahl hinter der vereinbarten zurückgeblieben ist. Es ist eine sehr glatte Rechnung, und guter Verdienst kommt für alle Teile heraus. Man monopolisiert den weißen Sklaventransport, und sobald es einer Linie einfällt, selbständig eine Konkurrenzverbindung zwischen zwei Hafenplätzen herzustellen, rüsten die verbündeten Linien sogenannte Kampfschiffe aus, die auf demselben Kurs mit den allerniedrigsten Preisen fahren. Die Konkurrenzlinie muß dann entweder das Geschäft aufgeben oder sich den Verbündeten anschließen!“

„Das ist ja doch aber Trust!“

„Man kann es so nennen. — Wir führen jetzt aber eine Unterhaltung, die man an Bord höheren Ortes nicht gerne sehen würde!“

Der Doktor sah sich lächelnd nach der Tür um.

In Lus ausdrucksvollem Gesicht spiegelten sich die widersprechendsten Empfindungen.

„„Das ist ja unglaublich!“ sagte sie kopfschüttelnd. „Wenn man darüber nachdenkt, daß es solche Zustände überhaupt auf der Welt gibt, dann kann man ja ganz traurig werden. Und dabei reden sie tönende Worte da drüben über Freiheit und Menschenrechte und haben den schwarzen Sklavenhandel abgeschafft . . . !“

Sie lachte spöttisch auf.

„Na, nehmen Sie's nicht tragisch, gnädiges Fräulein! Sie werden noch manches zu sehen bekommen, was Sie sich nicht träumen lassen.“

„Glaub's beinahe!“ Sie erhob sich. „Denn will ich man in die Koje steigen und morgen wirklich ganz früh aufstehen, um mir die ‚Komödie‘ anzusehen. Nacht, Doktor!“

Sie schüttelten sich kräftig die Hand, und Lu verschwand auf der Treppe zu den oberen Kabinen, während der Doktor Ölmantel und Südwester aufsammelte und in die Messe hinüberbrachte, wo der dritte Offizier schimpfend danach suchte.

II

Am anderen Morgen war das schönste Wetter. Rauschend fuhr die ‚Wolga‘ durch das immer noch bewegte Wasser in die breite Mündung des Delaware. Zu beiden Seiten zeigten sich blühende grüne Ufer. Helle Landhäuser schimmerten aus dunkeln, schattigen Parks. Hier und dort flatterte schon ein Sternenbanner in der frischen Brise, von den Auswanderern mit lauten Hurrarufen begrüßt. Fahrzeuge aller Art belebten den Strom. Kleine schneeweiße Privatjachten begleiteten den großen Dampfer von beiden Seiten. Es war ein überaus freund-

licher Anblick im goldigen Sonnenlicht. Amerika zeigte sich den Neulingen von seiner besten Seite.

Eine Barkasse mit der gelben Quarantäneflagge näherte sich in voller Fahrt. Die ‚Wolga' legte bei und ließ das Fallreep hinunter, um die Ärzte an Bord zu nehmen.

Im Zwischendeck drängte sich Kopf an Kopf. Mit neugierigen ängstlichen Augen starrten die Leute in das Fahrzeug hinunter, das nun längseits lag. Der Arzt mit seinen Assistenten schickte sich eben an, hinaufzuklettern. An Deck standen Kapitän Hansen, Doktor Burghard, der Zahlmeister und einige andere Offiziere in voller Uniform, um die Quarantänebeamten zu empfangen.

„Die Kerls sehen gut aus!" sagte Lu, die neben Herrn Schmitz an der Reling des Promenadendecks lehnte, lachend. „Die sind von der Heilsarmee!"

Der Vergleich war wirklich nicht ganz unzutreffend. Die Uniform, die den hageren, in salopper Haltung dastehenden Beamten um die Glieder schlotterte, hatte wirklich etwas Ähnlichkeit mit der der Heilsarmee. Die Leute verschwanden förmlich neben den reckenhaften Gestalten der norddeutschen Seeoffiziere. Nach kordialer Begrüßung ging man zum Zwischendeck, wo sämtliche Passagiere wie eine Schafherde in einem Winkel zusammengedrängt waren. Ringsherum hatten die Matrosen Taue gespannt, so daß keiner entwischen konnte.

Inzwischen bemerkte Lu, wie der Obersteward am Fallreep erschien und von einigen Stewards mehrere Kisten Wein und allerhand andere gute Sachen in der Barkasse verstauen ließ. Schmunzelnd nahm der im Boot zurückgebliebene Beamte alles in Empfang. Einer der amerikanischen Ärzte wandte sich um und blickte über Bord.

„Allright!" rief der Mann von unten herauf.

Der Quarantänearzt nickte befriedigt.

„So 'n Doktor könnt' doch 'n schwunghaftes Kolonialwaren-Geschäft anfangen," bemerkte Herr Schmitz, der sofort die praktische Seite der Sache sah.

Mit gespanntem Interesse verfolgte Lu alle Vorgänge im Zwischendeck.

Die Ärzte hatten allerhand Instrumente ausgepackt, Handschuhe angezogen und sich einander gegenüber aufgestellt, so daß sie eine schmale Gasse zwischen sich freiließen. Durch diese wurden die Auswanderer einzeln getrieben. Gewöhnlich begnügte man sich, ihnen ein Augenlid umzukehren, wenn die Leute einer Augenkrankheit verdächtig erschienen. Weitere Untersuchungen wurden nicht vorgenommen. Die letzten Passagiere trabten im Laufschritt zwischen den Ärzten hindurch. Diese waren offenbar sehr froh, daß die Sache erledigt war, und unterhielten sich in liebenswürdigster Weise mit ihrem deutschen Kollegen. Dann zogen sie die Handschuhe aus und folgten den Offizieren zum Frühstück hinunter.

Nach einiger Zeit erschienen sie mit lebhaft geröteten Gesichtern wieder, um nun auch die Kajütspassagiere in Augenschein zu nehmen. Auch diese Formalität wurde sehr schnell erledigt, indem die Herren, höflich grüßend, ein paarmal das Promenadendeck auf und ab gingen. Nach sehr herzlichem Abschied von ihren Gastgebern kletterten sie wieder in die Barkasse.

Die Dampfsirene der ‚Wolga‘ heulte, und langsam setzte sich der Koloß wieder in Bewegung.

Die Ufer rückten enger zusammen, das frische Grün wich allmählich allerhand düsteren Schuppen und Fabrikgebäuden, unterbrochen von Bretterzäunen oder leeren Baustellen, die mit Schutt bedeckt waren. Hinter den Häusern brauste ein Eisenbahnzug vorbei; große Dampfkräne rasselten; hunderte von Feueressen stießen schwarze Rauchwolken aus. In der Ferne erhob sich die Stadt mit ein paar Wolkenkratzern, grau, nüchtern und erdrückend in ihrer gigantischen Eintönigkeit. Auf dem schmutzfarbenen Wasser wimmelte es von Fahrzeugen; Ruderboote, Barkassen und große Dampffähren schossen bunt durcheinander. Über all dem hallte der dumpfe Lärm rastloser Arbeit. Schon näherte sich die ‚Wolga‘ dem Kai. Kahle,

schmucklose Schuppen tauchten auf; grau von Schmutz und Staub.

Die wohltuende milde Sonnenwärme war einer drückenden Schwüle gewichen. Die Luft war von Staub und üblen Gerüchen erfüllt.

Langsam und schwerfällig schob sich das große Schiff in die Docks hinein. Unter den Passagieren, die sich im Zwischendeck drängten, herrschte beklommenes Schweigen. In ihrem besten Staat aber schüchtern in einen Winkel gedrückt, das kleine Bündel krampfhaft unter dem Arm, warteten sie auf die Einwanderungskommission. Alles war schon zur Landung bereit.

Die ‚Wolga‘ war an ihrem Schuppen angekommen und stoppte. Die Brücken rasselten herunter. Als Erste sprangen mehrere zerlumpte Niggers an Bord, wahre Galgenphysiognomien, in allen Schattierungen vom Zulu-schwarz bis zum Hottentottengelb. Sie machten es sich sofort auf den Luken zum Laderaum bequem und riefen sich in ihrem Kauderwelsch Bemerkungen über die Einwanderer zu, die sie unverfroren musterten. Diese standen ihrerseits wieder in einem neugierigen Kreis um die Farbigen herum und betrachteten staunend die ersten Neger. Die meisten hatten in ihrem ganzen Leben noch keinen gesehen.

Im Landungsschuppen hatte sich eine bunte Menge angesammelt. Angehörige begrüßten sich schon von weitem mit Passagieren. Besonders die Familien der Galizier hatten sich vollzählig eingefunden. Die Damen promenierten am Kai auf und ab und zeigten farbenprächtige Toiletten. Es schien ihnen nicht schlecht zu gehen im gelobten Lande. Agenten verschiedener Eisenbahnlinien, Hotels und Terrain-Gesellschaften, Reporter, Zeitungsjungens, Gelegenheitsarbeiter und die üblichen Hafenbummler drängten und pufften um den ersten Platz an der Brücke. Ab und zu machte ein knüppelbewaffneter Polizist den schwachen Versuch, die Leute zurückzuscheuchen.

Die Einwanderungs-Beamten kamen an Bord. Rot

und hitzig lief der Zahlmeister auf Deck umher und rief die Kajütspassagiere für Philadelphia in den Speisesaal hinunter, wo sie den Beamten ihre Papiere vorzulegen hatten.

Lu folgte neugierig dem Strom und faßte in einer Ecke des Saales neben Herrn Schmitz Posten.

Der war seit einiger Zeit sehr vergnügt. Jetzt rieb er sich die Hände und blickte mit einem beinahe schadenfrohen Lächeln auf die anderen Passagiere, die mit mehr oder minder ängstlichen Gesichtern an den Tisch der Kommission traten.

„Dat jing allens jlatter, als wie ich jedacht han,“ sagte er zu Lu.

„Was denn?“

„Na, dat Janze! Jetzt bin ich schon Farmbesitzer!“

Lu blickte ihn überrascht an.

„Wie sind Sie denn dazu gekommen?“

„Ich han einfach Herrn von Steinburg seine Besitzung in Montana abjekauft. Jar nich so arg viel han ich anzahlen müssen. Da ist der Kontrakt!“

Er zeigte ihr ein Schriftstück mit sehr vielen Stempeln, in sehr juristischem Stil.

„Steinburg? . . . Ach so, das ist der ‚adlige Herr aus Montana‘, der immer so viel Grog trank . . .“

Ein wenig mißtrauisch betrachtete Lu das umfangreiche Dokument, worin viel von Weiderecht und Ackerboden, Wasserkraft und artesischen Brunnen vorkam.

Eine erregte Auseinandersetzung am Kommissionstisch lenkte ihre Aufmerksamkeit ab.

Fräulein Albrecht, eine stille junge Dame, die als Braut für einen deutschen Pastor herübergekommen war, brach in Tränen aus. Alle Umstehenden und der Zahlmeister redeten auf den Einwanderungsbeamten ein. Anscheinend ohne Erfolg.

„No!“ sagte er bestimmt und schüttelte den Kopf. Dann sah er sich ungeduldig um. „Next!“ rief er scharf.

Der reservierte Herr aus Kabine Sieben trat an den Tisch.

„Was ist denn los mit Fräulein Albrecht?“ fragte Lu einen Vorübergehenden.

„Sie wollen sie nicht landen lassen, weil ihr Bräutigam noch nicht hier ist. Er muß herkommen, und die Trauung muß noch an Bord stattfinden, sonst darf sie nicht landen, und die ‚Wolga‘ kann sie nur gleich mit nach Hause nehmen. Sie ist außer sich!“

„Kein Wunder! — Das sieht doch jeder, daß Fräulein Albrecht ein anständiges Mädchen ist; warum wollen sie sie denn nicht landen lassen?“

„Wer weiß, was die wittern! Sind ja in letzter Zeit höllisch scharf auf den Mädchenhandel.“

„Na, und die Freundinnen von den Dänen und das sogenannte Brautpaar?“

„Oh, die warten bloß auf den Pastor und lassen sich nachher trauen. Sonst kommen sie nicht nach Amerika rein. Der dritte Offizier ist schon mit der Autodroschke weg, um ihn zu holen. — Fräulein Manske und der kleine blonde Steward werden auch verheiratet. Sie ist amerikanische Bürgerin, und er soll ihr die Ehe versprochen haben. — Heiter, nicht?! — Sie können sich ja aber nachher wieder scheiden lassen. — Ich muß jetzt runter, meine Papiere holen!“

Lachend schob sich der Herr weiter durch das Gedränge.

Lu lachte laut auf. Es kam ihr plötzlich alles so furchtbar komisch vor; der Pastor, der im Auto geholt wurde, die harmonischen Ehen, die da geschlossen werden sollten, und die moralischen Mienen der Einwanderungsbeamten.

Der reservierte Herr aus Kabine Sieben war immer noch nicht fertig.

„Wessow heißen Sie?“ fragte der Beamte in seinem gebrochenen Deutsch.

„Hier steht ‚von Wessow‘!“

Ein flüchtiges Rot huschte über das Gesicht des jungen Mannes.

„Ich habe die Absicht, mich auf meiner Reise durch die Vereinigten Staaten einfach Wessow zu nennen.“

„So? — Hm! — Wieviel Geld haben Sie?“

„Ich befinde mich im Besitz der erforderlichen Mittel.“

Der Beamte murmelte etwas vor sich hin, das wie ‚fiddlesticks‘ klang.

„Bitte, zeigen Sie!“

In Herrn von Wessows grauen Augen begann es zu wetterleuchten.

„Ist das Vorschrift?“

„Please, Sir!“ Das klang sehr scharf.

Zögernd nahm der andere seine Brieftasche heraus.

Die kalten Augen des Beamten musterten ihn prüfend.

„Hundert Dollars! — Ihren Beruf haben Sie nicht angegeben. Zum Arbeiten sind Sie nicht in die United States gekommen. Wer wird Ihre Rückreise bezahlen?“

Wessow fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er war bleich geworden. All die vielen Augen fühlte er auf sich gerichtet und nahm sich mit gewaltsamer Anstrengung zusammen.

„Ich gedenke mir das Geld zur Rückreise zu erarbeiten.“

„Well, — allright!“

Der Beamte stempelte seine Papiere ab und schob sie ihm hin.

„Next!“

Ein stiernackiger Norweger trat vor, eine wahre Hünengestalt. Die Kommission musterte ihn mit wohlgefälligen Blicken.

„Sie sind Schiffsschmied?“

„Yessir!“

„Abgemustert von der ‚Trollhetta‘?“

Das klang etwas skeptisch.

„Yessir!“

„Well, — allright! — Next!“

Endlich kam die Reihe an Herrn Schmitz, der wohlgemut vor den Tisch trat. Seine Frau saß in der Sofaecke, schwach

und abgemagert von der überstandenen Seekrankheit, und verfolgte ihn mit ängstlichen Blicken.

„Ei heff allrettie e farm,“ sagte er stolz in seinem neugelernten Wörterbuch-Englisch, und breitete seinen Kontrakt vor dem Beamten aus. Der lächelte.

„Sprechen Sie lieber Deutsch, Mister Schmitz, das können wir besser verstehen.“

Dann sah er in den Kontrakt und schüttelte den Kopf.

„Nonsense,“ brummte er und schob ihn den anderen Beamten hin. Die schüttelten auch die Köpfe.

Herrn Schmitz' Gesicht wurde lang.

„Wieviel haben Sie angezahlt?“

„Zweitausend Dollars.“

Der Beamte wandte sich zu dem Zahlmeister.

„Wo ist dieser Mister von Steinburg?“

Der Zahlmeister verschwand.

„Um Jottes willen, hat er dich ereinjelegt?!“ kreischte Frau Schmitz aus ihrer Sofaecke.

„Stimmt er nich, der Kontrakt?“ fragte Herr Schmitz fast stammelnd.

„Swindel!“ sagte der Beamte. „I'm afraid, Mister Schmitz, Sie sind betrogen worden.“

„Wat!“ In dem breiten, gutmütigen Gesicht erschien der Ausdruck starren Schreckens.

„Jesus Maria!“ tönte es aus der Sofaecke.

Erregt und außer Atem erschien der Zahlmeister wieder nach einer Weile.

„Herr von Steinburg ist nirgends zu finden; seine Kabine ist leer!“

Dumpfes Gemurmel erhob sich. Die Beamten sahen sich an und nickten. Sie hatten sich das gleich gedacht.

„Ja, aber wat soll ich denn jetzt tun?“ jammerte Herr Schmitz. „Dat is ja die Hälft von mei'm janzen Geld!“

Der Beamte zuckte die Achseln.

„Phonen Sie nach den Police-Headquarters.“

Herr Schmitz starrte ihn verständnislos an.

„Go on!“ rief der Beamte ungeduldig und sah auf seine Uhr. „Next!“

Die Dänen traten vor und drängten Herrn Schmitz beiseite.

Die arme Frau war in hysterisches Weinen ausgebrochen. Vergeblich suchten ein paar Mitleidige sie zu trösten.

Dann wurde die allgemeine Aufmerksamkeit durch den Eintritt des dritten Offiziers mit dem Pastor abgelenkt.

Die Umstehenden gaben Raum, und der Pastor kramte ein schwarzes Buch aus der schwarzen Reisetasche, die er mitgebracht hatte. Dann begann er in sehr geschäftsmäßiger Weise und nach dem Motto ‚Zeit ist Geld‘ die Trauungsformeln herunterzulesen.

Die Beamten fungierten als Zeugen.

Ein Paar nach dem anderen trat vor. In wenigen Minuten waren die Dänen und ihre Freundinnen, der kleine Steward und Fräulein Manske als Ehegatten fürs Leben verbunden.

Lu betrachtete in starrem Staunen die Szene. Also so einfach war das Heiraten in Amerika!

Der Pastor war eben dabei, Kasse zu machen, und die Beamten nahmen ihre Zeugengebühren in Empfang, als ein lauter Jubelruf ertönte.

Fräulein Albrecht hatte sich plötzlich erhoben und drängte sich durch die Umstehenden zur Tür, in der soeben ein jüngerer, geistlich aussehender Herr erschienen war.

„Theodor!“

Die Gefühle waren auf beiden Seiten echt. Das zeigte die Begrüßung. Es ging wie ein Aufatmen durch die Versammlung. Jeder hatte das arme Mädchen bedauert, das der Verzweiflung nahe gewesen war.

Jetzt klärte sich alles auf. Der Bräutigam war durch einen kleinen Eisenbahnraub unterwegs aufgehalten worden. Zwei Tramps mit ‚Sixshooters‘ hatten den Zug angehalten, und es hatte geraumer Zeit bedurft, bis sie die zweihundert Passagiere durchsucht hatten.

Reverend Müller war eben erst in Philadelphia angekommen und hatte nun natürlich auch kein Geld, um die Trauungskosten zu bezahlen.

Da brachte ein anwesender Reporter ein Hoch auf das Brautpaar aus, und unter allgemeinem Gelächter wurde eine Sammlung veranstaltet, bis die nötige Summe beisammen war. Der Pastor öffnete noch einmal die schwarze Reisetasche und holte das schwarze Büchlein hervor. Die Beamten unterschrieben noch einmal als Zeugen, und schon war Fräulein Albrecht Mistreß Reverend Müller geworden.

Noch einmal erscholl ein donnerndes Hoch; die anwesenden Amerikaner ‚yellten‘. Unter all diesem Lärmen und Toben sahen sich die beiden Neuvermählten so glücklich in die Augen, als seien sie in einer deutschen Dorfkirche bei Glockenläuten und feierlichen Choralklängen.

Fast betäubt von all dem Erlebten trat Lu wieder aufs Deck hinaus.

In langem Zuge bewegten sich die Auswanderer über die Brücke in die dunklen Schuppen hinein. Jeder mit seinem Bündel beladen, jeder mit einer weithin sichtbaren Pappkarte versehen, auf der seine Nummer und der Name der Eisenbahnlinie verzeichnet stand, die ihn weiter ins Innere befördern sollte. Drinnen in den Schuppen standen die Agenten, nahmen die Leute in Empfang und verluden sie in die Eisenbahnwaggons wie Schlachtvieh.

Es war ein Anblick, der Lu traurig stimmte. Viel greller traten Not und Elend zutage im hellen Sonnenlicht. Es war, als wenn das ganze Menschenleid der Erde sich über jene schmale Brücke schleppte. Die hageren, kranken Frauen, tief gebeugt unter der Last ihrer Habseligkeiten; die krummbeinigen, ungesunden Kinder, starrend vor Schmutz; die ausgemergelten oder brutal vierschrötigen Gestalten der Männer, auf deren stumpfen Gesichtern Trunksucht und andere Laster häßliche Linien gezeichnet hatten, das alles schob sich langsam vorwärts in langer Reihe und verschwand da drüben im Dunkel. Wenig Deutsche waren darunter. Lu bemerkte es mit einer Art Erleichterung. Die meisten waren

Polen, Russen, Galizier und Italiener. Zwischen diesen elenden Gestalten drängten sich kokett aufgeputzte Weiber, denen man nichts von dem überstandenen Jammer des Zwischendecks anmerkte. Lu wunderte sich, wo sie so plötzlich die schönen Kleider her hatten und warum die Beamten diese hier landen ließen, während anständige Mädchen aus der Kajüte zurückgewiesen wurden.

Auf der anderen Brücke gingen die Kajütspassagiere an Land. Eben kam das junge Pastorenpaar vorüber und unterhielt sich lebhaft mit dem ‚Clergyman', der im Automobil gekommen war. Am Kai bemerkte Lu Herrn und Frau Schmitz inmitten ihrer Koffer. Sie blickten sich ratlos um und winkten ab und zu den Negern, die achtlos vorübergingen. Offenbar suchten sie einen Gepäckträger.

Was mochte wohl aus diesen guten, beschränkten Menschen werden, die so hilflos waren im fremden Land wie kleine Kinder?

Von Herrn von Steinburg hatte man keine Spur gefunden. Wunderbar, wie er wohl von Bord gekommen sein mochte bei der scharfen Kontrolle.

Eben ging Herr von Wessow an Land. Er wandte sich noch einmal um und entdeckte Lu an der Reling. Grüßend zog er den Hut. Da legte sie beide Hände an den Mund: „Weidmannsheil!" rief sie mit heller Stimme hinüber.

Ein frohes Lachen huschte über sein schmales Gesicht. „Weidmanns Dank!" rief er zurück.

Dann verschwand auch er in dem dunklen Schuppen drüben.

Lu starrte in das schmutzige, braune Wasser zwischen Bordwand und Kai und fühlte plötzlich wieder eine große Traurigkeit.

Wer er wohl war, dieser Herr von Wessow? Wie schade, daß er auch da im Dunkel verschwinden mußte mit den anderen Elenden! Er hatte sich so ritterlich

ihrer angenommen damals in der Bahnhofshalle von Bremen. Sicher war er ein Ehrenmann! —

„Na, gnädiges Fräulein, so tief in Gedanken?"

Doktor Burghard trat lächelnd neben sie.

„Das macht mich alles so traurig," sagte Lu. „Die armen, armen Menschen . . ."

Der Zug der Auswanderer über die Zwischendecksbrücke wollte immer noch nicht enden.

„Grübeln Sie nicht zu viel über fremdes Leid! Sie können's ja doch nicht ändern. Denken Sie lieber darüber nach, was wir heute abend anstellen wollen in Philadelphia! Sobald die Passagiere von Bord sind, stehen wir alle zu Ihrer Verfügung, Papa Hansen, Onkel Dircksen und meine Wenigkeit."

„Famos!" jubelte Lu.

Vergessen waren alle trüben Gedanken bei der Aussicht auf eine Entdeckungsfahrt in die erste amerikanische Stadt.

„Wann wollen wir losgehen?"

„Müssen noch ein bißchen Geduld haben! Erst muß alles von Bord, was für Philadelphia bestimmt ist. So um sechs Uhr wird der Kapitän wohl an Land gehen."

„Was soll ich denn so lange anfangen?" fragte sie kläglich.

„Kommen Sie in die Kapitänskajüte, da sitzt alles voll von Reportern und sonstigen Zeitungsmenschen."

Lachend zog er sie hinein.

Um den Tisch, auf dem mächtige Seidel Faßbier standen, saßen mehrere Herren, die Lu auf den ersten Blick alle ganz gleich vorkamen. Alles dieselben glattrasierten nervösen Gesichter mit den unruhigen, alles musternden Augen; dieselben auffallend gestreiften Anzüge mit den viereckig ausgepolsterten Schultern; dieselben riesigen Halbschuhe mit den breiten Schleifen und den nach innen gebogenen Spitzen. Das waren die Reporter der bedeutendsten Zeitungen in Philadelphia.

„That's the young lady!" sagte der Doktor und schob ihr einen Sessel an den Tisch heran.

All die scharfen, neugierigen Augen richteten sich auf sie, und dann prasselte ein Hagel von englischen und deutschen Fragen auf sie herab.

„So sind Sie Miß von Wersien und kommen aus Potsdam?" inquirierte der ‚Daily Expreß'.

„The ships-doctor tells us, you know the Kaiser!" bemerkte der ‚Time-Star'.

Lu sah entsetzt den Doktor an. Der schmunzelte schadenfroh.

Nun kam Frage auf Frage.

Als erste: wie ihr Amerika gefalle?

Lu antwortete, sie hätte noch nichts davon gesehen außer den Schuppen da drüben, und die gefielen ihr gar nicht.

Die jungen ‚Cub-Reporter' kritzelten eifrig in ihre Merkbücher.

Wann und wie oft sie in Potsdam bei Hofe empfangen worden sei?

Ob es wahr wäre, daß der Kaiser Teddy Roosevelt um die Schultern gefaßt hätte?

Ob die Kaiserin ‚hobble skirts'*) trüge?

Mit wem sich die kleine Prinzessin voraussichtlich verloben würde?

Wie sich der Kaiser zur Trust-Frage stelle?

Ob es wahr wäre, daß Miß von Wersien nach Amerika verbannt wäre, weil ein königlicher Prinz sie habe heiraten wollen und ‚the Kaiser' seine Zustimmung nicht gegeben habe?

Jetzt wurde es Lu zu bunt. Mit einem Ruck erhob sie sich.

„Donnerwetter! — Are you all crazy?! — Pshiakrew!" rief sie wütend und in schönem Sprachgemisch, während sie Miene machte, durch die Tür zu entschlüpfen.

---

*) Fesselröcke.

Aber die ‚Saturday Evening Revue‘ ließ sie nicht so leichten Kaufes davon. Sanft aber bestimmt hielt der energische Herr sie am Ärmel zurück.

„Sagen Sie wenigstens noch, wo Sie hinreisen, Miß von Wersien.“

„New Braunfels, Texas!“ gab sie unfreundlich zurück.

Da sah sie, wie der Doktor auf dem Sofa saß und sich wand vor Lachen.

Trotz aller Empörung ging ihr plötzlich die Erkenntnis der großen Komik dieser Situation auf. Und damit kehrte auch ihr ganzer Mutwillen zurück. Sanftmütig ließ sie sich von der ‚Saturday Evening Revue‘ zu ihrem Sessel führen, bestellte ein Glas Bier und fing an, ungeheuerliche Lügen zu erzählen, mit dem ganzen Talent einer Wersien, deren Vorfahren weidgerechte Jäger gewesen waren.

‚Ja, sie habe einen Prinzen tief und innig geliebt. Den Namen könne sie natürlich aus Zartgefühl nicht nennen. Der Prinz hätte aber eine Prinzessin heiraten sollen und die habe ihr aus Eifersucht nach dem Leben getrachtet. Um das Leben des Prinzen nicht auch noch in Gefahr zu bringen, habe sie, Lu, edelmütig entsagt und sei nach Amerika auf einen längeren Besuch gereist, um ihren Schmerz zu vergessen.‘

Der Doktor hustete laut. Lu machte ein seelenvergnügtes Gesicht und stärkte sich mit einem Schluck Bier. Die Reporter kritzelten eifrig.

‚Seine Majestät der Kaiser stelle sich sehr schroff zur Trust-Frage. Erst kurz vor ihrer Abreise habe sie Seine Majestät in Sanssouci getroffen und Seine Majestät habe ihr anvertraut, er sei ganz der Ansicht Teddy Roosevelts und würde niemals einen Trust in Deutschland dulden . . .‘

Der Doktor hatte sein Taschentuch vor den Mund gepreßt und verließ jetzt das Lokal.

‚Die ‚hobble-skirts‘ seien bei Hofe jetzt allgemein Mode. Es sei ein eigener Hüpftanz für den nächsten

Hofball erfunden, den Johann Strauß mit einem besonderen Rhythmus komponiert hätte . . .‘

Hier sahen die Reporter Lu etwas skeptisch an und hinderten sie auch nicht mehr, als sie sich erhob und dem Doktor nachging.

Er erwartete sie draußen an Deck.

„Sie sind ein netter Racker!“

„Na, wer hat denn angefangen und erzählt, daß ich mit Majestät bekannt wäre?!“

Burghard lachte.

„Jetzt passen Sie mal auf, was für ein haarsträubender Blödsinn morgen in den Zeitungen steht!“

„Hoffentlich drucken die nicht alles, was ich ihnen vorgeflunkert habe! — Übrigens, — zum Schluß haben sie mir auch nicht mehr alles geglaubt!“

„Was! Haben Sie's noch dicker aufgetragen?!“

„O, ich habe bloß erzählt, daß Johann Strauß einen Hüpftanz für den nächsten Hofball komponiert hätte, wegen der engen Fesselröcke.“

Da setzte sich Doktor Burghard auf eine Bank und lachte, bis ihm die Tränen in die Augen traten.

III

„Endlich sind Sie mit Putzen fertig!“ begrüßte Lu Papa Hansen, der aus seiner Kabine trat und ein Zivil anhatte, das ihn schon auf hundert Schritt als Schiffskapitän verriet.

Sie und der Doktor waren zum Ausgehen bereit, in leichter, heller Kleidung, denn es war noch immer drückend schwül.

Jetzt kam auch Onkel Dircksen aus den unteren Regionen herauf, in Räuberzivil und Benzinduft gehüllt.

In bester Stimmung schritten die Vier über die

Brücke, durch die langen Schuppen zur Straße hinaus, um ihren Bummel durch Philadelphia anzutreten.

Am Kai nahmen sie eine Autodroschke, die sie rasch aus den schmutzigen Hafenquartieren in die Geschäftsstadt brachte, mit ihren asphaltierten Straßen, eleganten Schaufenstern und Wolkenkratzern.

Philadelphia bot das typische Bild einer großen, amerikanischen Stadt. Alle Baulichkeiten nüchtern und praktisch; alles zum Gelderwerb bestimmt. Dazwischen ein Tempel aus weißem Marmor in streng klassischem Stil, den man auf einen meerumspülten Felsen im alten Griechenland hätte wünschen mögen und über dessen Pforte in goldenen Lettern die Inschrift ‚Philadelphia Bank and Trust-Company‘ prangte. Ab und zu kam man an gigantischen Bauwerken vorüber, die viel Pracht und Geld zur Schau trugen. Der Chauffeur drehte sich dann um und erzählte, was sie gekostet hatten. Auf den Straßen brausten die elektrischen Bahnen in ununterbrochener Kette dahin, Wagen aller Art, Automobile und Radfahrer hasteten vorüber. Alle in Eile; alle auf der Jagd nach dem Dollar. Dazwischen schossen elegante Privatautos hin und her und hielten vor den fashionablen Warenhäusern. Sehr schicke junge Damen, alle mit bleichen Wangen, sehr schönen Schuhen und in der letzten Butterickmode, lenkten sie zumeist selbst, mit eherner Ruhe durch das Straßengewühl steuernd. Auch sie waren in Eile, hatten keine Zeit, — denn jede Minute ihres Tages war ausgefüllt mit gesellschaftlichen Verpflichtungen. Auf den Trottoirs schob sich ein unabsehbarer Menschenstrom dahin. Alle Rassen, alle Nationalitäten waren vertreten; jeder Stand. Und alle diese Leute hatten Eile. Sie alle stürmten im gleichen Tempo dahin, sahen einander nicht an und warfen nur flüchtige Blicke auf die Schaufenster, denn für sie alle bedeutete Zeit Geld. Eine Reihe von Schönheiten schritt auf beiden Seiten der Straße vorüber, mit elastischem Gang, mit gewählter Eleganz gekleidet. Aber keiner der jungen Leute, die

hastig aus der Tür einer Office traten, auf die Uhr sahen und dann die Straße hinuntereilten, hatte einen Blick für sie. Auch nicht die alten Herren, die bedächtiger daherkamen und nur Sinn für die letzte Abendzeitung hatten, die ihnen eben ein schreiender ‚Newsboy‘ anbot.

Mit großen, erstaunten Augen blickte Lu auf dies Straßenbild, das so verschieden von dem Berlins war. Aber sie hütete sich, Neugierde oder Bewunderung zu zeigen. Es kam ihr fremd vor, dies Hasten und Treiben, und ungemütlich. Ein Unbehagen erfüllte sie. Sie verstand nicht, welche Macht all diese Menschen vorwärtspeitschte, und etwas in ihr lehnte sich auf gegen das amerikanische Leben, wie es ihr hier entgegentrat.

Dann kam man durch weniger belebte Seitenstraßen, durch stille, vornehme Avenues, in denen imposante Villen inmitten wohlgepflegter Gärten lagen. Bei den auffallendsten drehte sich der Chauffeur um, erzählte, wieviel Dollars ihr Bau gekostet habe und wieviel die Besitzer ‚wert‘ seien.

Und schließlich ging's wieder in eine elegante Geschäftsstraße, die eben in einem Meer von elektrischem Licht aufflammte, in sausender Fahrt durch das Chaos von Menschen und Wagen. Dann hielt der Chauffeur vor einem Palast, der in bunter Lichtflut erstrahlte, dem Depot (Bahnhof). Man hatte beschlossen, nach Willow Grove hinauszufahren, wo der große Electric Parc war, das beliebteste Vergnügungsetablissement von Philadelphia.

Der Doktor schob sich durch das Gedränge und besorgte Fahrscheine.

Das Donnern der einfahrenden Züge, das Schnauben und Zischen der Lokomotiven, die grellen Lichter und der Lärm so vieler Menschen betäubten Lu fast. Sie atmete auf, als sie in den weichen Polstern des geräumigen Wagens saß, der voll von fröhlichen, eleganten Leuten war, die alle hinausfuhren, um sich zu amüsieren. Von den Wänden warfen Spiegel die reizenden Erscheinungen der feschen Girls in ihren duftigen Toiletten

und gewagten Riesenhüten zurück. Daneben saßen die Boys, glattrasiert, sorgfältig gekleidet, höflich und unbedeutend, mit Mänteln, Schals und Schirmen ihrer Damen beladen. Das war ein lustiges Plaudern, helles Lachen und Flirten während der sausenden Fahrt durch düstere Vororte und dunkle Umgegend, von der Lu vergebens einen Blick zu erhaschen versuchte.

„Na, wie kommt Ihnen Amerika vor?“ fragte Doktor Burghard lachend.

„Hier gefällt mir's schon besser; alles so lustig und schick! Aber ich ärgere mich über meinen Anzug!“ sagte Lu und blickte kritisch in einen Spiegel. In Potsdam hatte sie das weiße Kleid sehr elegant gefunden, aber neben den wunderhübschen Toiletten der Amerikanerinnen erschien es ihr geschmacklos.

„Lassen Sie sich nicht verblüffen, Fräulein Lu,“ tröstete Papa Hansen. „Da ist auch man viel Bluff bei. Sie werden schon noch Blick dafür bekommen!“

„Und sehn Sie bloß mal im Spiegel, was für schöne rote Backen Sie haben,“ fügte Onkel Dircksen hinzu.

„Darüber ärgere ich mich ja auch gerade!“

„Na, aber!“ sagte der Doktor ausdrucksvoll. „Finden Sie die bleichsüchtigen, nervösen Geschöpfe denn wirklich schön? — Denken Sie mal nach, was da übrigbleibt ohne die Toilette! Ich denke, Sie sind so stolz auf die ostpreußische Rasse?“

Lu warf den Kopf zurück.

„Bin ich auch! Aber ich finde es deprimierend, daß ich nicht schick bin.“

„Können Sie alles werden! Kaufen Sie sich amerikanische Schuhe und Buttericmoden; — dann sind Sie in Ihrer blühenden Gesundheit hübscher als das hübscheste American-Girl!“

„Danke!“ quittierte Lu und blickte wesentlich beruhigt in den Spiegel und verglich ihr rosiges Gesicht mit dem schmalen, feinen Profil des neben ihr sitzenden Girls. Ja, es war wirklich ganz nett; — aber dünner mußte

sie werden! Die Amerikanerinnen waren alle so schlank. Lu nahm sich im stillen vor, zu fasten von jetzt ab.

Der Zug hemmte plötzlich seine rasende Fahrt und fuhr zischend in eine kleine Station ein.

„Willow Grove!“

Kreischend, lachend stürmte alles hinaus.

Auf dem Perron standen zwei Schaffner und halfen ritterlich jeder Dame beim Aussteigen. Dann ging's auf die Landstraße, wo sich der lange Zug festlich gekleideter Menschen zum Park bewegte.

„O, wie schön!“ sagte Lu ganz verblüfft und blieb vor dem Bahnhofsgebäude stehen. Ein erquickender, kühler Lufthauch, der den Duft von Rosen und frisch gemähtem Gras mitbrachte, empfing sie. Zu ihren Füßen dehnten sich die dunklen Bäume und Büsche des Parks aus, während die Wege, Wiesen und der See von Tausenden bunter, elektrischer Lämpchen erstrahlten. Die große Riesenschaukel, Looping the Loop, die Wasserrutschbahn und viele andere Sportbauten erhoben sich hoch in den dunklen Nachthimmel, ihre Umrisse waren von vielen weißen Flammen gezeichnet. In der Ferne stiegen die Raketen eines Feuerwerks auf. Schon tönte gedämpfte flotte Orchestermusik herüber. Die Theater, Buden und Restaurants waren wie indische Tempel erbaut und schimmerten hell zwischen dem dunklen Laub hervor. Hier und da beleuchteten sie bunte bengalische Feuer oder es zogen sich farbige Laternen an ihren Dächern entlang.

„Das hätte ich nicht gedacht, daß es so etwas Schönes in Amerika gibt!“

„Jetzt aber los!“ rief sie begeistert und setzte sich in gelinden Trab.

Die anderen drei folgten ihr lächelnd.

Am Eingangstor staute sich die lange Reihe der Girls und Boys, die hier ungeniert und freundschaftlich, ohne Anverwandte oder Chaperonne im Schlepptau, zum Vergnügen gingen. Lu in Begleitung ihrer drei Herren und am Arm des Doktors schien gar nicht aufzufallen. Sie mußte

unwillkürlich denken, was man in Potsdam wohl dazu gesagt hätte.

Die Boys bezahlten das Eintrittsgeld, nahmen Schirm, Mantel und Täschchen zur Abwechslung auf den anderen Arm und trotteten hinter den Girls in den Wunderpark hinein, wie gute gehorsame Pudelhunde. Es fiel Lu auf, daß sie fast alle ein wenig müde aussahen. Hinter ihnen lag wohl ein Tag rastloser Arbeit, hastenden Gelderwerbs. Die Girls aber sahen strahlend heiter aus, hatten große, leuchtende Augen, und es war kein Fleckchen auf ihren duftigen Kleidern. Aber etwas Kaltes lag in den schönen Augen und ein herrischer Zug um die Mundwinkel. Und plötzlich fühlte Lu wieder das Unbehagen und dachte an den Grunewald, wo Familien Kaffee kochten und Liebespaare schattige, verschwiegene Wege suchten, mit glühenden Wangen und brennenden Augen; wo alles warm pulsierendes Leben war; derb manchmal, aber gemütlich und kraftvoll. —

Sie folgten dem Strom durch die Hauptwege; zwischen Zirkusbuden, Kinematographentheatern und anderen Wunderdingen hindurch. ‚Mountain Scenery'. Eben schossen kleine Wagen auf Schienen mit Blitzzuggeschwindigkeit aus einem dunkelgähnenden Felsentor hervor, schüttelten ihre Insassen bei drei Kurven derb durcheinander und hielten dann friedlich vor dem Perron. Eine Menge Menschen stand am Billettschalter.

Lachend und zerzaust stiegen die Passagiere aus; einige hatten ihre Hüte verloren. Neue stiegen ein. Schrilles Pfeifen. Dann schossen die kleinen Wagen wieder davon und krochen in Spiralwindungen an einem himmelhohen Felsen hinauf, hinter dessen Zacken sie verschwanden.

„Da wollen wir auch rauf," rief Lu begeistert und zog den Doktor zum Billettschalter.

Brummend folgte Papa Hansen.

„Da kann ja 'n ollen Seemann noch seekrank bei werden," sagte er mißtrauisch.

Onkel Dircksen sah sich die Geschichte noch einmal an

und erklärte dann, er wolle lieber drüben in der ‚Ice-Cream-Soda'-Bude warten.

Seelenvergnügt kletterte Lu in den kleinen Wagen und ließ sich von dem Doktor umschlingen, wie's die anderen Girls und Boys auch taten.

Papa Hansen stemmte im anderen Wagen beide Beine gegen die Wand, umklammerte die Seitenlehnen und machte ein Gesicht, als erwarte er einen Taifun.

Und dann ging es los; erst langsam den Berg hinauf.

„Ladies and gentlemen, hold your hats!" tönte die Stimme des Managers.

Dann ging es hinab. Senkrecht anscheinend; in das Meer von Lichtern, in unendliche Tiefe hinein. Rasend wurde die Fahrt.

Ein schwarzes Felsentor öffnete sich vor ihnen. Einen letzten gewaltigen Satz tat der Wagen und verschwand in der Dunkelheit. Tiefe Finsternis umgab sie plötzlich, Wasser plätscherte. Der kleine Wagen begann sanft zu schaukeln und war anscheinend zur Gondel geworden, die einem unterirdischen Strome folgte. Manchmal machte der Kanal Windungen, man konnte kalte, feuchte Felsenwände auf beiden Seiten fühlen.

Die Strömung wurde reißend. Lichter flammten auf. Plötzlich schoß der Wagen aus dem Felsen heraus, faßte wieder Schienen, raste wie toll um drei kurze Kurven und hielt dann mit einem Ruck vor dem Perron.

Verwirrt erhob sich Lu und stieg wieder an Land. Das Märchen war aus. Das helle Licht und die drängenden, kreischenden Menschen ernüchterten sie.

Dann sah sie Papa Hansen, der mit krebsrotem Gesicht eben auf seinem Wagen heranschoß und der wütend war, weil er seinen Hut verloren hatte.

„Nu sehn Sie mal bloß Papa Hansen an! Zum Quietschen!"

Und Lu wollte sich ausschütten vor Lachen und war ein ganz mutwilliges Kind.

Schimpfend stieg Papa Hansen aus.

„Na, wie hat's Ihnen gefallen, Kaptein?“ erkundigte sich der Doktor schadenfroh.

Papa Hansen fächelte sich Luft zu mit einem buntkarierten Taschentuch.

„Einmal und nicht wieder! So 'ne Verrücktheiten gibt's auch bloß in Amerika. Das soll nu 'n Vergnügen sein! — Mein Hut ist auch weg!“ Heftiger schwenkte er das Buntkarierte.

„Angst geschwitzt habe ich! Nee, lieber auf der Kommandobrücke beim Hurrikane, als nochmals so 'ne Fahrt! Und der Durst jetzt!“

„Lassen Sie man gut sein, Papa Hansen,“ tröstete Lu. „Wir gehen gleich rüber ins Restaurant und trinken ein Glas Bier; dann erholen Sie sich schon wieder.“

In dem roten, zornigen Gesicht erschien jetzt ein höhnisches Lächeln.

„So! Sie wollen Bier trinken! Das versuchen Sie man mal, ob Sie in dem ganzen verflixten Park ein anständiges Glas Bier kriegen! Ice-Cream-Soda und Sarsaparilla und andere Mixturen, von denen einem Christenmenschen übel werden kann; — aber Bier kriegen Sie hier nicht!“

„Was?!“

„Biertrinken wird hier schon beinahe für unanständig gehalten,“ lachte der Doktor.

„Bei den Leuten piept's wohl, was?“ sagte Lu empört.

„Die guten Yankees führen jetzt einen Kreuzzug gegen den Alkohol. Sogar das harmlose Bier wird verdammt. Wer etwas auf seinen Ruf hält, der hütet sich, in der Öffentlichkeit Alkohol zu trinken. Wer's nicht lassen kann, legt sich zu Hause ins Bett und trinkt Whisky oder Eau de Cologne . . .“

„Pfui Deubel, so 'ne Heuchelei!“

Lu war in tiefster Seele entrüstet, und Amerika gefiel ihr gar nicht mehr. Selbst der Park erschien weniger schön.

„Und jetzt kriege ich auch Bierdurst!“

„Hören Sie lieber auf von Bier!“ brummte Papa Hansen schwach und ließ sich auf eine Bank sinken.

„In der Stadt gibt's ja 'ne Menge deutscher Restaurants, da können wir nachher hinfahren und tüchtig soupieren,“ schlug der Doktor vor.

„Au, fein; das machen wir!“

„Wenigstens ein Trost!“

Aus dem gegenüberliegenden Ice-Cream-Pavillon trat Onkel Dircksen und schlenderte gemächlich auf sie zu.

„Endlich wieder unten angelangt?! — Ich habe inzwischen drei Sodas getrunken. Eine mit Erdbeeren, eine mit Kirschen und eine Coca-Cola, und davon ist mir ganz schlecht geworden. Kann man hier nicht irgendwo 'n Glas Bier trinken?“

„Jetzt fängt der auch noch an!“ stöhnte Papa Hansen.

„Verkneifen Sie Ihren Durst nur, bis wir wieder in der Stadt sind. Hier gibt's nur alkoholfreie Getränke.“

„Und jetzt weiter zum Looping the Loop,“ lachte Lu und zog den Doktor fort.

„Wollen wenigstens die gute Seite von Willow Grove tüchtig auskosten!“

Onkel Dircksen brummte etwas von ‚verrückter Wirtschaft‘ und folgte ihnen mit Papa Hansen, der sich immer noch Luft zufächelte.

Ein kleiner Niggerboy galoppierte hinter ihnen her und schwenkte den verlorenen Hut in der Hand. Hocherfreut griff Papa Hansen danach; aber ebenso rasch zog der Bengel ihn zurück und versteckte ihn hinter seinem Rücken.

„First you pay half a Dollar!“ erklärte er sehr bestimmt.

„Was? Ich soll dir zwei Mark zahlen; bloß für das Aufheben von dem Hut? Unsinn! Gib her!“

Der Junge sprang mit einem großen Satz zur Seite.

„Me find your hat! Him be five Dollars worth! So you pay me a half Dollar!“

„Er beansprucht seine zehn Prozent Finderlohn. Sehr

schmeichelhaft, daß er Ihren alten Filz auf fünf Dollars taxiert, Kaptein!"

„Da, du schwarzer Halunke!"

Erbost warf der Kapitän ihm das Geld vor die Füße.

Vorsichtig, mit weit ausgestrecktem Arm, hielt der Bursche ihm den Hut hin. Dann raffte er blitzschnell das Geld auf und verschwand mit einem wahren Hechtsprung in den Büschen.

Papa Hansen war doch froh, seinen guten Filz wieder zu haben, und betrachtete ihn zärtlich von allen Seiten.

Lachend und scherzend zogen sie weiter, von einer Bude in die andere. Im einen Theater sahen sie wissenschaftliche Lichtbilder. Die Glossina palpalis wurde vorgeführt; ihre Opfer aus Menschen- und Tierreich in verschiedenen Stadien der Schlafkrankheit; die Mikroben im Blute des Menschen. Im nächsten Theater wurde ein Schwank aufgeführt, ‚Die Schwiegermutter eines Cowboys'. Es war eine plumpe Posse, für einfache Gemüter berechnet, und hätte selbst beim Berliner Sonntagspublikum nur wenig Anklang gefunden. Die Amerikaner aber waren begeistert. Jeder laueste Witz wurde mit Yellen und Trampeln belohnt. Die Girls wollten sich ausschütten vor Lachen. Die Boys brachten ihre zwei Pfeiffinger gar nicht mehr aus dem Mund.

Lu, die die englischen Redensarten recht gut verstand, denn sie hatte schon als Kind Englisch sprechen gelernt, kräuselte verächtlich die Lippen.

„Sagen Sie mal, Doktor, sind die Amerikaner nun eigentlich so kindisch oder sind wir so blasiert?"

„Wohl beides. Sie sind ganz das Produkt des blasierten, verfeinerten Europa, einer alten Familie und einer Großstadt. Die Amerikaner sind noch jung als Nation. Sie wollen sie ja nicht einmal als Nation gelten lassen! In dieser kindlichen Ursprünglichkeit und Aufnahmefähigkeit liegt aber gerade die Kraft des jungen Volkes."

„Na!"

„Wenn man nicht an den Newyorker oberen Vierhundert sehen würde, wie leicht auch der Amerikaner europäischer Korruption zugänglich ist, könnte man beinahe Angst bekommen vor der Union als Großmacht.“

„Die Republikaner des alten Rom sind sie nicht,“ sagte Lu spöttisch.

„Nee, das sind sie nicht, zum Glück für das arme Europa.“

Lus Augen blitzten auf.

„Sie sollen sehen, Doktor, wir sind die Weltmacht der Zukunft, wir alle, die wir Deutsch sprechen! Im Grunde siegt doch die Rasse, denn die großen Kriege sind Rassenkämpfe. Und das Zusammengehörigkeitsgefühl der gleichen Art ist stärker als alle Söldnerheere und die modernste Kriegstechnik. Das ist ein solch bestimmtes Gefühl in mir, daß ich daran glauben muß.“

„Sie fanatische Patriotin! Ich wünschte aber, Sie hätten recht. Auch ich schätze Deutschland immer höher, je mehr andere Länder ich sehe.“

„Tja, da kann man wenigstens in Ruhe sein Glas Bier trinken,“ bemerkte Papa Hansen trocken.

„Und was für Bier!“ fügte Onkel Dircksen hinzu.

Lu fuhr empört herum.

„Schämen Sie sich gar nicht, so prosaisch zu sein, wenn wir hier von idealen Dingen reden?!“

„Mir vergeht der Idealismus bei der Hitze und dem Durst!“ stöhnte Papa Hansen.

„Na, dann wollen wir auch lieber rausgehen. 's ist zu albern!“

Unter den mißbilligenden Blicken der Umsitzenden erhoben sie sich und gingen wieder ins Freie.

Looping the Loop, Wasserrutschbahn und Automobilrennen kamen nun an die Reihe. All das gefiel Lu ausgezeichnet. Es war wenigstens wild und schneidig und kitzelte die Nerven in angenehmer Weise.

Auch die Ice-Cream-Sodas fand sie nicht so übel. Die eiskalten Getränke mit dem schönen Fruchtgeschmack gefielen

ihr anfangs ausnehmend. Aber bald machte sich auch bei ihr ein unangenehm süßer Geschmack bemerkbar und sie drängte selbst zum Aufbruch nach der Stadt.

Aber da liefen Negerjungen mit Posaunen durch die Menge und verkündeten, daß die große Fontäne jetzt erleuchtet würde.

Alles drängte zum See. Auch die vier Bummler schlossen sich dem Strom an.

Am See waren Bänke aufgeschlagen unter den großen Platanen. Ein vorzügliches Orchester spielte die flotten amerikanischen Weisen mit ihrem elektrisierenden Rhythmus. In gemütlichen Gruppen saßen die Girls und Boys in lauschigen Plätzchen, Hand in Hand, kichernd und flirtend. Alles blickte zum See hinaus, der ganz dunkel war.

Da erhob sich ein weiß leuchtender Wasserberg aus den dunklen Fluten, riesenhoch schien er emporzuwachsen und teilte sich plötzlich in unzählige sprühende Fontänen. Immer neue Gestalten nahm das funkelnde, rauschende Wasser an. Die silbernen Strahlen schossen durcheinander, immer neue harmonische Bilder schaffend. Eine gewaltige Wassersäule stieg senkrecht zum Himmel empor, umgeben von kleineren plätschernden Springbrunnen. Dann schien sie in sich zusammenzusinken, um als tosender Wasserfall die Fluten des Sees zu peitschen. Blasse Farben mischten sich in das weiße Licht, das allmählich erstarb und einem Kampf von allen Regenbogenfarben wich. Ein Chaos von bunten Strahlen huschte durcheinander, bis ein warmes leuchtendes Rot aus der Tiefe emporwuchs, das alle anderen Farben aufzusaugen begann. Aber schon züngelten gelbe und blaue Flammen an den Seiten empor und schlugen über dem Rot zusammen. Wild kämpften die warmen leuchtenden Farben, bis sie plötzlich zu erstarren schienen. Ein kaltes Violett verdrängte alles andere Licht; das Wasser selbst schien zu erstarren und schimmerte wie Gletschereis. Langsam sanken die Springbrunnen in sich zusammen, ohne Geräusch, fast ohne Bewegung, und ver-

schwanden wieder in der dunklen Flut, aus der sie gestiegen waren. Das Licht erlosch.

„Großartig!“ sagte Lu tief aufatmend. „Eine solche Farbensymphonie habe ich noch nicht gesehen!“

„Das hätte ich wirklich nicht gedacht,“ bemerkte auch Kapitän Hansen anerkennend.

Die grellen Dissonanzen eines Negertanzes klangen jetzt plötzlich von dem Musikpavillon herüber. Das Publikum yellte dazu.

Lu schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Ich verstehe die Amerikaner einfach nicht. Sie sind mir rätselhaft. Da schaffen sie wirklich etwas wunderbar Schönes, und als Begleitung dazu spielen sie Cake-walk! Zeigen uns ein Farbenspiel, wie es nur ein feinsinniger Künstler erfinden kann, und geben so unglaublich alberne Stücke wie vorhin. Alles von denselben Unternehmern für dasselbe Publikum in Szene gesetzt. Ich verstehe das nicht!“

„Sie werden aber jetzt zugeben, daß es gar nicht so leicht ist, ein Urteil über die Amerikaner zu fällen, was?“ fragte der Doktor lächelnd.

„Nein, wahrhaftig nicht!“

Onkel Dircksen sah nach der Uhr.

„Jetzt aber marsch zum Depot, meine Herrschaften, daß wir endlich in die Stadt und zur Krippe kommen!“

„Ist Ihnen wohl mehr um die Tränke zu tun!“

„Na, denn also avanti!“

In flottem Tempo marschierten sie wieder zur Station Willow Grove zurück.

Der Zug brauste heran. Alles stürmte in die Wagen. Man hatte kaum Platz genommen, als die tolle Fahrt auch schon weiter ging.

„Alles in dreimal so kurzer Zeit wie in Europa!“

„Ich kann's gut begreifen, daß hier die Leute nervös sind,“ brummte Papa Hansen. „Ein Jahr hier wäre mein Tod! Ich bin immer froh, wenn ich dies geräuschvolle Land im Rücken habe und wieder friedlich auf meiner Kommandobrücke stehe.“

Es ging nicht so lebhaft zu wie auf der Hinfahrt. Die Herren waren müde oder sahen gedankenverloren zum Fenster hinaus. Sie dachten wohl an die morgigen Kurse oder an die Baumwollenpreise. Die Damen blickten in die Spiegel, rückten die Riesenhüte gerade, steckten widerspenstige Löckchen fest oder hantierten mit der Puderquaste. Während all dieser Beschäftigungen kauten die meisten Gummi. All die hübschen Gesichter ringsum zeigten die regelmäßige Bewegung des Kauens, unablässig gingen die Kiefer auf und ab. Eine der Schönen faßte auch wohl einmal mit rosigen Fingerspitzen in den Mund und zog eine meterlange Strähne grauen Gummis hervor, den sie gedankenverloren wieder zurückschnellen ließ.

Lachend sah der Doktor Lu von der Seite an, in deren ausdrucksvollem Gesicht sich lebhaft Staunen und Entrüstung widerspiegelten.

„Das ist doch nu einfach scheußlich!“ sagte sie empört. „Wie 'ne Kuhherde!“

„Nicht so unzutreffend, der Vergleich.“

„Ich dachte, das wären hier alles feine Damen?“

„Nach dem Äußeren kann man eine Amerikanerin nie beurteilen; wie Damen sehen sie alle aus. — Die meisten Damen im ganzen Land kauen auch ungeniert Gummi. Höchstens bei den oberen Zehntausend nimmt die Sitte ab.“

„Also das sind doch alles anständige Damen hier im Wagen?!“

„Alle Amerikanerinnen sind anständig!“

„Gott, die armen Männer!“

„Aber Fräulein Lu!“ drohte Papa Hansen.

Sie lachten alle drei vor sich hin.

„Also holen die Boys die Girls ab, tragen ihre Sachen, bezahlen alles für sie und liefern sie dann hübsch brav wieder zu Hause ein?“

„Im allgemeinen ist das wohl so.“

Lu wurde immer nachdenklicher.

„Es ist hier doch ganz anders als in Berlin!“

Wenn es sich wirklich so verhielt, so war es doch

eigentlich sehr schön und moralisch in Amerika. Und doch revoltierte etwas in Lu gegen den Flirt. Nicht gegen die Freundschaft, — aber gegen den Flirt, wie er sich hier zeigte; der sehr weit ging, alles versprach und nichts hielt. Sie fühlte instinktiv das Unwahre, Verkünstelte heraus und lehnte sich dagegen auf aus tiefster Seele.

„Kaltblüter,“ sagte sie verächtlich.

„Wer, was?“ fragte Papa Hansen.

Der Doktor aber lachte.

„Sie meinen die Amerikanerinnen, nicht?“

Lu nickte.

Donnernd fuhr der Zug in das Depot von Philadelphia ein. Alles hastete zu den Ausgängen, stürmte elektrische Bahn und Autodroschken oder rannte Hals über Kopf zum Depot der Hochbahn hinüber. Glücklich ergatterten sie noch ein Taxicab.

„Royal Café!“ rief der Doktor dem Chauffeur zu, und dann sauste man wieder durch Licht, Lärm und Gewühl der Market Street zu.

Vor einem pompösen Restaurant hielt das Auto.

Ein goldbetreßter Negerportier riß die Pforten auf, die in das Portal eines Königsschlosses zu führen schienen.

Gedämpfte Geigenmusik tönte ihnen entgegen.

Ein anderer Goldbetreßter riß Türen von geschliffenem Glas vor ihnen auf.

Ein Meer von Licht überflutete den Raum, den Wände von Spiegeln riesengroß erscheinen ließen.

In Nischen von Palmen waren elegant gedeckte Tischchen mit roten Lampen, von roten Rosen oder Flieder umkränzt, an denen müde aussehende Herren und wunderschöne Frauen mit gelangweilten Mienen soupierten. In dem weichen Teppich versank der Fuß. Kein lautes Geräusch störte die Klänge der Zigeunerkapelle. Kein helles Lachen unterbrach die feierliche Stimmung.

Lu imponierte das alles gar nicht. Prüfend sah sie sich im ganzen Lokal um.

„Das sieht ja gräßlich ungemütlich aus,“ seufzte sie

und dachte an die ausgelassen lustige Stimmung in einem Berliner Lokal gleicher Klasse zu solcher Stunde.

Ein Negerkellner, dem die feierliche Miene nicht recht zu dem breiten Gesicht passen wollte, führte sie zu einem freien Tisch, der auf einer Balustrade stand und Überblick über das ganze Café gewährte.

Ein anderer Neger setzte ihnen geschliffene Gläser mit Eiswasser, Crackers und Butter vor.

„Was sollen wir denn mit dem Zeug?!" räsonierte Onkel Dircksen.

„Der Kerl soll doch lieber erst mal 'n Glas Bier bringen!"

Es stellte sich heraus, daß es kein Bier gab. Auch nicht in Flaschen oder Karaffen.

Der Doktor ließ also die Weinkarte kommen und bestellte auf Wunsch der beiden alten Herren St. Julien zu einem märchenhaften Preis.

Dann wurde mit vereinten Kräften das Menu zusammengestellt, das aus ‚Little Neck Clams' (kleine Austern), Trout (Forelle), Porterhouse Steak und Prairie-Chickens (Präriehühner) mit verschiedenen Beilagen bestehen sollte.

Als sie mit der Auswahl fertig waren, kam der Wein.

Mit mißtrauischen Blicken und unter tiefem Schweigen beobachteten die Vier den einschenkenden Kellner.

Eine trübe, rote Brühe ergoß sich in die Kristallkelche.

Lu kostete vorsichtig. Geschmack und Geruch von Heidelbeeren und Alkohol überwältigten sie beinahe.

„Brrr!" sagte sie und setzte das Glas wieder hin.

„Ja, meine Herrschaften, nu runter mit's Jift!" lachte der Doktor. „Besseren Rotwein kriegen Sie in Amerika höchstens bei Vanderbilt zu trinken."

Mit sauren Gesichtern nippten Papa Hansen und Onkel Dircksen an ihren Gläsern.

„Na, 's ist wenigstens Alkohol," tröstete Burghard. „Prosit!"

„Wir wollen aber mal unsolide sein und uns Sekt bestellen. Der ist immer gut in Amerika."

Der Kapitän griff mißtrauisch nach der Weinkarte. „Wieviel kostet der denn?"

„Ach was, Papa Hansen," lachte Lu übermütig, „wenn schon denn schon!"

So kam denn der Sekt nach kurzer Zeit mitsamt den ‚Little Neck Clams', und beides war vorzüglich.

„Wieder mal ein Rätsel am Amerikaner!" sagte Lu. „Warum trinkt er so scheußlichen Wein und so großartigen Sekt?"

„Sehn Sie, die Nation, die Sie überhaupt nicht gelten lassen wollen, bietet Ihnen die interessantesten Probleme!"

Die vier kamen allmählich in die beste Stimmung, zumal auch der Trout, zwar primitiv zubereitet, aber sonst gut war.

„Die Amerikaner sind mir auch wirklich rätselhaft," wiederholte Lu, „jetzt sehen Sie sich nur mal die Herren da unten an. Dreht sich wohl einer um, wenn eine neue, elegante Erscheinung in den Saal tritt? Fällt keinem ein! Und gibt's wohl einen heißeren Blick, eine intimere Unterhaltung unter all den Pärchen da? — Selbst bei uns in Potsdam sehen die Kavaliere aus, als hätten sie keinen anderen Gedanken als das Weib; — hier sehen sie aus, als wüßten sie überhaupt nicht, was eine Frau ist. — Die Banausen, die!"

„Sie werden ja ordentlich böse, Fräulein Lu!" lachte Papa Hansen.

„Werde ich auch, wenn ich sehe, wie Leute nicht zu leben verstehen! — Was nützt ihnen denn das viele Geld, das sie zusammenscharren, wenn sie sich nicht einmal Freude dafür verschaffen können?"

„Aus Ihnen spricht wieder das alte Europa, gnädiges Fräulein! Für den Amerikaner ist der Gelderwerb an sich Sport, nicht nur Mittel zum Zweck. Wenn den europäischen Mann der Gedanke an das Weib erfüllt, so erfüllt den

Amerikaner der Gedanke an den Dollar. Wenn Sie in Berlin eine Gruppe von jungen, eleganten Männern beisammenstehen sehen, so dreht sich die Unterhaltung zumeist um das Weib, höchstens noch um Pferde und Sport, selten um Politik. Wenn ein paar Amerikaner sich unterhalten, so werden Sie unfehlbar im Laufe weniger Minuten das Wort Dollar fallen hören."

„Traurig ist das!"

„Meinen Sie? Finden Sie nicht, daß die Amerikaner doch eigentlich recht gute Staatsbürger sind?"

„Wieso? Bessere Staatsbürger als uns Preußen gibt's doch nicht!"

„Weil sie gute Soldaten sind? Nehmen Sie mal diese jungen Amerikaner. Sie heiraten früh. Ihr Ziel ist schließlich, ‚prominent' zu werden. Das heißt: ein großes Geschäft, ein pompöses Haus und eine schöne, geistreiche Frau zu besitzen. Dadurch werden sie Stützen des Staates. Unsere jungen Männer sträuben sich so lange wie möglich gegen die Ehe. Sie denken mehr ans Geldausgeben, als ans Geldverdienen. — Wer ist da wohl der bessere Staatsbürger?"

„Na ja, auf dies Argument muß man Ihnen recht geben. — Wie kommt's denn aber, daß die Union uns Europäern immer noch nicht gefährlich geworden ist?" fragte Lu spöttisch.

„Das liegt an den Staatsbürgerinnen, die gar nicht gut sind! Die strahlende, geistreiche Frau des Hauses, das will die Amerikanerin wohl sein, — aber nicht die Mutter von sechs brüllenden Rangen. Das würde auch ihre Gibson-Girl-Figur verderben. Solange die Einwanderung den Landesnachwuchs ersetzen muß, wird uns Amerika nie gefährlich werden."

Da leuchteten Lus Augen auf, und sie erhob ihr Glas.

„Prost, Doktor! Die deutschen Frauen sollen leben, denen Sie eben eigentlich ein kolossales Lob gespendet haben!"

Lachend stieß er mit ihr an.

„Also auf die deutschen Frauen; — besonders auf die ostpreußischen!“

„Da stoß ich auch mit an,“ sagte Papa Hansen, „aber ich denke besonders an die blonden Frauen aus Bremen und der Marsch!“

„Und ich sag', es geht nichts über die Holsteinerinnen!“ erklärte Onkel Dircksen mit strahlendem Gesicht.

„Wollen wir doch lieber Mama Hansen und Tante Dircksen leben lassen,“ lachte Lu, „denn so war das doch gemeint, was?“

Hell klangen die vier Gläser aneinander, und erstaunt blickten die Amerikaner zu den ‚Dutchmen‘ hinauf, die solchen Spektakel machten.

Porterhouse Steak und Prärie-Chickens kamen, dazu eine neue Auflage Sekt.

Lu hatte blanke Augen bekommen und hielt dem Doktor ihr Glas von neuem hin.

„Der Sekt ist wirklich fein! Aber kochen können sie in Potsdam doch besser!“

„Sie kommen da unten in Texas ja nahe an die Grenze von Mexiko. Vielleicht schmeckt Ihnen die mexikanische Küche.“

Lu setzte plötzlich ihr Glas hin.

„Sagen Sie mal, sind die Mexikaner schneidig?“

„Sehr!“

„Und feurig?“

„Noch mehr!“

„Gott sei Dank,“ seufzte sie erleichtert. „Ich würde es nämlich auf die Dauer nicht aushalten unter diesen glattrasierten Yankeegesichtern.“

„Na, na, na! Nehmen Sie sich man in acht vor den feurigen Mexikanern, Sie Wildfang!“ warnte Papa Hansen.

Aber Lu wollte einmal ihr Herz ausschütten. Der perlende Sekt hatte sie hitzig gemacht.

„Ich muß Feuer in meiner Umgebung haben,“ lachte sie, „edle Pferde oder schneidige Männer und weite, freie Steppen oder Großstadtleben . . .! Kossarten war so schön

. . . und eigentlich war doch auch Potsdam entzückend; wenn die Regimenter mit klingendem Spiel an unserem Haus vorbeizogen . . ."

Sie blickte tiefsinnig in ihr Glas und fühlte plötzlich Sehnsucht nach den edlen Pferden von Kossarten und dem schneidigen Leutnant von Potsdam.

„Sie kriegen doch nicht jetzt schon Heimweh, Fräulein Lu?!"

„I wo!" Sie warf übermütig den Kopf zurück. „Es geht ja in neue, amüsante Abenteuer, ins Cowboyland!"

„Ich fürchte, Sie werden nicht viel Cowboys finden in New Braunfels, gnädiges Fräulein!"

Lu sah ihn erschrocken an.

„Nicht?"

„Da müssen Sie schon weiter westlich gehen. — Aber Mexikaner gibt's genug dort, und San Antonio, das in der Nähe liegt, ist eine der interessantesten, historischen Städte aus der alten spanischen Zeit. Ganz international und voll von Mexikanern."

„Na, dann geht's ja," sagte Lu beruhigt. „Ich bekam schon einen ordentlichen Schreck; denn nichts fürchte ich mehr, als friedlich unter langweiligen Menschen sitzen zu müssen!"

Sie waren mit dem Nachtisch fertig. Die alten Herren zündeten sich ihre Havanna an und Doktor Burghard präsentierte Lu seine Dose mit Russen.

Sie blies eben mit Behagen ein blaues Wölkchen vor sich hin, als zwei Negerkellner zu gleicher Zeit auf die Balustrade stürzten.

Der eine packte Lu beim Ärmel, während der andere heftig gestikulierend vor ihr stand.

„Not here! Not here!" wiederholte er eindringlich.

Lu wurde böse.

„Was soll ich ‚nicht hier' tun?"

„You must'nt smoke in this here restaurant!" sagte der Neger beschwörend.

Ganz entgeistert ließ Lu die Hand mit der Zigarette sinken.

„Na, das ist die Höhe!"

„Faktisch! Das hatte ich ganz vergessen, als ich Ihnen Zigaretten anbot," sagte Doktor Burghard. „Hier gilt es seit einigen Jahren für kolossal unschicklich, wenn eine Dame öffentlich raucht. Früher war's Mode."

„Na, denn nicht!" brummte Lu und legte ihre Zigarette seufzend hin.

Verlegen grinsend entfernten sich die Kellner.

An den Nachbartischen war man aufmerksam geworden. Die müden Gentlemen lächelten plötzlich. Die Ladies rümpften die Nasen.

Papa Hansen und Onkel Dircksen lachten schadenfroh.

Lu war wütend.

„So! — Eine elegante Zigarette darf man nicht rauchen! Dabei kann das bildschön aussehen! Aber Gummi lutschen und wiederkäuen wie das liebe Vieh, das ist vielleicht schick!"

Die anderen lächelten.

„Ja, lachen Sie man! Faßt einen so'n schmutziger Neger an und verbietet das Rauchen; . . . unglaublich! — Möchte mal sehen, was 'ne Amerikanerin tun würde, wenn sie bei Adlon in Berlin säße und der Oberkellner faßte sie beim Ärmel und sagte: ‚Gnädiges Fräulein, Sie dürfen hier nicht Gummi kauen'. — Sie würde ihm jedenfalls eine runterhauen!"

Der Doktor lachte laut auf.

„Klagen Sie doch einem Reporter Ihr Leid, dann steht der Vorfall morgen in allen Zeitungen, und es wird dann wohl ein Gesetz rauskommen, daß Negerkellner junge Damen nicht mehr beim Ärmel fassen dürfen, wenn sie in Cafés rauchen wollen."

„Sie müssen einen auch noch ärgern!"

Lu war in sehr kampflustiger Laune, als sie nun das Royal-Café verließen, um weiter zu bummeln.

Es war aber kein rechter Betrieb mehr auf den Straßen,

obwohl es noch nicht Mitternacht war. Zu einer Zeit, wo in Berlin das Nachtleben beginnt, fing die große Hafenstadt an zu veröden. Die Lichter erloschen. In graue Langeweile gehüllt lagen die nüchternen Straßen da.

„Das ist 'ne Wirtschaft!" schimpfte Lu.

Im Deutschen Ratskeller, wo Papa Hansen und Onkel Dircksen ihren Durst noch zum Glück mit ein paar Glas schäumenden Faßbieres stillen konnten, wurden ihnen die Lichter vor der Nase ausgedreht. Die Kellner setzten die Stühle auf die Tische, und zwei Negerweiber begannen zu scheuern. Der ‚Barkeeper' erkundigte sich mit so kriegerischer Miene nach ihren weiteren Wünschen, daß sie es vorzogen, zu zahlen und zu gehen.

„Was nun?" fragte Lu, als sie auf der menschenleeren Straße standen.

Onkel Dircksen sah nach der Uhr.

„Noch nicht zwölf; — 's ist doch 'ne Schande!"

„Ja, denn wollen wir man lieber an Bord gehen," schlug Papa Hansen vor.

In dem Augenblick bogen zwei Negerpärchen um die Ecke. Die schwarzen Damen, die in farbenprächtigen, etwas ramponierten Toiletten prangten, hatten anscheinend schwer geladen. Die eine, deren Körperfülle durch ein kanariengelbes Seidenkleid gehoben wurde, hatte den Glockenhut von ihrem Wollkopf gerissen und fächelte sich Kühlung zu.

Lachend beobachteten die vier diese Szene.

Das sollte ihnen aber schlecht bekommen. Die Neger tuschelten untereinander; dann kamen die beiden farbigen Herren, beides herkulische Gestalten, langsam und drohend näher.

„Are you laughing at a decent coloured lady, you damned dutchmen?!" schrie der eine den Doktor an.

‚Damned dutchmen' durfte man sich nicht nennen lassen von einem schwarzen Halunken. Der Doktor holte aus und versetzte dem Burschen einen Faustschlag zwischen die Augen, der ihn hintenüber sandte.

Es war aber nur das Signal zur Schlacht gewesen.

Wie ein Wiesel war der sehnige Kerl wieder auf den Beinen. Bald waren die drei Herren in eine wüste Rauferei verwickelt. Die Neger hatten anscheinend Alkohol und Kokain genossen, waren furchtlos und riesenstark. Die Weiber mischten sich in den Kampf, kreischten und schlugen mit ihren Schirmen auf den Doktor ein. Lu hatte einen Stock ergriffen, der ihr vor die Füße fiel und rückte nun dem jüngeren streitbaren Weib herzhaft zu Leibe. Das nahm sie an mit der Wut eines verwundeten Büffels. Es wäre Lu vielleicht recht schlecht gegangen, wenn nicht plötzlich Schritte auf dem Pflaster gehallt hätten. Eine schrille Pfeife ertönte, und schon nahte sich ein Trupp Polizisten und trennte die Kampfhähne. Vergeblich protestierten der Kapitän und der Doktor gegen eine allgemeine Verhaftung. Keiner hatte daran gedacht, irgendwelche Ausweispapiere mitzunehmen, und so wurde denn die ganze Gesellschaft arretiert und zur Wache gebracht.

„Na, da hätten Sie ja schon ein amüsantes Abenteuer," bemerkte der Doktor trocken zu Lu und tupfte sich das Blut von der Nase.

„Shut up!" sagte sein Policeman barsch und schüttelte ihn beim Kragen.

„Stop that! Ja!" fuhr Lu auf und blitzte den Wächter der Ordnung mit zornigen Augen an.

Ein gutmütiges Grinsen ging über das Gesicht des rothaarigen Irländers.

„Never mind, young lady! Don't loose your temper!" Er ließ den Doktor aber los.

Auch auf der Wache half alles Protestieren nichts. Der Sergeant war zwar sehr höflich, weigerte sich aber ganz entschieden, die vier auf freien Fuß zu setzen, ehe sie sich legitimiert hätten.

„Bis morgen früh müssen Sie schon warten," sagte er bestimmt.

Papa Hansen sank entsetzt auf eine Bank.

„Um fünf soll ja die ‚Wolga' in See stechen!"

Der Beamte musterte ihn prüfend.

„Sie wollen der ‚Captain‘ von der ‚Wolga‘ sein?“

„Ja natürlich! Ich bin ‚Captain‘ Hansen!“ fuhr der Alte auf, der jetzt doch nervös geworden war.

Daß er wie ein alter Kapitän aussah, schien sich der Beamte auch zu sagen.

„Und Sie sind der Chief-Engineer?“ wandte er sich an Onkel Dircksen.

„Yessir! Und es ist die höchste Zeit, daß ich an meine Maschine komme.“

„You are the ship's doctor?“

„Yes,“ sagte der Doktor zerstreut, der vor seinem Taschenspiegel versuchte, sich wieder einen geraden Scheitel zu ziehen.

„You look like it,“ sagte der Beamte lächelnd.

„And the girl?“ Er musterte Lu scharf.

„Das ist unser Passagier!“ riefen alle drei einstimmig.

Der irländische Polizist trat jetzt vor und erklärte, er habe ganz genau gesehen, wie die Neger die Gentlemen ohne jede Veranlassung angegriffen hätten. Er blinzelte dabei dem Doktor zu.

Der Sergeant schien ein menschliches Rühren zu fühlen. Noch einmal sah er bedenklich auf seine Uhr, dann schickte er einen Polizisten nach dem Kai zur ‚Wolga‘, um einen der Schiffsoffiziere zu holen, der seine Vorgesetzten legitimieren sollte.

„So 'ne Blamage!“ seufzte Papa Hansen und lehnte sich ergeben in die Bank zurück.

Onkel Dircksen fluchte leise vor sich hin.

Der Doktor begann Lu englisches Pflaster auf die verschiedenen Kratzwunden zu kleben, die ihr das wütige Negerweib beigebracht hatte. Sie hatten alle etwas abbekommen.

Nach beinahe endlosem Warten erschien der Polizist wieder in Begleitung des ersten Offiziers. Der blieb entgeistert stehen beim Anblick der ramponierten Gestalten

mit den verschwollenen Gesichtern, die da auf der Bank saßen.

„Wat maken Sei för Saken, Herr Kaptein!“ war alles, was er sagte.

So waren sie endlich legitimiert, und die Pforten der Wache öffneten sich ihnen wieder.

„I wish you a good trip, lady and officers,“ rief der höfliche Beamte ihnen noch nach.

Tief aufatmend standen sie wieder auf der ganz verödeten Straße.

„Gott sei Dank,“ seufzte Papa Hansen, „der Gedanke, daß ich um fünf Uhr nicht an Bord gewesen wäre!“

„Wat maken Sei ook för Saken, Herr Kaptein!“ wiederholte der Erste kopfschüttelnd.

„Wer'n Sei nich ook noch rappelköppsch, Mann!“ brauste Papa Hansen jetzt auf. „Hören Sei man op mit Ehr'n dämlichen Snack!“

Da kratzte sich der Erste den Kopf und schwieg.

Der rothaarige irische Policeman trat plötzlich an den Doktor heran.

„Well, Sir, did'nt I do it fine?“ sagte er grinsend.

Seufzend zog der Doktor seine Brieftasche hervor und gab dem Mann mehrere Dollarnoten.

„Thank you, Sir! I'll do it again for you!“ versicherte der Irländer schmunzelnd, salutierte und begab sich würdevoll wieder auf seinen Posten an der Straßenecke.

Ein leiser Sprühregen hatte schon vor einer Weile begonnen; jetzt fing es an zu gießen.

Keiner hatte einen Schirm.

„Auch das noch!“ schimpfte Lu.

Trotz ihres Widerspruchs hatte der Doktor seinen Rock ausgezogen und ihn über ihre Schultern gehängt.

Den immer noch kopfschüttelnden Ersten an der Spitze, Lu am Arm des Doktors, Papa Hansen und Onkel Dircksen hinkend als Schluß, so zogen sie durch das nächtliche Philadelphia und suchten nach etwas ähnlichem wie einer

Droschke. Es gab aber nichts derartiges. Wie ausgestorben lagen die Straßen da. Die Schritte der einsamen Wanderer dröhnten gespenstisch auf dem Pflaster.

Die Station zur Hochbahn war auch geschlossen; es fuhr kein Zug mehr. Keine Elektrische brauste die Straße hinunter.

So ging es denn zu Fuß zum Hafen hinunter im strömenden Regen, durch immer unheimlichere Gassen und Gäßchen. Über holperiges Pflaster, durch tiefen Schlamm. Durch Gegenden, wo es nach Teer, und Gegenden, wo es nach faulen Fischen und verbrannten Zwiebeln roch. Endlich kam man bei den großen Landungsschuppen an.

In verbissenem Schweigen marschierte der Zug hindurch. Man schimpfte nicht einmal mehr. Schweigend ging es die schlüpfrige Brücke hinauf. Schweigend erhielt der Schiffsjunge Peter, der an Deck stand und ,'n Abend, Herr Kaptein!' sagte, eine Ohrfeige.

Todmüde verabschiedete sich Lu vor ihrer Kabine von dem Doktor. Sie gab ihm den triefenden Rock wieder.

„Sie haben nett frieren müssen, Sie armer Kerl!"

„Das habe ich gern getan für Sie," sagte er.

Schon halb verschlafen reichte sie ihm die Hand.

„Aber wissen Sie, Amerika imponiert mir gar nicht!"

Dann gähnte sie herzhaft und verschwand in ihrer Kabine.

IV

Die ,Wolga' hatte eine wunderschöne Fahrt durch den sonnigen Golf von Mexico gehabt, war nahe an der palmenrauschenden Küste von Florida vorübergedampft durch warme, tiefblaue, tropische Gewässer.

Es war Lu wie ein Traum erschienen, dies sanfte Gleiten durch die spiegelglatte Flut, die Sonnenauf- und -untergang in wunderbarster Farbenpracht erstrahlen ließ.

Zum erstenmal spürte sie den Zauber der Tropen, die

träge, süße Erschlaffung nach schwülen Sonnentagen, die seltsame Nervenspannung in lauen Mondnächten.

Es war leer und ruhig geworden an Bord. Das Gros der Auswanderer war in Philadelphia geblieben. Nur wenige, die besten Elemente, fuhren weiter nach Galveston.

Großreinemachen hatte stattgefunden. Der dumpfe Armeleutegeruch durchströmte nicht mehr das ganze Schiff.

Lu kam sich vor wie eine Prinzessin in diesen letzten Tagen. Das ganze Bootsdeck gehörte ihr allein. Faul lag sie unter dem großen Sonnensegel und ließ sich von dem Doktor vorlesen. Abends versammelte man sich mit Papa Hansen und Onkel Dircksen um eine Bowle im Mondschein. Dies Leben konnte ihr schon gefallen. Stundenlang blickte sie auf das weite, blaue Meer hinaus und träumte, wie man nur im Süden träumt, von künftigen Wundern und Glück und Liebe. Es war, als berauschten sie die weiche Luft, die tanzenden Sonnenstrahlen, und erweckten Wünsche in ihr, die sie im Norden nie gekannt.

Und Papa Hansen blieb viel länger auf, als es sonst seine Gewohnheit war, und hörte geduldig zu, wenn der Doktor vorlas; moderne Romane, in denen Klänge aus alter Romantik und Rokoko herübertönten. — —

Jetzt war der Traum zu Ende. Die ‚Wolga‘ lag am Kai in Galveston. Eine dumpfe, drückende Treibhausschwüle, viel schlimmer als die stechende Hitze von Philadelphia, machte den Aufenthalt an Bord fast unerträglich. Tausende von Moskitos summten in allen Räumen, die nicht durch Vorhänge und Netze geschützt waren. Alle möglichen Gerüche nach Baumwollenballen und sonstigen Farmprodukten strömten aus den Lagerschuppen herüber.

Lu war schließlich froh, als alle Landungsformalitäten und die Zollrevision überstanden waren und sie neben dem Doktor in einer großen, altväterischen Glaskutsche saß, die sie zum Royal-Hotel bringen sollte. Der Doktor ließ es sich nicht nehmen, auch jetzt noch ihr Ritter zu sein.

„Unglaubliche Hitze!“ brummte er und fächelte sich

Kühlung zu mit den Palmblattfächern, die zum Gebrauch für die Fahrgäste in der Kutsche lagen.

„Scheußlich!" nickte Lu.

„Aber Galveston macht doch einen besseren Eindruck auf mich als Philadelphia. So'n freundliches Städtchen und vor allem nicht das gräßliche Hasten und Treiben."

„Nee," lachte der Doktor, „das Tempo dieser Droschke ist sogar höchst gemütlich."

Die Stadt zeigte ein seltsames Gemisch von südländischem Geschmack und nordischem Geschäftssinn. Nüchtern praktische Kaufhäuser in den Hauptstraßen. Aber die Seitenwege überdacht zum Schutze gegen die Sonne. Und unter diesen Sonnendächern spielte sich ein buntes Straßenleben ab. Weiße saßen in Schaukelstühlen vor den Türen. Daneben stand der hohe Schemel eines schwarzen Stiefelputzers. Mexikanische Frucht- und Kuriositätenhändler, chinesische Garküchen, deren Tür einladend offen stand, mit der Überschrift: ‚Chop Suey'*). Damen in sehr dünnen, weißen Toiletten machten ihre Einkäufe in den Warenhäusern. Die meisten von ihnen mit farbigen Sonnenschirmen, aber ohne Hut. Alle hatten den alabasterweißen Teint, der schon in Philadelphia hervorstechend gewesen war. Aber noch bleicher, noch schlanker waren die Frauen hier, zum Teil von dem edleren Typus der alten Südländer, mit den kleinen, hochspannigen Füßen der Abkömmlinge eines Reitervolkes.

„Hier sind die Damen ja noch schicker!" jammerte Lu.

Der Doktor lachte.

„Hoffentlich behalten Sie Ihre rosigen Farben in diesem schauderhaften Klima. Mir wird die Alabasterweiße nachgerade über!"

Die Fahrstraßen waren von Automobilen, Kutschen, Karren, Radfahrern und Reitern belebt. Aber alle Leute schienen viel Zeit zu haben. An den Pfosten der Sonnendächer hatten braune Farmer, in Sombrero und buntem Hemd, ihre Pferde angebunden. Meist magere, abgetriebene

---

*) Chinesisches Spezialgericht.

Tiere, die unter der Last des großen Bocksattels fast zusammenzubrechen schienen. Ihre Herren standen in Gruppen beisammen, kauten Tabak, spuckten und unterhielten sich. Schwarze Dienstboten schlenderten sehr gemächlich vorbei, an einer Banane lutschend und jedes Schaufenster eingehend musternd.

Ab und zu hastete ein nach letzter Neuyorker Mode gekleideter Herr durch die träge Menge, diesen und jenen mit seinem Handkoffer beiseite stoßend. Das war dann ein ‚Drummer' (Reisender) aus dem Norden, und die Südländer blickten ihm mißbilligend nach. Durch die meisten Straßen fuhren elektrische Bahnen, aber auch diese schienen keine besondere Eile zu haben. In den ‚Drug-Stores' (Drogenhandlungen) saß eine Menge Menschen um die ‚Soda-Fountain' und trank beschaulich ihre Ice-Cream-Soda durch Strohhalme. Jedes fünfte Haus schien ein Kinematographentheater zu sein, aus dem trotz der frühen Morgenstunde Musik ertönte und Kinder und Geschäftspersonal aus und ein gingen. Die Türen der ‚Saloons' (Kneipen), die meist deutsche Namen trugen, standen weit offen. Behäbige Männer, von unverkennbar germanischem Gepräge, standen an der Bar, wischten sich mit großen bunten Taschentüchern den Schweiß von der Stirn und löschten ihren Durst mit schäumendem Faßbier.

„Es sieht wirklich sehr gemütlich aus in Galveston!" meinte Lu.

Dann hielt die Kutsche vor dem Royal-Hotel, das von außen ebenso nüchtern und praktisch wie von innen und wie alle guten, soliden Hotels in den Südstaaten war.

In der Halle saßen verschiedene Herren in Schaukelstühlen und machten mehr oder minder Gebrauch von den neben ihnen stehenden Spucknäpfen aus getriebenem Kupfer. Sie alle lasen Zeitungen und fächelten sich mit Palmblättern, trotzdem vier große Ventilatoren surrten. In einer Ecke saßen zwei mexikanische Herren; der eine grau, der andere mit tiefschwarzem Haar und Schnurrbärtchen. Beide waren schön und glutäugig und rauchten mit eleganten

Bewegungen Zigaretten. Beide musterten Lu mit dem diskreten Wohlgefallen von Kavalieren.

„Gott sei Dank!" sagte Lu.

„Warum?"

„Endlich ist's mal beinahe so wie in Berlin!"

Der Doktor lachte leise vor sich hin.

Er trat zur Office, hinter deren Gitterstäben ein glattrasierter junger Mann mit ausgepolsterten Schultern saß, der Zeitung las und spuckte. Seine Beine, in sehr neuen Schuhen mit eingebogenen Spitzen, hatte er vor sich auf den Tisch gelegt.

Gähnend schob der junge Mann Lu das Fremdenbuch zum Einschreiben hin. Dann händigte er ihr einen Schlüssel aus, und sie folgte, von dem Doktor begleitet, einem Negerkellner zum Lift.

Das Zimmer lag im zweiten Stock, war hell und luftig und hatte Bad und Moskitonetz wie alle amerikanischen Hotelstuben.

„Verschlafen Sie nur den heißesten Teil des Tages," sagte Doktor Burghard. „Gegen abend komme ich mit Papa Hansen und Onkel Dircksen und hole Sie zum Bummel ab."

„Schön," lachte Lu, „hoffentlich wird's aber nicht wieder so ein verunglückter wie in Philadelphia!"

„Sicher nicht; — hier ist alles gemütlich!" Damit ging der Doktor.

Nach einem kalten Bad kroch Lu dann auch wirklich unter das große Moskitonetz und war trotz der drückenden Schwüle bald fest eingeschlafen.

Erst spät am Nachmittag erwachte sie mit einem großen Hunger, den ein von ihr bestelltes Tenderloin-Steak, das zähe und teuer war, nicht recht stillen wollte.

Um sechs Uhr kamen die drei Herren mit einem Auto und holten sie zu dem geplanten Bummel ab.

Der Luftzug, den die rasche Fahrt verursachte, war wenigstens eine kleine Erfrischung in der Hitze, die auch

gegen Abend nicht geringer wurde. Alles war feucht und warm; überall summten die Moskitos.

Bald war man aus den Geschäftsstraßen heraus und fuhr durch breite Avenuen, die mit Palmen und blühendem Oleander bestanden waren. Inmitten von Palmengärten erhoben sich helle Holzhäuser, alle in dem hübschen, freundlichen Bungalowstil erbaut und von bunten Blumen überwuchert. Dazwischen waren vereinzelte prächtige Villen, aus Steinen erbaut, in phantastischem, südländischem Geschmack. Sehr schöne öffentliche Gebäude lagen auf freien Plätzen mit sorgfältig gepflegten Anlagen. Nur wenig Bäume waren zu sehen.

Galveston lag auf einer Insel mit sandigem Boden, in dem keine größeren Pflanzen gediehen. Zudem hatte die große Springflut vor einigen Jahren alles zerstört. Mit dem Festland war Galveston nur durch eine Brücke verbunden. Fast jede der Avenuen führte nach dem Strand. Die meerumspülte, blühende Gartenstadt bot in der rosigen Abendbeleuchtung einen wunderschönen Anblick. Eine friedliche Stille lag über den Bungalows, nur unterbrochen von dem Zirpen der Zikade oder den Klängen einer Gitarre. Auf der ‚Porch', der geräumigen Veranda eines jeden Hauses, hatte es sich die ganze Familie bequem gemacht. In ganz dünnen, weißen Gewändern, oft mit schon gelöstem Haar, träumten die Damen in Hängematten, Schaukelstühlen oder wirklichen Schaukeln vor sich hin. Die Herren saßen in Hemdsärmeln daneben und dösten; manche, denen es die Gattin gestattete, rauchten. Hier und dort ging es lebhafter zu, da jagten sich Kinder, schon in Nachthemdchen oder Pyjamas, auf dem Rasenplatz herum. Kleine Buggies oder Autos, mit lustigen Girls und Boys, fuhren langsam der ‚Beech' (Strand) zu. Dorthin fuhren auch die vier. Am Strand war ein buntes Leben und Treiben.

Hunderte von Menschen badeten in den rauschenden Wellen und suchten Kühlung nach des Tages Last und Hitze. Lebhaft flirteten die Girls mit ihren Boys; in wunderhübschen Badekostümen, die deutlich Strumpfbänder und Korsetts

verrieten, und koketten Seidenhäubchen. Helles Lachen und Kreischen ertönte.

Oben auf der Galerie am Beech=House saßen die älteren Leute auf Bänken und sahen wohlgefällig dem lustigen Treiben der Jugend zu.

Hinter dem Beech=House lag der Electric Park, aus dem flotte Musik herübertönte, in einem Meer von Lampen.

Aus der See aber tauchte schon der Mond empor und übergoß mit silbernem Licht die bunte Szene.

„Das ist ja ganz reizend!" sagte Lu bewundernd.

„Wollen wir auch baden?" fragte der Doktor.

„Au famos!" jubelte sie. „Wo kriege ich aber einen Badeanzug her?"

„Können Sie alles mieten."

Papa Hansen und Onkel Dircksen zogen es vor, in der Galerie zu bleiben. So kletterte der Doktor allein mit Lu zum Strand hinunter, wo er sie der Obhut einer dicken schwarzen Badefrau anvertraute.

Lu musterte prüfend ihr Badekostüm, als die Alte sie in der Ankleidezelle allein gelassen hatte. Es war ein sehr gut sitzendes schwarzes Trikot mit einer Art silberbesetztem Hänger mit Gürtel als Überwurf.

„So'n Blödsinn!" brummte sie vor sich hin. „Die reine Balltoilette! — Ohne Aufmachung scheint sich eine Amerikanerin nun mal nicht zeigen zu können!"

Nach mehrfachem Probieren vor dem Spiegel gelang es ihr, das kecke Häubchen richtig aufzusetzen.

„Ganz nett!" meinte sie befriedigt.

Dann trat sie hinaus, die bereitliegenden Strümpfe und Sandalen ignorierend.

Der Doktor war schon im Wasser, in einem blau und weiß gestreiften Trikot, und Lu konstatierte eben, daß er doch eine recht hübsche Gestalt hatte, als sie die dicke Badefrau heftig gestikulierend auf sich zueilen sah. Übermütig sprang sie davon über den hellschimmernden Sand, versuchte erst mit dem rosigen Fuß, ob das Wasser

sehr kalt war, und stürzte sich dann herzhaft in eine große Welle, die schäumend heranrollte.

War das schön, dies kühle rauschende Wasser! Aber mit ungeahnter Behendigkeit kam die Dicke ihr nach. Heldenmütig raffte sie die Röcke über den fetten Waden empor und watete in die Fluten, hinter ihr her. Lu fühlte sich sehr unsanft beim Kragen gefaßt und energisch ans Land gezogen. Der Doktor kam hinzu.

„Was ist denn los?!“

„Going into the water without stockings; . . . shocking!“ stieß die Alte in moralischer Entrüstung hervor. Sie war ganz außer Atem.

„Was?“

Lu sah den Doktor ganz erschrocken an.

„Wie können Sie auch ohne Strümpfe ins Wasser steigen! Wie unanständig!“

Sie stampfte zornig auf mit ihrem schlanken Bein.

„So 'ne Prüderie übersteigt doch alles! — Hühneraugen werden sie hier alle haben; — das ist jedenfalls der ganze Grund!“

Der Doktor lachte, und mehrere Herren, die in der Nähe waren und Deutsch verstanden, lachten auch.

„Come on! Come on, young lady!“ drängte die Badefrau.

„Na, denn meinetwegen! — Muß ich mir etwa auch noch 'n Korsett anziehen?!“

„Nein, das brauchen Sie nicht.“

„Ein Trost!“

Mißmutig ließ Lu sich von der Dicken in ihre Zelle schleppen und zwängte sich schimpfend in die Strümpfe hinein.

„Hat man je im Freibad Wannsee von solchem Unsinn gehört! — Auch noch Strümpfe bei der Hitze!“

Vorschriftsmäßig kam sie nach einigen Augenblicken wieder zum Vorschein und ließ sich von dem Doktor in die silbern leuchtenden Wellen hinaustragen, soweit die Grenzbojen es gestatteten.

„Wunderschön ist das!“ jubelte sie und hatte ihren Ärger wieder ganz vergessen.

Vor ihnen breitete sich die unendliche silberne Meeresfläche aus, ein Strom von weißem Licht, in dem sie dahinschwammen.

Neben dem letzten Pfosten schaukelte träge ein Boot. Dahinein kletterte Lu, setzte sich auf die Bordwand und plätscherte mit den Füßen im blitzenden Wasser.

Der Doktor saß neben ihr auf der Ruderbank und umschlang sie.

„Kleine Nixe,“ sagte er, „darf ich dich küssen?“

Lu warf den Kopf zurück und sah ihn an, aber gar nicht hochmütig. Ihr Gesicht schien ganz blaß im fahlen Mondlicht, und ihre Augen schimmerten weich.

„Ja, das darfst du,“ flüsterte sie und legte den Arm um seinen Nacken, „weil du der letzte deutsche Mann bist und weil du lieb und ritterlich bist . . .“

Er zog sie an sich und küßte sie ganz zart.

„Du reizendes süßes Mädel!“

Da schlug Lu die Hände vor's Gesicht und fing bitterlich an zu weinen.

„Ich kann die ollen Yankees nicht leiden!“ stieß sie unter immer heftigerem Schluchzen hervor.

Er versuchte sie zu trösten mit liebkosenden Worten und küßte ihren Nacken und zog sie fester an sich, bis das Weinen leiser wurde und sie die Hände sinken ließ.

„Das sage ich, heiraten tue ich keinen von den glattrasierten Menschen!“ sagte Lu trotzig, und es stieß sie immer noch der Bock.

„Wer sagt denn, daß du das sollst, Prinzeßchen?“ fragte er leise lächelnd.

„Na, Onkel und Tante doch natürlich! Die wollen doch, daß ich 'ne gute Partie mache, und Stowers werden wohl auch dafür sorgen. Deshalb bin ich ja rübergeschickt! Ich bin doch man 'n armes Mädchen . . .“

Da sagte er nichts mehr und küßte sie nur. —

Eine Trompete ertönte und rief alle Badenden zum

Strand zurück. Das Schwimmbad wurde jetzt geschlossen. Von allen Seiten schwammen und wateten die Pärchen nach dem Beech-House zurück.

Als Lu nun frisch und kühl wieder aus der Ankleidezelle trat, hatte sie ihren Kummer überwunden und spürte dafür einen mächtigen Hunger.

Der Doktor war schon fertig und wartete mit den beiden anderen auf sie.

In bester Stimmung ging's zum Beech-House hinauf, wo in breiter Galerie runde Tischchen gedeckt waren, von roten Lampen erleuchtet und mit der Aussicht auf das weite Meer.

Eine erquickende, kühle Brise wehte hier oben.

„Hallo, Mister Burghard!“ rief einer der weißgekleideten Kellner dem Doktor entgegen und schüttelte ihm zu Lus Erstaunen derb die Hand.

„Wie geht's, alter Junge?“ antwortete der lachend. Dann wandte er sich an Lu.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen Mister Berg vorstelle, einen alten Ost-Afrikaner, der zuletzt Kriegsfreiwilliger in Südwest war. Berg ist eigentlich nur ein Teil seines Namens, aber das tut ja nichts zur Sache!“

Lachend schlug der so Vorgestellte die Hacken zusammen und verbeugte sich tadellos vor Lu. Immer noch erstaunt reichte sie ihm die Hand, worauf er sich ebenso herzlich mit den beiden alten Seeleuten begrüßte. Sie waren offenbar alte Bekannte.

„Bringen Sie man was Ordentliches zu essen, Herr Berg,“ lachte Papa Hansen. „Das gnädige Fräulein hat bei uns an Bord nicht satt gekriegt.“

„Weiß schon,“ lächelte der Kellner. „Erst mal Bier und dann Clams, ordentliches Roastbeef und Entenbraten; nicht wahr?“

„Jawollja; — Sie haben's erfaßt!“

Schon war die flinke, sehnige Gestalt mit dem strammen elastischen Gang im Restaurant verschwunden.

„Wie kommt denn der hierher?“ fragte Lu ganz verblüfft.

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Ich kenne ihn schon seit mehreren Reisen. Netter Kerl. Offenbar Pech gehabt in der Armee. So was kommt manchmal vor. Den Humor hat er aber nicht verloren!“

„Nennen Sie ihm mal ein paar Namen aus den Potsdamer Regimentern, die kennt er alle,“ sagte Onkel Dircksen.

Herr Berg erschien wieder mit vier schäumenden Gläsern.

„So, da ist schon mal Bier!“

„Sagen Sie mal,“ fragte Lu, „in welcher Kompagnie waren Sie eigentlich damals in Südwest?“

„In der dritten.“

„Dann müssen Sie doch Leutnant von Rannow kennen!“ Das war der Infanterie-Leutnant.

„Jawohl, gnädiges Fräulein, der war mein Zugführer.“

„Der steht jetzt in Potsdam.“

„So?“ Herr Berg war sehr interessiert.

„Neulich wollte er sich sogar verloben.“

„Ja, 'n dummes Luder war er immer!“

„Erlauben Sie mal, mit mir wollte er sich verloben!“ fuhr Lu auf. „Er hatte aber auch nichts,“ fügte sie kleinlaut hinzu.

„Verzeihung, meine Gnädigste,“ lachte Herr Berg, „wenn er solchen guten Geschmack beweist, dann haben wir ihm alle Unrecht getan!“

Damit war er auch schon wieder fort, um gleich darauf die Clams zu bringen.

Nun erkundigte er sich selber nach Verschiedenen.

„Was ist denn aus dem kleinen Holm von den Ulanen geworden?“

„Der ist nach Hannover auf Reitschule abkommandiert,“ berichtete Lu, die in militärischen Dingen sehr gut Bescheid wußte.

„So was hat Dusel!“ brummte Herr Berg vor sich hin.

„Haben Sie nicht Zeit ein Glas Bier mitzutrinken?“ fragte der Doktor.

„Never mind! Kein Gedanke! Geschäft blüht heute abend!“

Er zeigte eine Handvoll Dollarnoten.

„Sehn Sie mal, allens Trinkjeld!“

Gutmütige Selbstironie lag auf seinem hübschen, offenen Gesicht.

„Donnerwetter, großartig!“

„Wie ist's denn mit der Farm in Mexico?“ erkundigte sich Papa Hansen.

Herrn Bergs ganzes Gesicht strahlte.

„Nur noch 'n paar hundert Dollars, die fehlen. Dann wird die Kellnerschürze an den Nagel gehängt, nach Mexiko gereist, Ranch, Vieh und Peons gekauft; . . . Grandseigneur ist fertig!“

Alle vier mußten lachen über die drollige Miene, mit der er das vorbrachte.

Aber eilig war er wieder fort. An den Nachbartischen wurde nach ihm gerufen. Lu sah noch, wie er höflich einem vierschrötigen Menschen mit einem wahren Bulldoggengesicht Hut und Stock reichte.

Das Souper war zu Ende.

Man verabschiedete sich von Herrn Berg und ging zum Electric Park hinüber, der eine verkleinerte Ausgabe von Willow Grove bei Philadelphia war.

Lu imponierte das schon gar nicht mehr. Nach dem tollen Looping the Loop war ihr die Berg- und Tal-Bahn von Galveston lange nicht aufregend genug.

Nach einer schönen Autofahrt um die ganze kleine Insel herum, fast immer am mondbeschienenen Strand entlang, kehrten sie zum Royal-Hotel zurück.

Sehr herzlich verabschiedete sich Lu von Papa Hansen und Onkel Dircksen. Der Doktor wollte sie morgen noch zur Bahn bringen. Dann ging sie in ihr Zimmer, in dem noch die ganze drückende Tagesschwüle herrschte, und kroch wieder unter das große Moskitonetz. Sie konnte

aber noch lange nicht einschlafen. Eine unbestimmte Angst vor der Zukunft erfüllte sie. Morgen würde es nun hineingehen ins Unbekannte. Ganz allein! Bisher war sie unter Freunden gewesen; unter Deutschen, die ihre Sprache redeten und ihre Anschauungen teilten. Jetzt ging es eigentlich erst in die Fremde! Und sie dachte an Stowers wie an ganz Fremde; — — sie konnte nicht anders. Sie hatten telegraphiert, daß Doktor Stower sie abholen würde in San Antonio. Aber Lu konnte sich nicht zu der Vorstellung zwingen, daß Freunde sie erwarteten. Ihr war, als müsse sie morgen alles zurücklassen, was sie mit Deutschland verband, und ganz mutterseelenallein in ein fremdes, feindliches Land hineinziehen . . .

„Und ich werde ihnen zeigen, was 'ne Harke ist!" murmelte sie trotzig vor sich hin und warf sich energisch auf die andere Seite.

Dann schlief sie doch ein.

V

Früh am anderen Morgen trommelte der schwarze Bell-Boy Lu aus dem Schlaf.

Eilig machte sie sich fertig und ging in die Halle hinunter, wo der Doktor schon auf sie wartete.

Etwas bestürzt zahlte Lu ihre Rechnung an den müden jungen Mann mit den ausgepolsterten Schultern. Drei Dollars das Zimmer. Darauf war sie nicht gefaßt gewesen! Und fünfundsiebzig Cents das zähe kleine Steak. Das war ja ein sündhaft teures Land hier. Ein bißchen ängstlich betrachtete sie ihr immer dünner werdendes Geldtäschchen. Onkel und Tante Major hatten sie mit einem für deutsche Begriffe reichlichen Taschengeld versehen. Aber was bedeuteten die paar Dollars, die beim Einwechseln herausgekommen waren, in einem Lande, in dem der Dollar weniger Wert hatte als in Deutschland die Mark! Na,

bis New Braunfels würde es schon reichen, und bei Stowers brauchte sie ja vorläufig kein Geld.

Nach hastigem frugalem Frühstück ging's zum Bahnhof.

Der Doktor besorgte Fahrschein und Gepäck, und Lu mußte zu ihrer unangenehmen Überraschung auch noch Überfracht bezahlen, da sie, wie alle Neulinge, zu viel Koffer mitschleppte.

Als endlich alles besorgt war, wurde es höchste Zeit, in die großen, bequemen Cars zu steigen, die Lu nun schon von Philadelphia her kannte.

Noch einmal reichte sie dem Doktor die Hand.

„Ich danke Ihnen viel, vielmals; — Sie sind immer so gut zu mir gewesen!"

Er betrachtete sie mit zärtlichem, bedauerndem Blick.

„Lassen Sie sich's gut gehen, kleines Prinzeßchen! Immer den Kopf hoch als echte Deutsche! Und wenn Sie einen Freund brauchen, so schreiben Sie mir; — — Sie können immer auf mich rechnen!"

Lu nickte.

„Ja, das werde ich! Also tjö!"

Kräftig schüttelten sie sich die Hände.

Dann schrillte die Pfeife, die Lokomotive heulte, und der Zug setzte sich in Bewegung. In sausender Fahrt ging es zum Depot hinaus.

Der Doktor sah dem Zuge mit sorgenvoller Miene nach. In Galveston hatte er allerhand merkwürdige Dinge über Doktor Stower gehört. Welchen Schicksalen ging wohl dies liebe, reizende Kind entgegen? Dann ging er langsam zum Kai zurück, zu seinen Präparaten und Instrumenten auf der ‚Wolga', die er in der letzten Zeit sehr vernachlässigt hatte, und er dachte darüber nach, was wohl alles gesündigt würde in der Welt unter der Marke ‚au pair'.

Lu hatte sich bequem in ihrem Sessel zurückgelehnt und sah mit erwartungsvoller Neugierde zum Fenster hinaus. Jetzt ging es ja hinein ins Cowboyland. Was würde sie wohl für Wunder sehen, schon auf der Fahrt.

Der Zug schien jetzt in die See hineinzufahren. Auf schmaler, niedriger Brücke, an der noch gearbeitet wurde, durchquerte er die Meerenge zwischen Insel und Festland mit kaum verringerter Fahrgeschwindigkeit. Es war, als wollten die Wellen geradewegs in die Fenster hineinschlagen. Das Fundament der Brücke zitterte unter der gewaltigen Last.

Die anderen Passagiere blickten kaum von ihren Zeitungen und Journalen auf. Diese Fahrt war ihnen etwas Altgewohntes.

Die Damen hatten vor dem Spiegel ihre Hüte abgenommen und lehnten, nun Gummi und Candies kauend, in ihren Sesseln zurück. Im Hintergrunde der Car trug ein Familienvater das Baby hin und her, während seine hübsche junge Frau gleichmütig ihre rosigen Fingernägel polierte. Auf ihrem Schoß hatte sie ein Manicure-Etui zwanglos ausgebreitet.

In den nächsten Sesseln saßen zwei mexikanische Frauen der niederen Klassen, in bunte Lumpen gehüllt, den runden Sombrero auf dem filzigen Schwarzhaar. Sie hatten wohl den Winter über in Galveston als Dienstboten gearbeitet und fuhren nun wieder ins Inland, wo die Arbeit auf den Baumwollfeldern bald beginnen mußte.

Vor ihnen saß ein langer, fanatisch und geistlich aussehender Herr, dem man den Methodistenprediger schon von weitem ansah, und las mit ziemlich lauter Stimme in einer Broschüre gegen den Alkoholgenuß. Neben ihm saß seine hagere, geschmacklos frisierte Frau mit strenger Miene. Die Leute in den nächsten Sesseln hörten höflich zu. Nur einen dicken deutschen Mann, der in einem Notizbuch kritzelte, schien der Vortrag zu stören. Ab und zu sah er sich wütend um. Lu taxierte ihn für einen Bierbrauer. In den Sesseln neben ihm saßen ein paar junge Leute mit glattrasierten Gesichtern und ausgepolsterten Schultern, die eine Sportzeitung lasen und laut über das letzte Baseball-Match debattierten. Der eine sah aus wie ein Kellner, der andere wie ein Preisboxer. Lu

war aber nun schon Landeskennerin genug, um sie als zwei Drummers aus den Nordstaaten einzuschätzen.

Der Zug hatte das Festland erreicht und brauste zwischen flachem, sumpfigem Grasland dahin, das mit Stacheldraht eingezäunt war, so weit das Auge blicken konnte. Ab und zu kam man an kleinen Herden schlecht aussehenden Rindviehs vorüber, zeigten sich ein paar Farmer in bunten Hemden, auf erbärmlichen, abgetriebenen Kleppern. Lu machte große Augen. Sie hatte sich Texas ganz anders vorgestellt. Aber der Doktor hatte ja schon in Philadelphia gesagt, Cowboys gäbe es nur noch weiter westlich.

„Die dumme Zivilisation," schimpfte sie vor sich hin und sah unzufrieden zum Fenster hinaus.

Ein paar Reisfelder, eine Fläche mit Mais bestanden, ein paar dürre, verstaubte Bäume, Holzhäuser inmitten verwahrloster Gärten, hinter denen Gerümpel aufgestapelt war, ein paar schwarze Kohlenschuppen; — das war die erste Station. Die Dampfpfeife heulte langgezogen und klagend, dann hielt der Zug.

Schmutzige, wild aussehende Männer in Hemdsärmeln, statt des Kragens ein buntes Taschentuch um den Hals geschlungen, und blasse, zarte Frauen in duftigen Sommerkleidern letzter Mode und reizenden Pariser Hüten stürmten in die Wagen.

Lu sah noch ein Holzhaus mit der Überschrift ‚Grocery', vor dem eine Menge Buggies mit mageren Pferden angebunden waren, dann heulte die Pfeife von neuem, und der Zug raste wieder davon.

Der Boden wurde allmählich besser. Wohlgepflegte Baumwoll- und Maisfelder wechselten miteinander ab. Hier und dort ein kleines, wüstes Gehölz, das von der Axt bisher verschont geblieben war und in dem die umwohnenden Farmer allen Unrat abzuladen schienen.

Ab und zu kam man an mehr oder minder verwahrlosten Farmhäusern vorüber. Die Felder waren alle sorgfältig bestellt. Man schien aber nur Arbeit auf das zu verwenden, was Geld einbrachte. Alles andere trug den Stem-

pel trauriger Verwahrlosung und warf kein gutes Licht auf den Schönheitssinn der Bewohner von Texas. Jedes Stückchen Land war mit Stacheldraht ‚eingefenzt'. Dazwischen liefen staubige, holperige Landstraßen hin, auf denen Farmer in Buggies fuhren, oft in Begleitung von Frauen in riesigen Kattunhauben. Die Farmer in Texas schienen zumeist die Abkömmlinge germanischer Einwanderung zu sein.

Lu wollte die Gegend gar nicht gefallen. Den Zauber der Wildnis hatte man ihr auf immer geraubt und ihr dafür nichts gegeben. Kein idyllisches Dörfchen, kein Feldweg zwischen wogenden Kornfeldern, von schwertragenden Obstbäumen beschattet. Ein kahles Land, auf das die heiße Sonne unbarmherzig niederbrannte; ein reicher Boden, dem Millionen gieriger Menschen die Kraft aussaugten in rücksichtslosem Raubbau. Spekulationsobjekte, genau vermessen und parzelliert, das waren die Jagdgründe der roten Nation geworden.

Und der Zug raste durch die immer gleiche, traurige Gegend und erschreckte mit seinem Heulen die paar mageren Pferde und Rinder auf den Weiden.

Ein Neger, der herumging und Obst und Candies verkaufte, störte Lu aus ihren Betrachtungen auf.

Es war drückend schwül in dem Wagen. Sie hätte gern ein paar von den Weintrauben gehabt. So suchte sie sich denn ein paar der schönsten aus.

„Four bits," sagte der Nigger.

Das bedeutete in dem Idiom des Südens einen halben Dollar.

Lu bekam einen Schreck. Zwei Mark für die paar armseligen Weintrauben! Wie würde sie bloß mit ihrem Geld auskommen!

Onkel und Tante Major würden ihr ja gar nicht glauben, daß alles so wahnsinnig teuer war, wenn sie ihnen gleich um Zulage schrieb. Die Wersiens waren nun einmal leichtsinnig in Geldangelegenheiten; darum hielten Onkel und Tante es für gut, Lu möglichst knapp zu halten.

Der Gedanke an all die künftigen Geldverlegenheiten machte es Lu noch schwüler. Ihr wurde fast schwindelig in der ungewohnten tropischen Hitze, für die selbst ihre dünnsten Kleider noch zu schwer waren. Und noch war es nicht einmal Juli! Wie würde das nur zu ertragen sein!

Sie versuchte das Fenster an ihrer Seite zu öffnen, was ihr aber nicht gelang. So wandte sie sich mit höflicher Bitte an die beiden Drummer, die neben ihr saßen. Bereitwillig kam der mit dem Preisboxergesicht ihrem Wunsche nach.

Die beiden schienen dies aber als Annäherungsversuch aufgefaßt zu haben.

Der Kellner ließ die Sportzeitung sinken und puffte den Preisboxer in die Rippen.

„Is'nt she a regular peach?!“

Der spuckte seinen ‚chewing gum‘ in die Ecke.

„You bet your life!“ sagte er und musterte Lu mit wohlgefälligem Grinsen.

Hochmütig warf sie den Kopf zurück. Das war ja unglaublich! Und sie hatte immer gehört, Damen würden so hoch geachtet in Amerika.

„Fahren Sie auch nach Houston, little girl?“ erkundigte sich der Kellner.

Lus Miene wurde eisig.

„Oh you kid!“ lachte der Preisboxer. „Now look at her! Is'nt she a flirt?!“

„Steigen Sie doch mit uns in Houston aus,“ fuhr der Kellner fort.

„Let's have a good time! Dinner und Autofahrt! Well, little girl?!“

Lu war empört und hätte dem Menschen am liebsten ins Gesicht geschlagen. Hilflos sah sie sich im Wagen um, der voll von gleichgültigen Menschen war, die genug mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun hatten.

Da erhob sich ein alter Herr, der bis dahin schweigend in dem Sessel vor ihr gesessen hatte. Langsam wandte er sich zu den beiden Drummers um.

„Sehen Sie nicht, daß die Lady keine Lust hat, mit Ihnen zu reden?!“

„Pshaw! Did’nt she talk to us first?!“ (Hat sie uns nicht zuerst angesprochen?!) fuhr der Preisboxer auf.

„Sure, she did!“ sekundierte der Kellner, Lu mit einem unverschämten Blick fixierend.

Da richtete sich der alte Herr in seiner ganzen Höhe auf.

„Die junge Lady steht unter meinem Schutz! Wer sie beleidigt, bekommt es mit mir zu tun. Ich bin Judge Delagrange von New Orleans!“

Die beiden Drummers duckten sich wie unter einem Peitschenhieb. Der Kellner murmelte sogar etwas wie eine Entschuldigung. Der Preisboxer sah eilig wieder in die Sportzeitung. Judge Delagrange konnte ihnen ja die ganze Kundschaft verderben. Das war einer von den alten Aristokraten des Südens, der sich Ansehen und Reichtum noch aus dem Bürgerkrieg hinübergerettet hatte und dessen Stimme etwas galt in den Südstaaten. Sie lachten zwar über die alten Sklavenbarone, die Yankees, und kamen aus dem Norden, um ihnen langsam das Fell über die Ohren zu ziehen, ihnen das letzte Land abzuschwindeln; — was wußten die denn im Süden von ‚smart business‘! Aber vorläufig konnte Judge Delagrange doch noch recht unbequem werden, und so duckten sich denn die beiden Yankees, verbissen und höhnisch.

Lu bedankte sich bei dem alten Herrn.

„Never mind, young lady,“ wehrte er gleichmütig freundlich ab, und dann sah er wieder in seine Zeitung.

Er kannte ja Lu nicht weiter und gehörte der exklusivsten Gesellschaft von New Orleans an. Da unterhielt man sich nicht lange mit Leuten, von denen man nicht wußte, ob sie zum eigenen ‚set‘ gehörten. Lu kannte diesen höflich reservierten Ton recht gut, den Tante Major anzuschlagen liebte, wenn Bürgerfrauen sich für ihre Wohltätigkeitsvereine in Potsdam meldeten. Sie mußte lachen; es war doch im Lande der Freiheit und Gleichheit auch nicht anders als in Europa. Nur bedeutend plumper

und pöbelhafter war manches. Sie warf einen verächtlichen Blick auf die beiden Drummers, die sehr klein geworden waren. Das sollten nun die liebenswürdigen Schwerenöter von Amerika sein! In Galveston hatte ihr jemand gesagt: „Die Drummers spielen hier die Rolle der Leutnants!"

‚Na, ich danke!' dachte Lu und verlor sich in Erinnerungen an Potsdam, bis der Zug über einen schlammigen kleinen Fluß brauste, dessen Ufer von allerlei Gestrüpp, Schutt, leeren Konservenbüchsen und toten Katzen umsäumt waren. Dann fuhr er in Houston ein, einer der größten Städte von Texas.

Der Zug fuhr zwischen Hinterhäusern entlang, deren Anblick nicht schön war. Lu hatte aber gehört, daß Houston eine schöne Stadt sein sollte. Sie wunderte sich über die riesenhafte Menge leerer Konservenbüchsen und wie es möglich war, daß menschliche Wohnstätten so ungemütlich sein konnten. Dann fuhr man ins Depot ein.

Hier mußte Lu umsteigen, denn von Houston nach San Antonio fuhr sie mit der M. K. & T.-Linie, während sie von Galveston aus mit der I. N. G.-Linie gekommen war. Sie konnte noch von Glück sagen, daß sie nicht in dem strömenden Regen, der jetzt eingesetzt hatte, quer durch die Stadt zu einem anderen Depot mußte.

Innerlich den ganzen amerikanischen Eisenbahnbetrieb verwünschend schleppte sie ihr Handgepäck zu dem Zug der Konkurrenz-Linie hinüber. Gepäckträger gab es nicht. Man hatte noch ein paar Minuten Zeit. Lu ging zum Büfett, vor dem eine lange Reihe müde und abgehetzt aussehender Leute standen, die in größter Hast ihren Lunch hinunterschlangen. Jeder gierte und würgte in wenig appetitlicher Weise, als hinge sein Leben davon ab.

Sie hatte kaum eine Tasse Kaffee und die Hälfte eines mageren Hühnerflügels bewältigt, als der Nigger-Porter ihren Zug ausrief. Schon wollte sie fortstürzen, als die Lady am Büfett ihr einen Scheck zuschob.

„One Dollar!"

Auch noch der Schreck!

Wütend legte sie das Geld hin und eilte dann zu ihrem Zug, den sie gerade noch im letzten Augenblick erreichte. Ganz außer Atem ließ sie sich in einen Sessel fallen, als die Fahrt auch schon losging. Immer dieselbe reizlose Gegend. Die Baumwollfelder nahmen zu, waren immer sorgfältiger eingefenzt. Der Boden schien immer wertvoller zu werden. Einzelne Strecken, die sich wohl nicht zur Bebauung eigneten, waren mit struppigen Musquitenbäumchen bestanden und dienten als Viehweiden. Aber kein Zoll Landes, der nicht eingezäunt gewesen wäre. Die Farmhäuser und kleinen Stationen zeugten von größerem Wohlstand als unten im Küstenland.

Lu entnahm aus der Unterhaltung ihrer Mitreisenden, daß die Bodenpreise ständig in die Höhe gingen hier in Texas. Daß schon fast alles gute Land in festen Händen, all die alten Farmer reiche Leute seien. Immer mehr Spekulanten kämen aus dem Norden herunter und versuchten den dummen Südländern die Farmen noch billig abzukaufen.

Alle Leute im Wagen redeten nur von Bodenpreisen und vom Gelderwerb und schienen sehr stolz zu sein auf das traurige Land, durch das sie fuhren. Lu verstand nicht diesen Stolz der Emporkömmlinge.

Sie kannte einen anderen Stolz, den Stolz des Deutschen, der durch seine blühende Heimat fährt und seinen Kindern von alten, ruhmreichen Tagen, von Sagen und Märchen erzählt bei jedem Schlachtfeld, jeder Burg oder alten Stadt mit verfallenen Ringmauern. Und in Lu stieg eine große Traurigkeit empor, weil sie sich so fremd fühlte in dem unschönen Land und unter dem unedlen Mischvolk, das sie abstieß, körperlich und seelisch.

Die Fahrt schien ihr endlos in ihrer Eintönigkeit, nur von gelegentlichen Regenschauern unterbrochen.

Die Dämmerung brach herein, aber sie brachte keine Kühlung mit.

Ganz abgestumpft von der drückenden Schwüle lag

Lu in ihrem Sessel und schenkte der immer dunkler werdenden Gegend keinen Blick mehr. Sie war in einer unendlich niedergeschlagenen Stimmung und fühlte eine große Enttäuschung. Sie hatte sich alles so ganz anders vorgestellt!

Erschrocken fuhr sie zusammen, als der Zug aus der Dunkelheit in ein Meer von Licht hineinbrauste.

„San Antonio!“

Die Türen wurden aufgerissen. Alles stürzte hinaus.

Ehe sie sich's versah, stand sie auf dem Bahnsteig neben ihrem Gepäck. Suchend blickte sie sich um.

„Hallo, Fräulein Wersien!“

Ein langer, hagerer Herr, ganz amerikanisch, aber doch mit gewisser Eleganz gekleidet, trat auf sie zu.

Lu erkannte Doktor Stower. Aber so bleich hatte sie ihn doch nicht in der Erinnerung gehabt, und die grünlichen kalten Augen hinter den Gläsern des Kneifers wollten ihr nicht recht gefallen. Damals in Potsdam war er auch nicht glatt rasiert gewesen. Sie fühlte aber doch Erleichterung, daß er da war.

„Guten Tag, Herr Doktor,“ sagte sie erfreut und reichte ihm die Hand. Dann begann sie gewissenhaft die Grüße von Onkel und Tante zu bestellen.

Doktor Stower unterbrach sie aber kurz und sah auf die Uhr.

„Kommen Sie! Kommen Sie! — Da wir nun doch einmal in San Antonio sind, wollen wir den Abend auch ausnutzen; allzuoft kommt man doch nicht raus. — Erst ein kleines Souper und dann ein paar Theater. Wir können mit dem Ein-Uhr-Zug nach New Braunfels fahren!“

Solchen Empfang hatte sich Lu denn doch nicht träumen lassen. Das war eigentlich ganz nach ihrem leichtlebigen Geschmack. Allerdings hatten Fahrt und Hitze sie müde gemacht.

„Was soll ich denn mit dem Gepäck machen?“

„Das geben wir solange auf dem Depot ab. Kommen Sie!“

Doktor Stower hatte ihren Handkoffer genommen und schritt ihr so eilig voran, daß sie kaum folgen konnte.

Das Gepäck wurde abgegeben und der Doktor schritt nun dem Ausgang zu.

„Ich bin doch aber nicht angezogen,“ sagte Lu kleinlaut.

Die grünen Augen musterten sie mit einem prüfenden Blick, der ihr das Blut in die Wangen trieb.

„Das tut nichts. Sie sind hübsch genug! Können sich höchstens im Gunter-Hotel ein bißchen zurechtmachen.“

Da machte Lu keine Einwendungen mehr und folgte dem Doktor in die unbekannte Wunderstadt hinein, mit großen, neugierigen Augen.

Der winkte ein Auto heran, und bald sausten sie durch die hellerleuchteten Straßen, in denen lustiges Leben und Treiben herrschte.

Das hatte Lu nicht erwartet! San Antonio war schön! Eine wahre Verschwendung an bunten elektrischen Lampen ließ die Stadt in einer Lichtflut erstrahlen, als wäre ein großes Fest. Festlich sah auch die Menge aus, die lebhaft sprechend und lachend alle Straßen belebte.

„'s ist ein vergnügungssüchtiges Völkchen hier,“ sagte Doktor Stower lächelnd und weidete sich an Lus Verwunderung.

Nach dem nüchternen Eindruck des übrigen Amerika hatte sie so etwas gar nicht erwartet.

Zuerst ging die Fahrt durch eine breite Straße, die hauptsächlich Negerquartier zu sein schien. Bunt aufgeputzt in höchster Eleganz wogte das schwarze Völkchen durcheinander. Hier um das offene Büfett einer Straßengarküche, dort um einen Mandolinenspieler geschart. Die schwarzen Girls promenierten mit ihren dunklen Boys umher und flirteten genau so wie ihre weißen Schwestern. Eine Unmenge schwarzer Kinder jagte sich überall lärmend herum und richtete viel Unfug an. Behäbige Niggermamas, ungeheuer fett, saßen beschaulich vor ihren Türen beieinander und klatschten. An einer Ecke war ein großer

Auflauf. Dort war ein schwarzer Geistlicher auf eine Kiste gestiegen und hielt eine Predigt.

Dann kam man durch mexikanische Straßen. Aus schmutzigen Hütten traten schöne dunkeläugige Frauen mit der Anmut von Königinnen, den Schleier über das schwarze Haar geworfen. Braune wilde Burschen, schwarzbärtige Männer, die ihre Lumpen mit der Grandezza der alten Kastilianer trugen, erhoben ihre blitzenden Augen zu der jungen, rosigen Lady im Auto und zeigten lächelnd ihre schneeweißen Zähne.

Ein Wagen stand im Weg. Das Auto mußte einen Augenblick vor einem der mexikanischen Häuser halten.

Vor der Veranda hatte man ein Feuer angezündet, um das Männer und Frauen in malerischer Stellung lagerten. An einem der Pfeiler lehnte ein schlanker brauner Bursche, dessen rassiges Profil die Glut scharf beleuchtete. Er spielte mit der Zigarette zwischen seinen roten, weichen Lippen und lauschte den Klängen der Gitarren, die Arme hinter dem Kopf verschlungen, und reckte wohlig seinen jungen schönen Körper.

Lu betrachtete ihn mit Verwunderung.

Die Hupe tönte laut; das Auto sauste weiter, in breite glänzende Straßen hinein, in denen die oberen Vierhundert von San Antonio ihrem Vergnügen nachgingen.

Über die Alamo-Plaza ging's, mit ihren schönen Anlagen. Hohe Palmen rauschten im Abendwind; die Blumen des Südens dufteten süß und schwül. Düster erhob sich dahinter das alte Alamo-Gebäude, eine Erinnerung an die spanische Zeit. Daneben lag, hell erleuchtet, das große Menger-Hotel mit seinem Marmor-Vestibül, in dem elegante Menschen in Schaukelstühlen lagen und sich langweilten. Wie ein Kastell ragte das neue Postgebäude hinter den Palmen hervor. Auf den Dächern waren unzählige Reklamen in bunten elektrischen Lämpchen, die wie farbige Edelsteine an dem dunklen Nachthimmel glühten.

Überall Leben und Farbenfreude.

Jetzt ging's in langsamer Fahrt in die dichtgedrängte Hauptstraße, die Houston Street, hinein. Auf dem Damm rollten in unabsehbarer Kette Autos, Buggies und Elektrische Bahnen dahin. Auf den Trottoirs strömten festlich gekleidete Menschen aller Nationen vorüber. Süße American-Girls, barhaupt und in leichte, duftige Kleider gehüllt; Mexikanerinnen in lebhaften satten Farben, mit der Mantilla und mit Blumen im Haar; Fremde, Touristen, Geschäftsleute aus dem Norden, Farmer, die genau so plump und unbeholfen waren wie die Bauern in Europa, ein paar südländische Grandseigneurs, Soldaten und Offiziere, die Lu für Briefträger hielt — das alles wogte bunt durcheinander. Kam hier aus einem Café und ging dort in ein Theater. Cafés, Konditoreien, Obsthändler, Drugstores, Bars, Kinematographentheater und Variétés wechselten miteinander ab. Dazwischen elegante Kaufläden, viel Juweliere und Kuriositätenhändler. Von der einen Straßenseite zur anderen waren Bogen von elektrischen Lämpchen gespannt, so daß man in einem Strom von Licht dahinfuhr.

Das Auto hielt vor einem hohen Portal. Das war das Gunter-Hotel.

Doktor Stower schien hier gut bekannt zu sein.

Durch verschiedene mit großem Luxus ausgestattete Säle führte er Lu in den Speisesaal, aus dem ihnen gedämpfte Orchestermusik entgegentönte und der mehr im Stile eines Tempels als eines Festsaales für fröhliche Menschen erbaut war.

Lu war an die Feierlichkeit erstklassiger amerikanischer Hotels nun schon gewöhnt und schritt gleichmütig hinter dem Doktor her.

Der schien in großer Eile zu sein und bestellte bei dem grinsenden Negerkellner wahllos eine Reihe der teuersten Gerichte und Wein.

Lu beobachtete ihn verstohlen. Er sah nervös und krank aus, beinahe schwindsüchtig. Ein eigentümliches, kluges Gesicht, das zu gleicher Zeit fesselnd und abstoßend war.

Etwas Hartes, Rücksichtsloses und zugleich brutal Sinnliches lag in seinem Auge. Das war ihr in Potsdam gar nicht so aufgefallen. Lu fragte sich unwillkürlich, warum dieser Mann sie so freundlich eingeladen hatte und sie jetzt so großartig bewirtete. Er sah nicht aus, als ob er irgend etwas aus Güte tun würde.

„Also willkommen in Texas!" sagte Doktor Stower und erhob sein Glas gegen sie.

Lu tat ihm Bescheid.

„Zimperlich scheinen Sie ja nicht zu sein!"

Energisch schüttelte sie den Kopf.

„Nein, sicher nicht!"

„Ist auch ein Glück. Dann werden Sie sich auch leicht bei uns zurechtfinden in New Braunfels. — Wir ‚campen' nämlich gegenwärtig nur in zwei Bungalows. Das Sanatorium habe ich meiner Gesundheit wegen aufgeben müssen. — Aber ich praktiziere noch und habe eine kleine Klinik. Da können Sie bei der Krankenpflege helfen."

„Ich will mich gern nützlich machen," beeilte sich Lu zu sagen. Sie war ein wenig verdutzt. Davon hatte Frau Stower, geborene von Schönberg, nichts geschrieben, daß ihr Mann das Sanatorium aufgegeben hatte.

„Wir verkehren mit niemand in New Braunfels," fuhr der Doktor fort. „Sie halten sich auch am besten von diesen Dutchmen fern. Ist eine unterkietige Gesellschaft. Ich verkehre nur mit Amerikanern."

„Sie sind doch aber auch Deutscher!" wandte Lu ein.

Er lachte verächtlich auf.

„Wer sagt denn das? Ubi bene, ibi patria! Hoffentlich kommen Sie mir nicht mit patriotischem Unsinn! Ich bin amerikanischer Bürger und habe eine amerikanische Bürgerin geheiratet. Ich bin also Amerikaner. — Wir werden Sie schon noch amerikanisieren, Fräulein Wersien!"

Lu hielt es für besser, nicht gleich einen Streit heraufzubeschwören, aber Doktor Stower stieß sie immer mehr ab.

„Ihre Frau gehört doch einer der ältesten deutschen Adelsfamilien an.“

„Ach so, darum, meinen Sie, sollten wir Deutschtum markieren? Never mind! Ob ‚von‘ oder ‚Schulze‘ — hier sind wir alle gleich. Manchen von den hohen Herren, die mit dem Prinzen Solms herüberkamen, hat's ja auch nicht gefallen in diesem demokratischen Land. Die sind dann weiter runter in das feudale Mexiko gezogen. Andere haben sich hier akklimatisiert. Der erste Grünkramhändler in New Braunfels war Graf Henckel von Donnersmarck. Mein Schwiegervater reiste früher in Strümpfen.“

Lachend schenkte er Lu von neuem ein.

Die staunte und dachte, was wohl Onkel und Tante Major sagen würden, wenn sie das wüßten.

Außerdem war ihr aufgefallen, daß viele der anwesenden Herren sich nach ihr umgesehen hatten, als sie mit dem Doktor an einem der Tische Platz nahm. Das war sonst gar nicht die Gewohnheit der Amerikaner. Man schien Doktor Stower zu kennen, grüßte ihn aber nicht. Lu war aber lange nicht welterfahren genug, um irgendwie Argwohn zu schöpfen.

Der Doktor hatte Cocktails bestellt. Ganz Amerikaner, schien er doch nicht viel für die amerikanische Mäßigkeit übrig zu haben.

„Ihr Onkel ist wohl recht vermögend?“ fragte er mit einem lauernden Blick.

„Onkel in Potsdam? — Nein, der nicht! — Aber Tantes Verwandte in der Lausitz; die haben Geld wie Heu!“

„Stehen Sie sich gut mit denen?“

Lu sah ihn erstaunt an.

„Natürlich! Im Sommer war ich immer bei ihnen zu Besuch, und Onkel Groeben schenkte mir immer Geld zu Ballkleidern!“

Der Doktor nickte befriedigt vor sich hin.

„Sie sind zu einer sehr günstigen Zeit nach Texas gekommen. Hier liegt das Geld jetzt auf der Straße. Man

muß nur smart sein. Sie scheinen ein kluges Mädel zu sein. Wollen Sie auch Geld verdienen?"

„Aber sicher!"

„Na, warten Sie nur bis morgen. Dann weihe ich Sie in meine business ein. Es sind jetzt große Dinge im Gange! — Wenn Ihre Verwandten ein paar tausend Mark riskieren wollen, können sie sich an meinen Unternehmungen beteiligen, und Sie, Fräulein Lu, können davon Ihre Prozente einstreichen."

„Das wäre fein!"

Lus Augen glänzten. Sie fühlte sich schon aller Geldverlegenheiten enthoben. Doktor Stower mußte doch auch recht reich sein, wenn er sie so bewirten konnte. Sie hatte jetzt schon einige Erfahrungen in amerikanischen Preisen.

„Sie müssen nur Vertrauen zu mir haben," fuhr er lächelnd fort.

„Das ist doch selbstverständlich!"

Sympathisch war er ihr nicht, aber daß sie ihm, einem Bekannten ihres Hauses, mit dessen Frau sie sogar weitläufig verwandt war, Vertrauen schenken konnte, schien ihr außer allem Zweifel.

Er sah auf die Uhr.

„Für heute wollen wir das Geschäftliche aber lassen und uns nur amüsieren. — Ich lasse jetzt ein Auto holen, inzwischen können Sie sich ja fürs Theater zurechtmachen."

Fast ein wenig betäubt von all den neuen Eindrücken, von Hitze und Alkohol folgte Lu dem Negerkellner in ein elegantes Badezimmer mit Wasserbassins aus Marmor. Etwas erfrischt und abgekühlt ging sie nach kurzer Zeit in die Halle hinunter, wo der Doktor schon ungeduldig auf sie wartete.

Wieder ging's im Auto durch die hellen, wimmelnden Straßen nach der Alamo-Plaza.

Vor dem Grand Opera House hielt der Chauffeur.

„Wir kommen gerade noch recht, um die schöne Grey zu sehen," sagte der Doktor, als sie hastig zu den Logen gingen.

Er schien sich ganz das Eilen der Nordamerikaner angewöhnt zu haben. Von der träumerischen Bedächtigkeit des Südländers war bei ihm nichts zu bemerken.

Halb willenlos folgte ihm Lu durch das mit ziemlicher Pracht ausgestattete Theater und nahm in einem der Logensessel Platz.

Schon rollte der Vorhang auf. Zuschauerraum und Bühne versanken in tiefes Dunkel. Und dann erschien ein wundervolles Weib, kaum bekleidet, von weißen Schleiern umweht und von weißem Licht beschienen, und tanzte. Den Tanz der Salome, mexikanische Tänze und wilde Phantasien. Ein atemloses Schweigen ringsum; drückende Schwüle; ein schwerer Duft von süßlichen Parfüms und das gedämpfte Knistern von Seide. Und die Musik spielte weiche, süße und wilde Weisen.

Es war Lu, als müsse sie ersticken. Heiß stürmte das Blut in ihre Schläfen. All diese neuen, ungewohnten Eindrücke drohten sie zu überwältigen.

Daß es in Berlin dasselbe gab, vielleicht in noch besserer Ausführung, das wußte sie nicht. Man hatte sie nie mitgenommen in solche Vorstellungen.

So wurde ihr eine neue Welt erschlossen, in der Glut eines halb tropischen Landes, inmitten einer Bevölkerung, die aus dem heißen Süden und aus dem rauhen, schon von einer höheren Kultur verdorbenen Norden zusammengesetzt war.

Neben sich hörte sie das hastige Atmen des Doktors. Er hatte sich weit vorgebeugt mit halbgeöffneten, gierigen Lippen und schien jede Linie des schönen Weibes mit seinen Blicken zu verzehren. Sein Profil hob sich dunkel von dem weißen Lichtstrahl ab und erschien Lu unendlich abstoßend.

Dann fiel der Vorhang. Der Zuschauerraum flammte in heller Lichtflut auf.

Lu fühlte sich erleichtert beim Anblick der vielen Menschen. Doktor Stower hatte ihr fast Grauen eingeflößt vorhin.

Jetzt war sein Gesicht wieder ruhig und liebenswürdig, als er sich zu ihr wandte:

„Wie hat Ihnen das gefallen?“

„Wundervoll war das,“ sagte Lu tief aufatmend. „Ich habe so etwas noch nicht gesehen!“

„Glaub's auch! Das sehen Sie auch nur in Amerika,“ sagte er mit der ganzen Überhebung des Deutsch-Amerikaners, der sich durch Jahrzehnte nur die Erinnerung seines eigenen ärmlichen Lebens in der Heimat bewahrt hat.

„Die Grey ist ein famoses Weib. Ich kenne sie sehr gut. Sie hat mich eine Menge Dollars gekostet!“

Es lag etwas ungeheuer Selbstgefälliges in seiner Stimme. Lu sah ihn ein wenig verständnislos an.

„Sie brauchen das meiner Frau aber nicht zu sagen!“ fügte der Doktor denn auch gleich darauf hinzu.

Lu schüttelte den Kopf. Im stillen wunderte sie sich über Doktor Stower.

Wieder rollte der Vorhang auf.

Diesmal gab's einen Apachentanz.

In starrem Staunen sah Lu dieser brutalen Szene zu, die das niedrigste Volk in seinen Lumpen auf die Bühne brachte, und wunderte sich, wie so etwas einem Publikum gefallen konnte.

Der Pariser Apache hatte seinem Mädchen die Drahtschlinge um das Handgelenk geworfen und riß die Widerstrebende in roher Weise auf der Bühne herum. Dazu spielte die Musik einen wilden, elektrisierenden Tanz.

Der Doktor lachte plötzlich laut auf.

„So wollen sie schließlich alle behandelt sein, die Weiber! — Vorher die Prügel; — desto heißer nachher die Liebe!“

Lu warf verächtlich den Kopf zurück.

„Wenn ein Mann mich jemals schlagen würde, dann wär's vorbei mit der Liebe für immer!“

„Hallo!“ sagte der Doktor, und die grünen Augen flimmerten seltsam.

„So viel Temperament? Da wär's ja beinahe der Mühe wert, Sie kleine Wilde zu zähmen!"

In ihr bäumte sich plötzlich alles auf gegen diesen Mann. Sie maß ihn mit einem harten Blick.

Sie sahen sich beide an mit feindlichen Augen, ihre Kräfte messend. Die dunklen, wilden wichen nicht vor dem hypnotisierenden Blick der grünlichen Augen. Sie fühlten instinktiv, daß sie sich abstießen von Grund ihrer Naturen aus.

Dann lachten sie beide gezwungen und wandten ihre Aufmerksamkeit wieder der Bühne zu.

Als der Apachentanz zu Ende und der Vorhang gefallen war, erhob sich der Doktor.

„Kommen Sie! Wir wollen uns rasch noch die letzten Nummern im Royal ansehen!"

Eilig ging's wieder hinaus, in ein Auto, durch die immer noch belebte Houston Street zum Theater Royal.

Wie im Taumel folgte Lu dem Doktor. Sie wunderte sich noch darüber, daß in diesem demokratischen Land alles ‚royal' und ‚imperial' war. Dann saß sie auch schon in einer Loge und hörte zwei Chanteusen mit heiseren, abgesungenen Stimmen zu. Diese Darbietungen hätte man wohl in Berlin höchstens drittklassig gefunden. Die Amerikaner yellten und trampelten aber voller Begeisterung. Auch der Doktor schien sich sehr gut zu amüsieren, obwohl die Witze recht plump waren. Feinen Humor schienen die Amerikaner nicht zu kennen, allzu derbe Pointen strich die strenge Zensur. So trugen die beiden Chanteusen eigentlich nichts vor. Desto mehr erzählten sie aber durch ein virtuoses Mienenspiel. Später kam dann noch eine Art Clown auf die Bühne. Lu fand diese Vorstellung sehr langweilig und plebejisch.

Nach dieser Nummer war das Royal-Theater aus.

Alles strömte zur Houston Street hinaus, die plötzlich von Menschen und Wagen geradezu überflutet schien.

„So, jetzt wollen wir uns im Dachgarten des San

Antonio-Hotels noch ein bißchen abkühlen," sagte der Doktor, als sie wieder in ein Auto stiegen.

Lu dachte mit Staunen an die Kosten dieses Abends. Doktor Stower mußte ja ungeheuer reich sein.

Vor einem riesigen, sehr vornehm aussehenden Hotel, das an einem palmenrauschenden Park lag, hielten sie.

Durch hohe Hallen, in deren weichen Smyrnateppichen der Fuß versank, ging es in goldüberladene Säle, an deren Wänden wertvolle Ölgemälde hingen, durch Korridore von weißem Marmor. Überall herrschte dieselbe feierliche Pracht, ohne eine Spur von künstlerischem Geschmack zu zeigen. Nur der Reichtum trat hervor, dreimal unterstrichen. Und Doktor Stower drehte sich um und erzählte ihr, wieviel das Hotel gekostet hatte. Ganz wie der Chauffeur in Philadelphia.

Der Lift trug sie an einer endlosen Reihe von Stockwerken vorüber zum Dach des Riesenbaues.

Hier herrschte noch elegantes Leben, trotz der späten Stunde.

Eine Mexikaner-Kapelle spielte ihre feurigen Nationallieder.

Unter Palmen und blühendem Oleander waren Tische gedeckt, an denen die vornehme Gesellschaft von San Antonio tafelte. Unbedeutend aussehende Geschäftsleute in nicht sehr eleganten Anzügen und bildschöne Frauen mit dem farbenprächtigen, oft sehr auffallenden Schick der Südstaaten. Bei keiner Toilette, und mochte sie noch so auffallend sein, konnte man aber eine Geschmacklosigkeit entdecken.

Lu sah sich um, ob eine von den Damen zu entdecken war, die in Berlin immer in den großen Hotels waren und die man nicht grüßte. Sie konnte aber gar keine Unterschiede finden. Die Damen sahen hier alle so aus und hatten sehr stark Puder und Schminke aufgelegt.

Der Doktor nahm an einem Ecktisch Platz, der einen weiten Überblick über die von Tausenden von Lichtern strahlende Stadt gewährte. Es war ein wunderschöner

Anblick. Über ihnen wölbte sich der klare südliche Nachthimmel mit seinen Milliarden funkelnder Sterne. Eine frische Brise wehte hier oben.

Lu atmete zum erstenmal befreit auf.

Dann kam der Sekt, den der Doktor bestellt hatte, und und sie tat ihm Bescheid, und lauschte wie im Traume auf die weichen Klänge von „La Paloma“, und hörte kaum auf das, was er ihr erzählte. Das war ja alles so wunderschön, so märchenhaft! Ganz unwirklich kam es ihr vor, daß sie hier oben saß unter dem duftenden Oleander, in weiter Ferne im Süden, wo Lieder tönten von Leidenschaft und Liebe. Eine wilde Sehnsucht ergriff sie; sie wußte nicht wonach.

Der Doktor beobachtete sie mit prüfenden Blicken. Nachdenklicher als im Anfang.

Immer wieder füllte er ihr Glas.

Und dann wurde Lu plötzlich ausgelassen lustig und gesprächig. Sie erzählte von den Erlebnissen auf der Reise und in Philadelphia. Auch von der Badefrau in Galveston, die sie nicht ohne Strümpfe hatte ins Wasser lassen wollen.

„Ja, das glaube ich!“ lachte er. „An Prüderie leisten sie hier etwas. — Neulich starb zum Beispiel eine reiche alte Dame und hinterließ einer Universität ihr ganzes Vermögen unter der Bedingung, daß die Atlasstatue auf dem Dach des Haupteinganges irgendein Bekleidungsstück erhalte.“

„Na, so 'ne Verrücktheit!“ sagte Lu ausdrucksvoll. „Was tat denn die Universität?“

„Die nahm die Schenkung natürlich mit Dank an, und der Atlas trägt heute, sittsam mit einem Hemd angetan, seine Weltkugel.“

„Das ist ja zum Quietschen!“

„Oh, ich könnte Ihnen prachtvolle Geschichten erzählen. — Hier in San Antonio ist's übrigens durchaus nicht so schlimm. Dazu ist die Stadt schon viel zu alt und mexikanisch.“

Der Doktor schien San Antonio sehr genau zu kennen.

Er lachte halblaut vor sich hin, als er ihr noch einmal einschenkte.

Dann sah er auf die Uhr.

„Jetzt ist's aber Zeit, daß wir zum Depot gehen! Ich bliebe ja am liebsten die ganze Nacht hier. Wollen aber doch nicht gleich im Anfang Eifersuchtsszenen heraufbeschwören."

Lu hatte sich erhoben. Sie war jetzt ganz ruhig und blaß geworden und bekämpfte mit eiserner Willenskraft den Taumel, der sie erfassen wollte. Die lange Fahrt, Hitze und Alkohol hatten sie müde gemacht. Lu von Wersien, die Enkelin der eisernen Preußen, wollte sich aber nicht schwach zeigen vor diesen Leuten hier. Sie warf den Kopf zurück in ihrer hochmütigen Weise.

„Ich könnte Ihrer Frau doch wohl niemals Anlaß zur Eifersucht geben!" sagte sie nachlässig und schritt ruhig dem Doktor voran, durch die Reihe der devot dienernden Neger, wie eine grande dame.

„Ich dachte wirklich erst, Sie hätten einen kleinen Schwips, Fräulein Lu," bemerkte der Doktor, als sie wieder im Auto saßen und zum Depot sausten. — „Hatte mich aber geirrt. Sie gingen ganz gerade!"

„Ich trinke nie mehr, als ich vertragen kann," gab sie kühl zurück.

„Well, Sie können aber eine Menge vertragen!"

Jetzt lachte sie lustig auf.

„Meine Vorfahren waren doch auch Reiteroffiziere!"

Sie hätte aber umsinken mögen vor Müdigkeit, als sie dann neben dem Gepäck auf dem menschenleeren Bahnsteig standen und den Zug erwarteten.

Endlich brauste er heran.

Schweigend lehnte Lu neben dem Doktor in dem bequemen Sessel und bemühte sich krampfhaft, die Augen offenzuhalten, während er sie offenbar darauf vorbereitete, daß es bei ihnen ein wenig primitiv sei, daß sie selbst aber ein hübsches kleines Zimmer bekomme. Sie hörte gar nicht zu.

Die Fahrt war nicht lang.

Nach einer Stunde ungefähr hielt der Zug.

„New Braunfels!“

Wenige Passagiere stiegen aus.

Der Doktor übergab Lus Gepäck einem Mexikaner.

Dann schlug er ihr vor, den nahen Weg bei dem schönen Wetter zu Fuß zu gehen.

Lu biß die Zähne zusammen und folgte ihm durch hohe schattige Alleen, in deren Bäumen süß der Mocking Bird zwitscherte. Die Zikaden zirpten und Tausende von Leuchtkäfern schwirrten durch die gewitterschwüle Luft. Aus der Ferne tönte das Rauschen von Wasser herüber.

Trotz aller Müdigkeit erfüllte Lu ein Gefühl von Freude. Hier war wenigstens Natur. Rechts und links vom Wege konnte sie helle Bungalows entdecken, die inmitten von Gärten lagen. Alles war still, wie ausgestorben.

Endlich kamen sie an ein kleines Haus, in dessen Veranda ein Licht schimmerte.

Über der Tür hing ein weißes Holzschild mit der Überschrift: ‚Doctor Stower. Specialist.‘

Einen Augenblick stutzte Lu. So erbärmlich hatte sie sich des Doktors Häuslichkeit denn doch nicht vorgestellt. Sie war aber zu müde, um nachzudenken. So trat sie denn hinter dem Doktor in den Garten.

Eine schlanke ältere Frau mit den Spuren ehemaliger großer Schönheit und aristokratischen Zügen trat in den Lichtkreis der Veranda.

„John?“

„Hallo, Maud! Da sind wir, und hier ist Fräulein Lu.

Frau Stower musterte mit einem argwöhnischen Blick Lu, die sich verbeugte und ihre Hand küßte. Dann suchten ihre schönen Augen mit einem Ausdruck von Angst und Hingebung die ihres Mannes. Was sie darin las, mußte sie wohl beruhigen.

„Seien Sie mir herzlich willkommen," sagte sie, indem sie Lu an sich zog und ihre Stirn küßte.

„Wollen Sie noch eine kleine Erfrischung oder sind Sie müde und wollen gleich zu Bett?"

Lu bat, sich gleich zurückziehen zu dürfen.

„Ihr Zimmer ist in dem anderen Hause drüben," sagte Frau Stower und deutete auf einen anderen Bungalow, der weiter zurück im Garten unter schattigen Pecanbäumen lag. „Hoffentlich fürchten Sie sich nicht allein drüben!"

„O nein!"

Lu schüttelte lächelnd den Kopf.

Über Frau Stowers Gesicht huschte ein flüchtiges Rot.

„Es sieht nicht sehr vornehm bei uns aus momentan. Aber wir ‚campen' hier nur. Dies ist nur ein Übergangsstadium. Kommen Sie, bitte!"

Damit schritten sie und der Doktor voran über den Rasenplatz.

Lu fand den kleinen Bungalow, den sie allein bewohnen sollte, ganz idyllisch. Es hatte etwas Abenteuerliches, da für sich zu hausen, was ihr Spaß machte.

Ein elektrisches Licht flammte auf und zeigte ein zwar primitives aber sehr hübsch eingerichtetes Zimmerchen. Türen und Fenster mit Moskitodraht an drei Seiten ließen es wie eine Veranda erscheinen. Angenehm luftig war's drinnen.

„Oh, das ist ja famos nett!" rief Lu erfreut aus.

„Das ist ja schön, wenn es Ihnen gefällt," lächelte Frau Stower. „Ich habe es selbst so hübsch eingerichtet, wie es sich mit den primitiven Mitteln herstellen ließ. — Jetzt schlafen Sie aber! — good night!"

Dann ging sie mit dem Doktor fort.

Lu hörte ihn noch sagen: „Du könntest mir noch ein kleines Souper zurechtmachen, Maud!"

Worauf sie fragte: „Willst du Huhn oder Steak?"

Lu wunderte sich, ob er seine Frau wirklich noch

um zwei Uhr in der Nacht ein Souper kochen ließe. Dienstboten hatte sie nicht gesehen.

Eigentlich wunderte sie sich aber über gar nichts mehr. Das war alles so neu und fremdartig, was sie heute erlebt hatte, und verwirrte sie. Nur müde war sie, herzlich müde. So streckte sie sich denn auf dem weißlackierten Eisenbett aus, lauschte noch eine Zeitlang mit wohligem Behagen dem lockenden Rufen des Mocking Birds und sah die kleinen Käfer vor ihren Fenstern aufglühen wie winzige Irrlichter. Ein lauer, schwüler Wind wehte durch die Türen und streichelte ihren Körper wie mit weichen Händen und sie sank in tiefen, traumlosen Schlaf.

VI

Trotz ihrer großen Ermüdung weckte die Sonne, die ihr hell ins Gesicht schien, Lu ziemlich früh am anderen Morgen.

Von Neugierde getrieben, erhob sie sich und machte sich eilig fertig, um ihren neuen Wohnsitz zu besichtigen.

Im grellen Tageslicht kam ihr das Zimmer allerdings recht primitiv vor, aber man war ja hier schließlich in einem neuen Lande und konnte nicht den Komfort Europas beanspruchen.

Trotz der frühen Morgenstunde war es schon drückend schwül, die Moskitos summten, und kein Windhauch bewegte die Blätter der hohen Pecanbäume.

Lu trat aus der Tür und sah sich um. Überall kleine Bungalows, wie der ihre, unter schattigen Bäumen, inmitten verwahrloster Gärten.

In der Nacht waren ihr die kleinen Häuser im Grünen äußerst idyllisch erschienen. Jetzt boten sie einen ganz anderen Anblick. Es waren uralte Bungalows, grau von Staub und Alter, mit ausgetretenen Holzstufen und schmutzverklebten Moskitofenstern. Der Rasenplatz war stellen-

weise gelb gebrannt von der heißen Sonne. Unter ein paar Feigenbüschen an einem hohen Bretterzaun, hinter dem Pferde stampften und eine Wolke von Fliegen schwirrte, lag allerhand Unrat. Nicht nur die üblichen Scherben und Konservenbüchsen; auch altes Verbandszeug, blutige Lappen waren überall verstreut und dienten ein paar mageren Hunden zum Spielzeug.

„Pfui Deubel!" murmelte Lu und wandte sich voll Ekel ab.

Vorne an einer breiten schattigen Allee lag ein großes Backsteinhaus, in dessen Umgebung der Garten sauberer gehalten war. Hier gab es sogar Blumen.

Langsam schritt Lu über den Rasen und besichtigte prüfend alles.

‚Comal-Hotel' stand über der Tür des großen Hauses. Die übrigen Bungalows im Garten schienen Dependencen zu sein und zum Hotel zu gehören.

Sie trat in die Allee hinaus. Gegenüber ein kleiner ‚Grocery-Store' inmitten eines Gartens. Sonst überall Bungalows und Gärten. Dazwischen einmal ein villenartiges Gebäude, das wohl einem reichen Bürger von New Braunfels gehörte.

Nebenan, wo die Pferde stampften, war ein ‚Livery-Stable', ein Pferdeverleiher.

Lu warf einen sehnsüchtigen Blick auf die Cowboysättel, die vor der Tür aufgestapelt lagen.

In der Allee wurde es nun lebendig. Buggy auf Buggy rollte vorüber. Die Farmer kamen von ihren umliegenden Gehöften zur Stadt. Dicke Frauen in Kattunhauben, oder jüngere hagere in geschmacklosen Sonntagskleidern. Alle diese Leute sahen deutsch aus, unendlich bieder und plump. Ganz wie deutsche Bauern, die des Sonntags zur Stadt fahren.

Deutsche Laute schlugen an ihr Ohr. Lu glaubte einen Augenblick zu träumen. War sie denn wirklich aus Deutschland fort? Oder war das hier ein kleines Provinzstädtchen mit neugierigen Kleinbürgern und einem Hauch

unendlicher Langeweile? Und es war doch nicht wie in Deutschland. Das Frische, Derbe fehlte. Alle diese Leute sahen mager und abgearbeitet aus; die dicken alten Frauen nicht gesund und behäbig, sondern grau und gedunsen, wie Schwerkranke.

Alle starrten Lu an. Aber nur eine stumpfe Neugierde lag in ihren Blicken. Nichts Herzliches, Gemütliches in den Gesichtern. Es kam Lu vor, als läge etwas Geiziges darin.

Vergebens suchte sie bei all diesen Vorüberfahrenden nach einem Zug, der an die alte aristokratische Abstammung erinnerte. Langaufgeschossene Burschen mit blöden Mienen, in schlapper Haltung. Brutal aussehende Männer in nachlässiger Kleidung. Eine Unmenge Kinder; echte Bauernjugend mit flachsweißem Haar und groben Zügen. Doch da kamen zu Fuß zwei alte Männer an ihr vorbei. Hohe Gestalten mit langem Bart, scharf gebogenen Nasen und kühnen, hellen Augen, in denen es noch von Intelligenz und nordischer Lebhaftigkeit blitzte. Sie betrachteten Lu mit freundlich-teilnehmenden Blicken.

Das waren wohl noch ein paar von den ganz alten Ansiedlern gewesen, die mit dem Prinzen Solms herübergekommen waren. Aber die anderen ... war es denn möglich, daß eine edle Rasse so degenerieren konnte in diesem erschlaffenden Klima?

Die Farmer von New Braunfels sollten alle sehr reich sein, hatte sie gehört. Sie sahen aber alle gleich bäuerisch aus, hatten alle schlechte Gäule und alte Karren. Ein großer Schrecken faßte Lu, eine grenzenlose Enttäuschung. Wo war sie denn hier hingeraten? Das war doch nicht das Land der Cowboys und Abenteuer! Wo war das Sanatorium, in dem sie Kranke pflegen sollte? Wo die reiche, gemütliche Häuslichkeit, die sie zu finden erwartet hatte?

Was sollte sie hier? Zu welchem Zwecke hatten Stowers sie herüberkommen lassen? Es kam ihr alles trostlos vor: die kleine Gartenstadt, über der eine stumpfe Ruhe, eine Ereignislosigkeit zu liegen schien, die endlose Reihe der

Farmer, die alle den Stempel von Leuten trugen, denen das Leben gleichmäßig dahinfließt in Alltäglichkeiten.

Was sollte sie hier? Warum war sie nicht in Potsdam geblieben? Sie kam sich vor wie ein Schiffbrüchiger, der von den tobenden Wellen auf eine öde Insel geworfen ist und der nun abseits steht vom brausenden Leben, in der Einsamkeit, ohne Hoffnung auf Rückkehr. Die ganze Reise war wie ein Taumel gewesen, wie wilde Wogen waren die neuen Eindrücke auf sie eingestürmt. Jetzt stand sie ernüchtert am Strand der öden Insel und suchte in angstvoller Sehnsucht das schöne Land, das sie verlassen, um ein schöneres zu suchen.

Pah, sie durfte sich nicht unterkriegen lassen von dieser trüben Stimmung am ersten Tage! Es war vielleicht alles gar nicht so schlimm. Stowers hatten ja gesagt, es sei nur ein Übergangsquartier hier . . .

Lu riß sich zusammen mit ihrer ganzen Tapferkeit. Langsam wandte sie sich wieder den Stowerschen Bungalows zu.

Eine alte Frau mit freundlichem Gesicht trat aus der Tür des Hotels.

„Ach, Sie sind ja wohl die neue Nurse von Doktor Stower!“ sagte sie freundlich auf deutsch und reichte Lu die Hand.

Etwas erstaunt sah die sie an.

„Ich bin Stowers Besuch von Deutschland und soll beim Krankenpflegen helfen, — aber eine Nurse bin ich nicht!“

„So, so!“ nickte die alte Frau.

„Na, nichts für ungut! Ich bin Frau Eggeling, die Besitzerin vom Comal-Hotel und Doktor Stowers Hauswirtin.“

„Wie lange wohnen Stowers denn schon bei Ihnen?“ fuhr es Lu heraus.

„Die? — Well, ich weiß nicht so genau! Lang' genug; ein Jahr ist's sure!“

Lu stutzte. Das war eine etwas lange Zeit für ein

Übergangsquartier. Sie hätte die freundliche Frau noch gerne nach vielen Dingen gefragt, aber dagegen sträubte sich ihre gute Erziehung.

Frau Eggeling betrachtete sie mit teilnehmenden Blicken.

„Und wie gleichen Sie Amerika?"

„Was meinen Sie?"

„Wie Sie Amerika gleichen! — Ach so!" unterbrach sie sich lachend. „Ich habe mir das Deutsch-Amerikanische leider auch so angewöhnt. Ich fragte, wie Ihnen Amerika gefällt. Die Leute hier sagen ‚gleichen'. Das ist die falsche Übersetzung von ‚to like'."

„Jetzt verstehe ich!" gab Lu lachend zurück. „Oh, bis jetzt hat mir Amerika manchmal ganz gut gefallen und mich immer interessiert . . ."

„Aber hier haben Sie einen Schreck bekommen! Ja, ja! Kann mir's denken. — Well, vielleicht gewöhnen Sie sich hier doch noch ganz gut ein. Die Gegend ist die schönste in ganz Texas. — Wenn Sie sich mal einsam fühlen da hinten, dann kommen Sie doch zu uns vorne ins Hotel. Ich hab eine Tochter und einen Sohn zu Hause. Eine andere Tochter ist da drüben mit dem Grocer verheiratet. — Wir sind nur einfache Leute, aber wir meinen es gut mit Ihnen. — Well, good-bye! Ich muß jetzt meine Kühe melken!"

Frau Eggeling nahm ihre Melkeimer wieder auf und nickte Lu noch einmal freundlich zu.

Es war jetzt auch Zeit umzukehren. Stowers waren wohl schon auf und warteten mit dem Frühstück.

Es regte sich aber noch nichts drüben im anderen Bungalow.

Zögernd trat Lu in die Veranda.

Da bot sich ihr ein eigentümlicher Anblick. In einem bequemen, hängenden Bett, das zwischen den Pfosten der Veranda ausgespannt war, schlief Doktor Stower unter einem Moskitonetz. Er hatte sehr schöne veilchenblaue Pyjamas an. Vor ihm auf einem Tischchen stand ein surrender kleiner Ventilator, der mit Drähten in die elektrische Leitung eingeschaltet war und seinen erfrischenden Luft-

hauch auf den Schlafenden richtete. Daneben stand ein halbgelehrtes Weinglas, lagen in malerischer Unordnung Zeitungen, Pillenschachteln, Medizinfläschchen und eine kleine silberne Spritze. Doktor Stower atmete mühsam und unruhig. Gesicht und Hände waren blutleer und hatten Leichenfarbe.

Zu seinen Füßen auf den Dielen, nichts als ein dünnes Kissen unter dem Kopf, lag seine Frau und schlief den tiefen Schlaf der Erschöpfung. Wie ein treuer Hund, der seinen Herrn bewacht. Sie war wohl nicht viel zur Ruhe gekommen in dieser Nacht. Ihre entschieden edlen Züge zeigten Erschlaffung und Ermüdung. Gram und Kummer schienen sie mit unbarmherzigen Linien gezeichnet zu haben. Lu fragte sich, wie alt diese Frau wohl sein mochte. In diesem Augenblick sah sie viel älter aus als der Doktor, der einen jungen, fast unreifen Eindruck machte mit seinem bartlosen Gesicht und den geschlossenen Augen. Wie doch die Augen diesem nichtssagenden Gesicht Gewalt und Bedeutung gaben!

In der Ecke der Veranda stand ein Tablett mit den Resten eines ziemlich opulenten Mahles und einer leeren Weinflasche. Es war aber nur ein Gedeck dabei.

Kopfschüttelnd entfernte sich Lu wieder leise. Sie kam an dem Fenster eines der vorderen Zimmer des Bungalows vorüber, aus dem dumpfes Stöhnen drang. Das war wohl die kleine Klinik, von der Doktor Stower gestern gesprochen, und das Stöhnen kam von einem Kranken.

Es wurde Lu immer unheimlicher. Gedankenvoll schritt sie zu ihrem eigenen Bungalow hinüber und setzte sich auf die Türschwelle. Ein kleiner Hund kam plötzlich aus einem schuppenartigen Anbau, der Stowers Küche zu sein schien, und blieb schweifwedelnd vor ihr stehen.

Sie streichelte den kleinen zutraulichen Kerl und spielte mit ihm, bis sie irgendeine Uhr sieben schlagen hörte und es lebendig zu werden begann in New Braunfels.

Kreischende Sägetöne und Zischen von Dampf tönten aus irgendeiner Schneidemühle herüber. Der Lärm einer

Schmiede setzte ein. Verstärktes Wagenrollen, lautere Stimmen auf der Straße. Nebenan im Livery-Stable erscholl Fluchen und das Wiehern der Pferde. Irgendwo sang ein Mexikaner ein spanisches Liebeslied zur Arbeit.

Das brachte ihr wieder den gestrigen Abend in Erinnerung. Sie war also doch nicht in einer deutschen Kleinstadt, sondern im heißen Süden.

Jetzt trat Frau Stower aus der Veranda ihres Bungalow. Sehr jugendlich mit ihrer schlanken Gestalt in dem einfachen, fußfreien Waschkleid. Auch sie verleugnete, trotz aller Einfachheit, nicht die Eleganz der geborenen Amerikanerin. Sie hatte wohl etwas Rot aufgelegt, denn sie sah frisch aus und um viele Jahre jünger, als Lu vorhin gedacht hatte.

„Good morning, Fräulein Lu!" rief sie herzlich und streckte ihr die Hand hin. „Sie sind wohl schon lange auf?"

„Vielleicht eine Stunde, Frau Doktor."

„Sie waren wohl schon drüben und haben uns noch schlafend gefunden?" fragte sie mit einem so angstvollen Blick, daß Lu den Kopf schüttelte.

„Ich habe mir Garten und Straße ein wenig angesehen."

Sie empfand es unangenehm, gleich anfangs zu lügen. Aber waren denn Stowers bei der Wahrheit geblieben in ihren Briefen nach Potsdam? Lu fühlte instinktiv, daß sie auf der Hut zu sein hatte, trotz aller entgegengebrachten Herzlichkeit.

„Dann wollen wir zum Hotel hinübergehen und frühstücken," sagte Frau Stower. „Wir führen momentan keinen eigenen Haushalt."

„Und der Herr Doktor?" wandte Lu ein.

„Dem mache ich nachher das Frühstück fertig, wenn er aufwacht und danach verlangt. Er hat ja eine so schwache Gesundheit, daß er der größten Schonung und Rücksicht bedarf."

Es war ja richtig, der Doktor sah aus wie ein Schwerkranker. Gestern war er aber trotzdem recht munter und

lebhaft gewesen in San Antonio und hatte sich durchaus nicht geschont. Lu war der Meinung, daß diese nervöse, schlanke Frau eigentlich weit mehr der Schonung bedürftig sei.

„Essen Sie nicht im Comal-Hotel?“ fragte sie, als Frau Stower vorüberschritt und sich zur Straße wandte.

„No. Die Eggelings sind ja jetzt Rentiers und führen kein eigentliches Hotel mehr. Sie vermieten nur noch Zimmer. Wir essen im Plaza-Hotel. Das ist das beste hier.“

„Ich habe Frau Eggeling vorhin schon kennen gelernt. Sie war sehr freundlich zu mir.“

„So? Das glaube ich, im Anfang ist sie die Freundlichkeit selbst, solange Sie nichts von ihr geschenkt haben wollen. Dann hört's aber auf!“

„Sie ist sehr nett zu mir gewesen, und ich will ja auch nichts von ihr geschenkt haben,“ gab Lu lachend zurück.

„Nehmen Sie sich nur in acht vor den Deutschen hier! Das ist eine geizige, klatschsüchtige Gesellschaft. Wir verkehren mit niemandem.“

Lu schwieg nachdenklich. Stowers Stellung in New Braunfels kam ihr sehr merkwürdig vor. Sie beobachtete auch, daß Frau Stower von nur wenigen Leuten gegrüßt wurde, alle sie aber neugierig anstarrten. Die Frau eines berühmten Arztes mußte in einer so kleinen Stadt doch ganz anders beachtet werden.

„Sie stammen doch selbst aus New Braunfels, nicht wahr, Frau Doktor?“

„Ja, meine Familie war eine der ersten und ältesten hier.“ Es brach doch etwas von dem Stolz der geborenen Aristokratin durch, als sie das sagte. „Die guten Familien sind aber fast alle nach Mexiko ausgewandert. Was Sie hier so sehen, sind zum größten Teil die Nachkommen der Knechte und Tagelöhner, die Prinz Solms und die Adelsfamilien damals von Deutschland mit herüberbrachten. Die haben jetzt hier das Heft in der Hand! So geht's ja aber meistens auf der Welt!“ fügte sie etwas bitter hinzu.

Jetzt konnte sich Lu die bäuerischen Typen der Farmer schon eher erklären.

„Es ist früher auch viel durcheinander geheiratet worden, als noch nicht viel weiße Frauen im Lande waren. Da war es nicht selten, daß ein Graf die Tochter seines ehemaligen Schweinehirten heiratete. — Die Resultate dieser Mischehen haben Sie hier vor Augen!“

Lu staunte immer mehr. Waren das eigenartige Verhältnisse!

„Ich will Ihnen übrigens gleich anvertrauen,“ sagte Frau Stower, „daß ich mit meiner Familie nicht gut stehe. Sie werden's ja doch merken! Das ist alles, weil ich den Doktor geheiratet habe, und den können sie nicht leiden, weil er klüger ist als sie. — Wenn doch bloß seine Gesundheit besser wäre; — dann hätte er ganz New Braunfels in seiner Hand!“

Ihre Augen glühten, als sie dies sagte. Sie schien ihren Mann mit fanatischer Leidenschaft zu lieben, mit der unterwürfigen Liebe einer Sklavin.

Lu hörte schweigend dieser überraschenden Auseinandersetzung zu. Daß Doktor Stower eine unbeliebte Persönlichkeit in New Braunfels sein mußte, hatte sie sich schon selbst gesagt.

Die breite Allee führte sie auf die Plaza, einen schmucken Platz mit schönen Anlagen, einem Springbrunnen und einem Musikpavillon. Hier standen die Hauptgebäude der Stadt, das neue imposante Court-house und die Villa von Harry Landa, dem Mühlenkönig, der fünf Millionen Dollars hatte und dem so viel von der Umgegend gehörte, daß er ungefähr ganz New Braunfels mit Stacheldraht hätte absperren können, wenn er gewollt hätte.

Trotzdem er dies nicht tat, war er sehr unbeliebt, weil er reich und klug war und man ihm absolut nichts vorwerfen konnte. Auf der anderen Seite der Plaza erhob sich das Hotel, das älteste und beste der Stadt, das noch aus den Tagen des Prinzen Solms stammte. Verschiedene Alleen und die Geschäftsstraße mündeten auf die Plaza. Im

Kreis um diese lagen die Bungalows in ihren Gärten, und dahinter war New Braunfels zu Ende; dort begannen die Mais- und Baumwollfelder.

Vor dem Court-house hielten in langer Reihe Buggies und Reitpferde. Eine Menge der umwohnenden Farmer schien zu einem Termin in die Stadt gekommen zu sein. Es war dies nichts Ungewöhnliches in der deutschen Ansiedlung. Die eine Hälfte der Grundbesitzer schien beständig mit der anderen im Rechtsstreit zu liegen; — ganz wie die Prozeßbauern im alten Deutschland.

Lu folgte Frau Stower in das Plaza-Hotel, in dessen Veranda eine Menge Drummers aus dem Norden saßen; die meisten in Hemdsärmeln und mit weit aufgekrempelten Beinkleidern, in irgendeine Sportzeitung vertieft. In kunstvollem Bogen spuckten sie über die Veranda hinweg auf die Straße — eine Rücksicht, die auf sehr gute Kundschaft in New-Braunfels schließen ließ. Sie alle musterten die beiden Damen mit ziemlich ungeniertem Wohlgefallen.

Im ‚Dining Room' des Hotels surrten schon die Luftfächer; aber trotzdem herrschte drückende Schwüle.

Ein kokett gekleidetes ‚Dining-Room-Girl', überschlank und bleich von Hitze und Überarbeitung, begrüßte sie freundlich, wie eine Dame gleichen Ranges. Lu fühlte doch Bewunderung für diese Amerikanerinnen, die im Kampf um das tägliche Brot in dienenden Stellungen nie die Lady verleugneten.

Sie hatte mit Frau Stower an einem der sauber gedeckten Tische Platz genommen und sprach nun dem echt amerikanischen Frühstück, das aus vielerlei Nichts bestand, wacker zu.

Frau Stower legte nur einen Teller voll Obst und eine saftige Schnitte Melone beiseite.

„Das können wir für den Doktor mitnehmen!"

Alles andere schien nicht gut genug zu sein. Lu wunderte sich, ob diese Frau wohl für irgend etwas anderes auf der Welt Interesse hatte als für ‚den Doktor'.

„Wo waren Sie denn gestern abend überall?"

Diese Frage hatte Lu erwartet, und sie begann harmlos ihre Fahrt durch San Antonio zu schildern.

Frau Stower hatte die Lippen zusammengekniffen und betrachtete sie mit einem feindseligen Blick. Der Zug von Herzlichkeit war ganz von ihrem ausdrucksvollen Gesicht gewichen.

„Da hat der Doktor ja viel Geld für Sie ausgegeben," bemerkte sie.

Lu hätte am liebsten gesagt, daß sie ihn nicht dazu aufgefordert und daß er sich doch in erster Linie selber gut amüsiert hätte.

Frau Stower spielte nervös mit ihrer Serviette.

„Alle Frauen sind ja in den Doktor verliebt. Es ist kein Wunder, denn einen geistreicheren, eleganteren Mann kann ich mir nicht vorstellen. Alle Patientinnen verlieben sich in ihn. Was haben wir früher für Dinge erlebt, als wir noch das große Sanatorium hatten!"

Lu begriff das nicht. Der Doktor erschien ihr durchaus nicht anziehend.

„Aber er hält sie alle nur zum Narren," fuhr Frau Stower fort. „Er genießt sie wie eine gute Zigarre, die man nachher fortwirft. Seine Liebe gehört doch mir!"

„Das ist doch auch selbstverständlich, Frau Doktor!"

„Meinen Sie?"

Ein argwöhnischer Blick traf sie.

„Ich habe noch keine Frau gekannt, die nicht versucht hätte, ihn mir abspenstig zu machen. All unsere Pflegerinnen früher und die Patientinnen; — sogar verheiratete Frauen! Alle haben sie mit ihm angefangen, und er hat sich nachher mit mir zusammen über sie lustig gemacht!"

„Anders verdienten sie es auch nicht," sagte Lu gleichmütig.

„Sie glauben gar nicht, was für eine Macht er über die Frauen hat mit seinen wundervollen Augen und seinem männlichen Auftreten! Sie sind alle willenlos ihm gegenüber. Auch ich könnte ihm nie widersprechen . . ."

Frau Stower hatte sich in Eifer geredet. Ihre Augen brannten, in ihrer Stimme war ein leidenschaftliches Beben.

„Er ist der erste Mann, der mir imponiert hat, und darum habe ich ihn gegen den Willen meiner Familie geheiratet. Auch meine Mutter kümmert sich seitdem gar nicht mehr um mich. — Ich könnte sterben für ihn! — Ich war vorher schon zweimal verheiratet. Das erstemal mit fünfzehn Jahren. Meine Eltern hatten mich geradezu in die Ehe gezwungen. — Da habe ich denn auch geheiratet; — aber den dummen Menschen behandelte ich wie einen Hund! Getreten und gekratzt habe ich, wenn er mir zu nahe kam!"

Sie lachte hart auf und führte das Glas Eiswasser mit nervöser Hast an die Lippen. Sie hatte nichts mehr von einer vornehmen Dame. Elementare Wildheit, ungezügeltes Temperament kamen in jedem Zug ihres rassigen Gesichtes zum Ausdruck.

„Den zweiten habe ich auch nicht viel besser behandelt und ließ mich bald scheiden. Goody, goody, was verachtete ich damals die Männer! — Dann lernte ich den Doktor kennen . . . Über die Frauen, die ihm zum Spielzeug dienen, lache ich ja nur! Wenn mir aber eine seine Liebe rauben würde, — die würde ich töten! — So eine soll sich nur hüten vor mir! — Denn ich kann ja nicht leben ohne ihn!"

Lu wurde diese Unterhaltung immer peinlicher. Wozu das alles? Es war ja geradezu eine Warnung! Wozu erzählte diese leidenschaftliche Frau ihr solche Dinge am ersten Tage! Sie warf den Kopf zurück.

„Ich wüßte nicht, wer Ihnen hier in New Braunfels seine Liebe rauben sollte. Sie verkehren doch mit niemandem!"

„Schwärmen Sie nicht schon ein bißchen für ihn, Fräulein Lu?"

Sie sagte es lächelnd, aber in ihren Augen war ein angstvolles Lauern.

„Ich?" fragte Lu verdutzt.

„Sagen Sie's nur ruhig! Es ist ja nichts Schlimmes! Alle jungen Mädchen schwärmen für ihn."

„Das fällt mir aber gar nicht ein!" protestierte Lu sehr energisch.

Die blauen Augen wurden wieder kalt und feindlich.

„Er ist Ihnen wohl auch nicht gut genug, Fräulein von Wersien, wie meiner werten Familie! Weil er nur Stower heißt und nicht reich ist, aber krank! — Sie sollten ihm dankbar sein, daß er Sie hat herüberkommen lassen und gestern so viel Geld für Sie ausgegeben hat, trotzdem es uns momentan gar nicht glänzend geht!"

Lu war beleidigt und empört und zwang sich nur mühsam zum Schweigen.

Frau Stower schien sich plötzlich zu besinnen, daß sie gegen irgendeine erhaltene Instruktion handelte. Sie strich sich mit einer hastigen Bewegung über die Stirn. Dann lachte sie gezwungen auf.

„Ich bin ein bißchen nervös geworden, liebes Fräulein Lu. Sie müssen schon entschuldigen! Ich wollte Sie nicht beleidigen!"

„O bitte, das war ja nicht so schlimm!" sagte Lu rasch versöhnt und erleichtert, daß die unheimliche Unterhaltung beendet schien.

„Es waren in der letzten Zeit so viele Nachtwachen bei Patienten, und Hilfe ist hier ja nie zu bekommen. Ich habe alle Arbeit allein getan und mich ein bißchen überanstrengt. Der Doktor ist ja auch so oft krank und bedarf guter Pflege."

„Haben Sie gegenwärtig Kranke in der Klinik?"

„Nur einen alten nierenkranken Mann, der bei uns wohnt. Es ist nicht mehr viel zu machen; aber er ist einer der reichsten Farmer aus der Umgegend, und so haben wir ihn in unsere Klinik aufgenommen, wo er ständig unter ärztlicher Aufsicht ist. 's ist immerhin eine feste Einnahme von drei Dollars pro Tag. Er bildet sich ein, daß es ihm besser geht, wenn er bei uns wohnt. Sonst könnte er ebensogut zu Hause bleiben."

Lu erschien dieser medizinische Standpunkt ein wenig merkwürdig.

„Dem können Sie übrigens nachher sein Frühstück bringen,“ sagte Frau Stower und stellte noch etwas von den Resten des Mahles beiseite. „Er muß natürlich sehr diät leben, und da bringen wir ihm immer aus dem Hotel mit, was an leichten Gerichten übrigbleibt.“

Die drei Dollars pro Tag waren unter diesen Umständen allerdings eine sehr glatte, leichte Einnahme.

„Wie schaffen Sie die Sachen denn hinüber?“ fragte Lu und betrachtete die verschiedenen Schüsseln.

„Well, gehen Sie nur in die Hotelküche und borgen Sie sich einen Korb. Die paar Schritte können Sie den schon über die Straße tragen. — Hier in Amerika schändet Arbeit nicht! — Wir haben nämlich momentan keine Bedienung. Meine letzte Mexikanerin ist mir weggelaufen.“

Lus Gesicht war sehr lang geworden. Das hätte ihr in Potsdam einmal jemand zumuten sollen! Aber man war ja hier im neuen Land. Da hieß es tapfer sein und nicht von vornherein die Flinte ins Korn werfen. Die Blamage, wenn Onkel und Tante Major schon vom Beginn der so mühsam erbettelten Reise einen Jammerbrief erhielten! Man mußte die Zähne zusammenbeißen; da half alles nichts! Nur nicht ausgelacht werden in der Heimat, oder gar bemitleidet!

Frau Stower war nun wieder ganz Liebenswürdigkeit.

„Der Doktor will Sie ja auch wohl in seine geschäftlichen Unternehmungen einweihen, nicht wahr?“

„Ja, er sprach gestern davon.“

„Da sehen Sie, wie gut er es mit Ihnen meint. Es ist eine große Sache, und nur ein Kopf wie er konnte das alles organisieren. Es sind Millionen dabei zu verdienen. Wenn nur seine schwache Gesundheit die viele Arbeit aushält!“

Lu war es eigentlich vorgekommen, als führe Doktor Stower für seine Person ein recht beschauliches Leben.

„Es handelt sich um eine neugegründete Gesellschaft,

die aus dem in Mexiko wachsenden Candelilla-Busch, einer Euphorbienart, Wachs gewinnen will. Es sind schon genug erfolgreiche Experimente gemacht, um dem Unternehmen Millionen zu prophezeien. Der Doktor wird Ihnen das alles noch selber erklären. Er ist General-Manager der Gesellschaft, die ihre Bureaux in San Antonio hat. Darum muß der Doktor auch zweimal wöchentlich nach der Stadt fahren. — Er ist jedesmal ganz krank, wenn er wiederkommt, und ich schwebe in beständiger Angst, daß er sich aufreiben wird mit der vielen Arbeit. Das ist auch der Grund, weshalb wir immer noch in unserem Übergangsquartier wohnen. Wir warten ab, was aus der ‚Candelilla-Company‘ wird, ehe wir etwas Neues unternehmen. Vielleicht müssen wir nach Mexiko hinunter, wenn der Betrieb eröffnet wird. — Die dummen Leute hier denken, es geht uns schlecht, weil wir immer noch in den kleinen Bungalows wohnen. Auf der Bank aber liegen unsere Aktien, die bald Millionen wert sind!“

„Es ist eben ein neues Land hier, und 's geht manchmal drunter und drüber,“ fuhr sie lächelnd fort. „Sie müssen sich dadurch nicht verblüffen lassen, Fräulein Lu! Wenn Sie diese etwas harte Übergangszeit mit uns teilen, so werden Sie auch später den Profit mit einheimsen.“

Lu atmete auf und glaubte jetzt plötzlich all diese eigenartigen Verhältnisse zu verstehen. Sie dachte gar nicht daran, Stowers in geschäftlichen Dingen zu mißtrauen. Wenn's nur darauf ankam, eine kurze Zeit tapfer auszuhalten, und diese Leute es so gut mit ihr meinten, dann sollten sie sich auch nicht in ihr getäuscht haben; dann wollte sie fest mit zugreifen, bis die guten Zeiten kamen.

„Ich lasse mich auch nicht verblüffen, Frau Doktor,“ sagte sie herzlich, „und ich werde mich freuen, wenn ich Ihnen helfen kann.“

Frau Stower erhob sich.

„Ich werde jetzt schnell zur Post gehen und die eingelaufenen Briefe abholen. Sie können inzwischen schon mit dem Frühstück nach Hause gehen. Machen Sie alles

recht appetitlich zurecht und bringen Sie es dem Patienten, Herrn Koch, auf einem Tablett. Dazu ein Glas Milch. Die Milch steht im Eisschrank. Alles andere finden Sie in der Küche. Und dann seien Sie doch bitte so liebenswürdig, liebes Fräulein Lu, und wischen Sie in der Office ein wenig Staub, ehe die Patienten kommen. Wecken Sie aber den Doktor nicht auf!"

Mit gewinnender Herzlichkeit nickte sie ihr zu und schritt dann auf die Straße hinaus.

Lu machte ein sehr nachdenkliches Gesicht. Das war gleich ein bißchen viel, was ihr hier in Form einer liebenswürdigen Bitte zugemutet wurde. Dann ging sie in die hinteren Räume des Hotels, der Gegend zu, in der sie die Küche vermutete.

Glühende Hitze schlug ihr entgegen. Tellerklirren und fluchende Stimmen ertönten. In der Glut, die ein riesiger Eisenherd ausstrahlte, hantierten eine magere, abgehetzte Frau und zwei ebenso hagere, aber schick gekleidete junge Mädchen herum. Ein blasser, übernächtig aussehender Mann spülte im Hintergrunde Geschirr. Von hier aus zankte er sich mit seiner Frau am Herd. Das waren die Wirtsleute. Zögernd kam Lu näher. Die Hitze benahm ihr fast den Atem.

„Könnten Sie mir nicht einen Korb leihen?" fragte sie die Frau, die wütend unter ihren Kochtöpfen herumfuhr.

Sie drehte sich um und stemmte die Hände in die Seite nach guter deutscher Sitte.

„Für wen soll der Korb sein?!"

„Für Doktor Stower."

„So! — Die Bande kann auch nichts als andere Leute um Sachen anborgen! — Sollen sich selber einen Korb kaufen! — Never mind! Werde mich hüten und meine guten Körbe solchen Leuten geben, von denen man niemals was zurückbekommt! — Sagen Sie der Doktor'n man, sie soll mir erst das gepumpte Geschirr von voriger Woche schicken!"

In peinlicher Verlegenheit stand Lu da.

Der Mann war näher gekommen und trocknete sich die Hände an der Schürze ab.

„Sie sind wohl die neue Nurse von Stowers?“

„Nein; ich bin Besuch von Deutschland,“ antwortete sie kurz. Es begann in ihr zu kochen.

„So, so! Besuch von Deutschland!“

„Listen Charles, Stowers haben Besuch von Deutschland!“

Die jungen Mädchen und die beiden Wirtsleute lachten plötzlich hell auf.

„Well, da haben Sie einen Korb,“ sagte die Frau jetzt und reichte ihr einen alten Marktkorb zu. „Sie können ja schließlich nichts dafür!“

„Sie, Miß,“ sagte der Mann, „wenn Sie den Besuch da satt bekommen und Sie wollen wo anders Arbeit, so kommen Sie nur ins Plazahotel. Ich spüle schon seit drei Wochen Geschirr, weil keine Leute zu bekommen sind!“

Empört warf Lu den Kopf in den Nacken und entfernte sich eilig mit kurzem Dank. Das war ja ein unglaubliches Benehmen! Stowers mochten wohl recht haben, daß man sich vor den Leuten in New Braunfels hüten mußte. Was die Frau da über sie gesagt hatte, war doch wohl nichts als Bosheit gewesen!

Grimmig packte sie die Schüsseln in den so mühsam eroberten Korb und trat den Heimweg an. Sengend brannte die heiße Junisonne, und ihre Strahlen prallten von den hellen Steinen des Fußweges zurück. Es wurde Lu fast schwindlig in der ungewohnten Hitze, und der Korb erschien ihr als eine schwere Last.

Gänzlich erschöpft kam sie endlich bei den Bungalows an.

Doktor Stower schlief noch immer in schattiger Veranda bei dem Surren des kleinen Ventilators.

Lu begab sich in die sogenannte Küche, wo ein paar Kisten standen, die mit dem buntesten Geschirr angefüllt waren. Ein Gasolinkocher, ein wackeliger Tisch, ein paar alte Koffer und ein altes Blechgefäß mit Unrat, das früher ein Schmalztin gewesen war, vervollständigten die Ein-

richtung. In einer Ecke fand sie ein paar Blechtabletts mit den Aufschriften: ‚Trinkt nur Coca-Cola‘ und ‚Pearl Beer ist das beste Bier der Welt‘.

Auf eins baute sie das Frühstück auf, so gut es ging. Quäker-Oats und Pfannkuchen, die sie auf dem Gasolinofen wieder warm gemacht hatte. Dazu Eier, Milch und Toast. Als alles fertig war, war es immerhin ein recht gutes Frühstück.

Das brachte sie zu dem Zimmer hinüber, aus dem vorhin das Stöhnen gedrungen war.

Sie war ganz überrascht, einen hellen, luftigen, sehr sauberen Raum zu finden, in dem nichts weiter stand als ein weißes Eisenbett, ein Schränkchen und ein paar Stühle. Ein freundliches, weißbärtiges Gesicht erhob sich aus den Kissen.

„Good morning, miss! Sie bringen ja schon Frühstück!“

„Guten Morgen, Herr Koch!“ sagte Lu und stellte ihm das Tablett auf einem Tischchen bequem zurecht. „Wie geht es Ihnen denn? Ich hörte Sie vorhin stöhnen!“

„Wie soll's einem gehen? Man hat halt Schmerzen, und dann stöhnt man,“ sagte der alte Mann mit philosophischer Ruhe.

Er schien sich durchaus nicht unglücklich zu fühlen und mit seiner Umgebung recht zufrieden zu sein.

Lu war ordentlich erleichtert. Nach allem bisher Gesehenen hatte sie verwahrloste, dumpfe Krankenstuben, vernachlässigte Patienten zu finden erwartet. Es war aber alles ganz sauber und ordentlich, und sie sagte sich, daß der alte Farmer wohl an gar keine bessere Umgebung gewöhnt war.

Der freundliche Alte musterte sie mit wohlgefälligen Blicken, während er sein Quäker-Oats auslöffelte.

„So sind Sie also die neue Nurse!“

Schon wieder wurde sie für eine Wärterin gehalten.

„Ich bin Besuch von Deutschland!“

„So, so! Das wußt' ich nicht. Ei ja, das hätt' ich

mir aber denken können, daß Sie von Deutschland kommen. So schöne, rote Backen findet man nur da drüben!"

„Haben Stowers Ihnen gar nicht erzählt, daß sie mich erwarteten?"

„No! Das heißt, ich kann's ja wieder vergessen haben. Ich bin alt. — Doktor Stower sagte nur mal, es sei so schwer, hier Wärterinnen zu bekommen. Sie fordern so hohen Lohn und machen große Ansprüche. — Ja, ja! Das Leben wird immer teurer von Jahr zu Jahr. Wenn ich an die Preise denke, als ich 'n kleiner Junge war und mein Vater mit dem Prinzen Solms hierherkam! — Das kommt aber nur von den Trusts, den gottverdammten!"

Und der alte Mann begann zu politisieren und vergaß sein Frühstück darüber, bis er sich selbst unterbrach.

„Wollen Sie nicht bitt' schön den Eimer rausbringen, Miß? Die Frau Doktor tut das sonst; aber 's ist schon so spät heut, und er ist ganz voll!"

Der alte Mann bat so rührend-bescheiden, und Lu waren solche Pflichten vom Krankenhauskursus nichts Neues mehr.

„Wo soll ich denn damit hin?" fragte sie hilflos.

„Schütten Sie's nur immer 'naus unter die Feigenbüsch'!" lachte Herr Koch. „Da tut's die Frau Doktor auch immer hin!"

Lu schauderte. Diese Feigenbüsche!! Aber es gab hier eben noch keine Kanalisation und andere Kulturerrungenschaften. Sie dachte daran, daß die Gesundheitspolizei in Deutschland eine Klinik unter solchen Verhältnissen wohl sofort aufheben würde.

Unter gewaltiger Selbstüberwindung kam sie Herrn Kochs Weisung nach.

Die Sonnenstrahlen flimmerten über dem versengten Gras. Bei jedem Schritt störte sie Wolken von Fliegen auf, als sie sich den fatalen Feigenbüschen näherte. Sie fühlte sich krank vor Ekel und Erschöpfung und bedurfte all ihrer

Willenskraft, um dieser unangenehmen Pflicht nachzukommen.

Vergnügt empfing sie der Alte wieder. Er hatte alles aufgegessen und erklärte, so gut habe es ihm noch nie geschmeckt.

Lu strich ihm die Kissen glatt und räumte auf in der Stube. Dann stellte sie ihm ein Glas kühles Brunnenwasser zurecht.

Dankbar tätschelte der Alte ihre Hand.

„Sie sind mal ein lieb's Mädle!“

Das entschädigte sie ein wenig für alle Unannehmlichkeiten.

Sie hatte das Tablett wieder in die Küche gestellt, und ihr fiel ein, daß sie ja jetzt im Sprechzimmer Staub wischen sollte.

An einem Nagel in der Ecke hing ein alter Operationskittel, der in allen Farben schillerte. Den band sie um, denn sie fühlte einen instinktiven Ekel, all die Gegenstände, die hier herumstanden, auch nur zu streifen mit ihrem hellen Kleid.

Aus einer Kiste nahm sie ein paar Fetzen, die wohl Staubtücher vorstellen sollten, und dann begab sie sich in den Raum, der nach der Straße zu lag und über dem das Schild hing: ‚Doctor Stower, Specialist.‘ Lieber Gott, sah das hier aus! Schreibtisch, ein paar Sessel, ein Bücherbrett und Regale mit unzähligen Flaschen und Fläschchen waren mit dickem Staub bedeckt, der durch die Moskitofenster und Türen in ganzen Wolken hereinwirbelte, so oft ein Auto oder Buggy auf der Allee vorbeirollte.

Schreibtisch und Sessel waren bald fertig, aber wie sollte man all die Flaschen sauber bekommen? Da bemerkte Lu, daß ihr jemand schon vorgearbeitet hatte. In der unteren Reihe waren nur die vordersten Flaschen abgewischt und auch die wieder nur auf der Vorderseite. So konnte man es ja auch machen. Es dauerte auch nicht sehr lange, so war sie fertig mit dieser Arbeit. Von außen sah die Office jetzt sehr schön sauber aus. Ihre Gewissenhaftig-

keit rebellierte zwar gegen diese halbe Arbeit; aber schließlich war sie doch auch nicht hergekommen, um bei Stowers ‚groß reine zu machen‘. Denn der Staub da war Monate alt.

Neugierig klinkte sie die Tür zum Nebenraum auf und blieb überrascht stehen. Das war ein blitzblankes, sauberes Operationszimmer mit hellgestrichenen Wänden und hellem Fußboden. Alle Apparate waren zwar äußerst primitiv, aber sauber und zweckentsprechend. In einem Glasschrank lagen Hunderte von Instrumenten. Da fehlte wohl keines, das ein Chirurg irgendwie brauchen konnte. Die Fenster hatten Milchglasscheiben, die allen Staub sorgfältig fernhielten. Dafür herrschte allerdings auch eine Temperatur in dem niedrigen Raum, die an einen Backofen erinnerte und das Arbeiten hier zur Qual machen mußte. Elektrisiermaschinen, Apparate zur Behandlung mit X-Strahlen und andere fehlten nicht. Es war die so vollständig ausgestattete Werkstätte eines Arztes, wie man sie in einer großen Stadt nicht besser hätte finden können.

Lu kam aus dem Staunen nicht heraus. Diese Gegensätze in allem hier! Vor allem diese Gegensätze von Schmutz und peinlichster Sauberkeit. — In seinem Beruf mußte Doktor Stower doch wohl sehr tüchtig sein.

Behutsam schloß sie die Tür zu diesem Allerheiligsten wieder. Sie wagte sich mit ihrem schmutzigen Kittel gar nicht hinein.

Kopfschüttelnd trat sie auf die vordere Veranda hinaus. Wie verfallen und schmutzig der Bungalow von draußen aussah, wie lächerlich das weiße Holzschild über der Office! Frau Stower kam über den Rasenplatz auf sie zu.

„Hier ist Post für Sie, Fräulein Lu!“

Welche Freude! Endlich ein Gruß aus der Heimat, ein Zeichen, daß man doch nicht ganz abgeschnitten war von Deutschland.

Es war ein dicker Brief von Onkel und Tante Major, voller Ermahnungen, recht brav zu sein und sich recht nützlich zu machen bei Stowers. Noch ein anderer Brief und ein Pack Zeitungen war für sie angekommen. Lu hatte

sich in ihrem Eifer, rasch alles zu lesen, auf der staubigen Veranda niedergelassen, das alte Wischtuch in Gedanken malerisch um die Schultern geschlungen. Mit schmutzigen Fingern durchblätterte sie ihre Korrespondenz.

Der zweite Brief war von Doktor Burghard. Er schickte ihr die Zeitungen von Philadelphia und Galveston mit. ‚Sie werden ihren Spaß daran haben', schrieb er.

Neugierig entfaltete Lu die Blätter. Ein langer Artikel der ‚Saturday Review' fiel ihr in die Augen. Der Doktor hatte ihn rot angestrichen. In deutscher Übersetzung stand da ungefähr folgendes:

‚Die Wolga bringt eine berühmte Persönlichkeit nach Amerika!'

‚Dame aus den höchsten Adelskreisen Europas besucht Amerika!'

‚Heimlich verlobt mit einem königlichen Prinzen!'

‚Durch Seine Majestät den Deutschen Kaiser vom Hofe verbannt!'

Und dann kam eine fast wörtliche Wiedergabe all des Unsinns, den sie den Reportern damals an Bord aufgetischt hatte.

Zum Schluß noch der Vermerk, daß Miß von Wersien nach New Braunfels in Texas gereist sei, um in diesem idyllischen Ort auf der Besitzung eines befreundeten Millionärs die Sommermonate mit Sport und gesellschaftlichen Vergnügungen zu verbringen.

‚Ach, du liebe Güte!' seufzte Lu und besah ihre schmutzigen Finger und das Wischtuch und die Bungalows. Welch tragikomische Situation! Sie lachte laut. Gleich stieg aber ein heißes Schluchzen in ihr auf, und sie mußte alle Willenskraft zusammennehmen, um es zu unterdrücken.

Dann ging sie in ihr Zimmerchen hinüber und packte die Zeitungen zu allerunterst in ihre Kommode.

Es war inzwischen zehn Uhr geworden, und verschiedene Buggies rollten in der Allee heran und hielten vor der Gartentür.

„Da kommen ja schon Patienten," sagte Frau Stower

beinahe unwillig. „Schade, jetzt muß ich den Doktor wecken! — Fräulein Lu, binden Sie doch bitte eine saubere Operationsschürze um, — sie hängen drinnen im Operationszimmer —, und empfangen Sie die Leute!“

Schweigend kam Lu diesem Wunsch nach. Allem Anschein nach mußte sie hier wirklich die Rolle einer Nurse spielen.

Die Patienten, Farmerleute, hatten auf den Bänken in der Veranda Platz genommen und betrachteten Lu mit dumm-neugierigen Blicken.

Rechts auf der Bank saßen ein Mann und seine Frau, links ein jüngeres Ehepaar mit einer alten Frau, die sie stützten und die sehr zu leiden schien.

Die beiden Parteien waren so weit wie möglich voneinander abgerückt und maßen sich mit feindlichen Blicken. Lu erfuhr später, daß sie im Prozeß miteinander lagen. Es stellte sich heraus, daß Frau Heß — die Farmerfrau rechts — und Frau Block — die alte Frau — den Herrn Doktor sprechen wollten. Lu ging zur hinteren Veranda, um dies zu melden.

Doktor Stower war jetzt endlich auf und saß, schon fertig angezogen, vor dem sauber gedeckten Tischchen, auf dem eine Wiener Kaffeemaschine summte, und ließ sich ein exquisites Frühstück aus Wassermelonen, Trauben, Toast, zartgelber Butter und geröstetem Huhn schmecken.

„Hallo, Fräulein Lu!“ rief er ihr gut gelaunt entgegen. „Schon so fleißig? — Wie mein kleiner Assistent sehen Sie aus in der weißen Schürze! Na, ich bin gleich fertig, dann können Sie zeigen, was Sie im Krankenhaus gelernt und ob Sie Nerven haben!“

„Nerven hab' ich nicht, aber Nerv!“

Lus Stimmung wurde sofort besser. Es ging entschieden eine eigene Beeinflussung von dem Doktor aus, der auch sie sich nicht ganz entziehen konnte.

„She's allright, is'nt she, Maud?“ wandte er sich lachend an seine Frau.

Die antwortete nicht und wirtschaftete mit zusammengekniffenen Lippen in der Küche herum.

Der Doktor schnitt eine Grimasse.

„Schauerlich, diese Leidensmiene!“ sagte er zu Lu. Dann warf er seine Serviette achtlos zu Boden. „Well, kommen Sie! Jetzt kann die ‚business‘ losgehen!“

Leichtfüßig schritt er ihr voran auf die Office zu.

Frau Stower kam aus der Küche, hob die Serviette auf und räumte das Geschirr fort. Ein paar Augenblicke später kniete sie auf den Dielen und scheuerte die Veranda, damit der Doktor alles zur Zufriedenheit finden sollte, wenn er nachher wiederkam.

„Na, wo fehlt's denn?!“

Mit diesen Worten trat er auf die vordere Veranda, wo seine Patienten warteten. Beide Parteien erhoben sich zu gleicher Zeit.

„Wir waren zuerst da!“ bemerkte Frau Heß spitz.

„Ja, aber Mutter ist schon so schwach von der weiten Fahrt; die kann nicht mehr warten!“ wandte die jüngere Frau ein.

„Wer war zuerst da, Fräulein Lu?“ erkundigte sich Doktor Stower sehr gleichgültig.

„Frau Heß kam zuerst zur Gartentür herein,“ sagte sie zögernd mit einem bedauernden Blick auf die alte Frau.

„Also bitte, Mistreß Heß!“

Der Doktor öffnete die Tür zur Office.

„Kommen Sie, Fräulein Assistent!“

Erwartungsvoll blieb Lu hinter dem Stuhle des Doktors stehen.

Frau Heß klagte über ihren Hals.

„Wollen wir mal gleich drüben untersuchen,“ sagte Doktor Stower, und man ging in das Operationszimmer hinüber.

Mit Kehlkopfspiegel und elektrischer Beleuchtung wurde untersucht.

„Die Mandel muß raus. Das werden wir gleich haben!“

Ein paar kurze Vorbereitungen.

Der Doktor drückte Lu ein Instrument in die eine Hand, eine Emailleschüssel in die andere.

„Well, jetzt sorgen Sie einmal dafür, daß die Frau den Mund recht hübsch aufmacht."

Frau Heß war durchaus nicht zimperlich. Die hagere, abgearbeitete Frau hatte andere Dinge durchgemacht in ihrem Leben.

Mit leichter, sicherer Hand machte der Doktor ein paar Kokain-Einspritzungen. Ein kurzes Hantieren mit Messer und Pinzette.

Frau Heß zuckte nur leicht zusammen.

„Da haben wir die Mandel," sagte Doktor Stower mit eherner Ruhe.

„Lassen Sie die Frau mit Kali gurgeln," wandte er sich an Lu.

Dann ging er mit dem Farmer wieder in die Office hinüber.

„Also fünfzig Dollars," hörte sie ihn sagen.

Das hieß leicht Geld verdienen! Lu war aber von Bewunderung voll. Mit welcher Sicherheit hatte er diese Operation ausgeführt, zu der man in Europa lange Vorbereitungen machte. Sie begriff das kaum. Doktor Stower schien ja ein Arzt von Gottes Gnaden zu sein. Wie kam es, daß er nicht in seinem Beruf allein ein Vermögen erworben hatte?

Frau Heß hatte sich bald erholt und nahm mit indifferenter Miene ihre Verhaltungsmaßregeln hin. Schonen! Wie sollte sie sich schonen auf der Farm, mit den acht Kindern? Morgen hatte sie große Wäsche, und Hilfe gab es nicht. Erstens zogen Dienstboten nicht auf die Farm, und zweitens war Frau Heß auch viel zu sparsam, um die hohen Löhne zu bezahlen. Die Doktorkosten mußten jetzt wieder herausgearbeitet werden. Fünfzig Dollars! Wie haßte sie den Doktor! Sie ging aber zu ihm, weil ihr kein anderer helfen konnte.

Herr und Frau Heß verabschiedeten sich, und die alte Frau Block kam an die Reihe.

Dieser Fall schlug in des Doktors Spezialgebiet, die Frauenkrankheiten.

Es kostete Mühe, bis man die hilflose alte Frau auf den Operationstisch gehoben hatte. Sie stöhnte vor Schmerzen.

Und dann packte Lu ein Entsetzen, als sie dies Elend sah, als sie sah, wie ein Menschenkörper zerstört und mißhandelt war durch Überarbeitung, vernachlässigte Leiden und brutale Vergewaltigung ein Menschenleben hindurch. Was mußte diese Frau gelitten haben!

„Sie hätten schon vor Jahren kommen sollen, Frau Block," sagte der Doktor.

„Ach du lieber Gott, Herr Doktor, ich hab' ja nie Zeit gehabt bei der vielen Arbeit auf der Farm. Und dann war ja auch nie Geld da. Alles, was einkam, vertrank John, und dann schlug er mich, wenn er betrunken nach Hause kam! — — Achtzehn Kinder hab' ich gehabt, Herr Doktor, und immer allein mit dem Kerl auf der Farm! Gott sei Dank, daß er tot ist!"

Lu schauderte. Wie traurig sah es in der Welt aus! Ihre eigenen Sorgen schienen ihr plötzlich sehr gering einem solch trostlosen Schicksal gegenüber. Konnte es denn wirklich Männer geben, die solche Bestien waren, daß sie so etwas machten aus ihren Frauen? Hier im freien Amerika, wo man die Frauen so schützte?

Der Doktor hatte seine Untersuchung beendet.

„Es bleibt nichts übrig als eine Operation, Frau Block," sagte er ruhig.

„Werd' ich dann wieder gesund werden, Herr Doktor?"

„Fragen Sie die Leute in New Braunfels, ob mir schon einmal eine Operation mißglückt ist!"

Was für ein starkes Selbstvertrauen sprach aus seinen Worten! Lu begann große Hochachtung vor ihm als Arzt zu fühlen.

„Ja ja, Herr Doktor, ich weiß, daß Ihnen alles glückt. Aber wieviel soll's denn kosten?"

„Hundert Dollars im voraus und hundert Dollars nach der Operation."

„Das kann ich nicht; — das kann ich nicht, Herr Doktor!"

„Well, dann müssen Sie sich eben wo anders operieren lassen," sagte Doktor Stower kalt.

„Ich kann's nur, wenn ich all mein Erspartes hergebe! Aber die Kinder wollen nun mal, daß ich wieder gesund werde!"

„Also nächsten Mittwoch Operation. Dienstag finden Sie sich hier ein."

Der Doktor nahm geschäftsmäßig sein Notizbuch und trug die Daten ein.

Lu half der alten Frau vom Operationstisch herunter.

„Sie sind wohl noch nicht lange von Deutschland weg, liebes Fräulein?" sagte die Alte, „Sie haben noch so rosige Farben. — Kehren Sie lieber wieder um, wenn Sie können, und heiraten Sie bloß keinen Farmer! Für Farmerfrauen ist Texas die Hölle auf Erden!"

Der Doktor lachte gezwungen auf.

„Well, well, Frau Block, machen Sie unserem Besuch nur nicht bange!"

„So, so, das ist Ihr Besuch, Herr Doktor? — Ich dachte, es wäre die neue Nurse. — Arbeiten Sie nur nicht zu viel bei der Hitze, liebes Fräulein, damit Ihre roten Backen nicht blaß werden. — Ich hab schon viel frische junge Mädchen ins Land kommen sehen, die alte Frauen waren nach ein paar Monaten!"

Kopfnickend humpelte die alte Frau wieder auf die Veranda hinaus, wo die jungen Leute sie in Empfang nahmen und ihr in das Buggy hineinhalfen. Sie winkte Lu noch einmal, als sie davonfuhren.

Lu wollte ins Operationszimmer zurück, um aufzuräumen.

„Lassen Sie das nur heute," wehrte der Doktor ab, „das kann meine Frau machen. — Wir wollen in der

Veranda gemütlich ein Glas Wein trinken und von Geschäften reden."

In gespannter Erwartung folgte sie ihm.

„Meine Frau hat Ihnen wohl schon von der Candelilla-Company erzählt?" fragte der Doktor, indem er ihr einschenkte.

„Ja, so im großen und ganzen, worum es sich handelt."

Nun begann er ihr auseinanderzusetzen, wie in Mexiko meilenweite Gebiete von dem Candelilla-Busch beständen seien, einer Wüstenpflanze, die wild in großer Üppigkeit wachse und die man bisher für ganz nutzlos gehalten habe. Doktor Stower und sein Sozius, ein deutscher Chemiker, hatten ein Verfahren entdeckt, durch welches man auf billige Weise, nur unter Anwendung von Wasser und Dampfkraft, das reine Wachs aus der Candelillapflanze extrahieren konnte. Das Produkt überträfe das Bienenwachs an Güte und Härte und komme bei Grammophon-, Celluloid- und anderen Industrien sowie in Elektrizitätswerken zur Anwendung. Das Angebot von Wachs auf dem Weltmarkt sei geringer als die Nachfrage. Ein guter Absatz für Candelillawachs sei also von vornherein garantiert. Ihr neuentdecktes Verfahren hatten sich die Erfinder von der Regierung patentieren lassen und gleichzeitig die Konzession erworben, die Candelillapflanze nach Belieben abzubauen. — Darauf hätten sie eine Gesellschaft gegründet, deren Stammkapital eine Million Dollars betrüge und deren Geschäftsräume sich in San Antonio im Morrisgebäude befänden.

Lu hörte mit glänzenden Augen zu. Bis hierher konnte sie alles ganz gut verstehen. Ihre Hochachtung vor dem Doktor wuchs. Also nicht nur ein großer Arzt, auch ein genialer Erfinder war er!

Doktor Stower begann nun seine Rentabilitätsberechnungen aufzustellen. Lu war nicht kaufmännisch geschult genug, um ihm hierin folgen zu können. Sie griff nur heraus, daß ein einmaliges Investieren von viertausend

Dollars eine ständige monatliche Einnahme von hundert Dollars garantiere, sobald der Betrieb eröffnet sei.

Das waren ja ganz ungeheure Prozente! Dafür könnten Onkel Groeben und Tante von Bredow und die anderen reichen Verwandten schon ein so geringes Kapital wie sechzehntausend Mark riskieren. Und es war ja nicht irgendein unbekannter Abenteurer, der ihnen diesen Vorschlag machte, sondern der bekannte Doktor Stower, der Mann einer Geborenen von Schönberg.

Es leuchtete ihr auch ein, daß man den Betrieb möglichst bald und in möglichst großem Stile eröffnen müsse, um den inzwischen schon eingelaufenen Ordres auf Candelillawachs gerecht zu werden. Der Doktor zeigte ihr verschiedene namhafte Aufträge von Firmen aller Länder, denen er Wachsproben zur Ansicht geschickt hatte und die daraufhin sofort größere Bestellungen gemacht hatten. Die Sache mußte also doch gut sein!

Es handelte sich also darum, möglichst rasch Anteile à tausend Dollars unterzubringen, um das nötige Betriebskapital zu bekommen.

Lu sollte sofort an ihre Verwandten schreiben, sie zum Investieren auffordern und ihnen Prospekte und Rentabilitätsberechnungen der Candelilla-Company beilegen. Es hatte alles einen ungeheuer soliden Anstrich, die auf bestem Büttenpapier gedruckten Prospekte, die auf der ersten Seite die mit gediegener Eleganz ausgestatteten Bureaus der Gesellschaft zeigten. Die Ordres sollten an den Generalmanager Doktor Stower gerichtet werden, der auch die Finanzen der Company verwaltete. Auskunft erteilte der Aufsichtsrat der Gesellschaft, in Vertretung Doktor der Chemie Karl Beyer.

Lu war Feuer und Flamme. Sie gewann in ihren eigenen Augen an Bedeutung, daß man sie in so große Unternehmungen einweihte. Sie wollte sofort an ihre Verwandten schreiben.

„Sie können sich an meinen Schreibtisch in der Office

setzen," sagte Doktor Stower lächelnd. „Da sind Sie ganz ungestört."

Er gab ihr noch Briefpapier von derselben gediegenen Eleganz wie die Prospekte, das den Namen und die Adresse der Candelilla-Company in schön verschnörkelter Schrift trug.

„Wenn Sie Maschine schreiben können, so steht Ihnen mein Typewriter auch zur Verfügung."

Lu setzte sich behaglich zurecht und breitete ihre Papiere vor sich aus. Sie kam sich wie ein Großkaufmann vor, wie einer jener Industriekönige Amerikas, die auch in einer kleinen Office angefangen und Millionen verdient hatten durch irgendein geschicktes, neues Unternehmen.

„Ich lasse Sie jetzt allein," sagte der Doktor, „niemand wird Sie stören. Zu tun gibt es auch heute nichts mehr. Schreiben Sie nur so viel Sie wollen. Heute abend können Sie die Briefe dann expedieren."

Damit ging er.

‚Ein kluges Mädel! Quite American!' hörte sie ihn noch draußen laut zu seiner Frau sagen.

Mit glühenden Wangen schrieb Lu Brief auf Brief und schilderte denen zu Hause die Candelilla-Sache in den leuchtendsten Farben. Unter ihren Namenszug setzte sie den Stempel der Gesellschaft. Wie geschäftsmäßig das aussah!

Es ergriff sie auch etwas von dem Goldfieber, das in ganz Amerika herrschte. Sie fühlte den prickelnden Reiz der Jagd nach dem Dollar, der Spekulation, die den Boden ruhiger Berechnung verläßt und nach Millionen greift. Va banque! Sie fühlte plötzlich ein Verstehen für all diese mageren, abgehetzten Männer, die sie in den Städten aus ihren Bureaus hatte aus und ein gehen, in den Straßen dahinhasten sehen; — sie alle waren Spieler. Ihre Leidenschaft gehörte dem großen Hazard, das sich amerikanisches Geschäftsleben nannte. Deshalb hatten sie keinen Blick für Leben und Schönheit ringsum, weil das Spiel sie fesselte, jeden Nerv in ihnen reizte.

Und ihre lebhafte Phantasie verlor sich in abenteuerlichen Träumen während der Arbeit. Die ganze Bohème ringsum war vergessen. Sie sah sich selbst als ‚Selfmade-Girl', hörte schon den Namen ‚Candelilla-Queen' den die bewundernden Yankees ihr gaben. Und sie würde lachen und mit all dem vielen, vielen Geld nach Deutschland zurückkehren, nachdem sie den Yankees gezeigt, was Deutsche leisten konnten.

Sie wurde durch den Eintritt der Frau Stower unterbrochen, die sie zum Mittagessen abholte.

Wie im Traum ging Lu neben ihr her zum Plazahotel. Gleichgültig stocherte sie in den Gerichten herum, die ihr vorgesetzt wurden. Sie dachte nur noch an die Candelilla-Company.

Sie sprach auch von nichts anderem mit Frau Stower.

„Ich will Ihnen aber einen guten Rat geben," nahm diese schließlich lächelnd das Wort. „Reden Sie nicht so viel von einer neuen Unternehmung! Vor allem lassen Sie die Leute in New Braunfels nichts davon hören. Denen ist nicht zu trauen! Sie wissen ja, daß sie einander nichts gönnen, und sie wären imstande, uns Schwierigkeiten zu machen."

Lu sah nicht recht ein, wie diese Handvoll Leute in einem kleinen Landstädtchen einem Weltunternehmen, wie es doch die Candelilla-Company war, schaden könne.

„Es ist im übrigen auch nicht kaufmännisch," setzte Frau Stower hinzu.

Das gab den Ausschlag bei Lu.

Nach Tisch begab sie sich wieder an die Arbeit. In ihrem Eifer fühlte sie weder Hitze noch Ermüdung.

Um vier Uhr brachte Frau Stower ihr Kaffee und Kuchen und bediente sie mit großer Liebenswürdigkeit.

Der Doktor schien wieder zu Bett gegangen zu sein.

Endlich war Lu fertig mit ihren Briefen und machte sich auf den Weg zum Postamt, um sie zu expedieren. Sie hatte sich aber doch ein wenig verspätet. Die Uhren schlugen eben sechs, und als sie die Office erreichte, waren die

Schalter schon geschlossen. Nun, es war kein Unglück; die Briefe kamen morgen noch früh genug fort.

Langsam schlenderte sie wieder die Allee hinunter.

Die Einwohner von New Braunfels fuhren ihren allabendlichen Korso durch die schattigen Straßen. Hellgekleidete Girls mit ihren Boys kutschierten lachend und scherzend ihre kleinen Buggies. Familien mit viel Kindern rollten langsam in größeren, viersitzigen Wagen dahin. Die oberen Zwanzig sausten in ihren Automobilen vorüber.

Lu sah ihnen seufzend nach. Wenn doch Stowers auch Pferd und Wagen oder Auto hätten! Wenn doch erst die Candelilla-Millionen da wären!

Sie wollte eben am Comal-Hotel einbiegen, als Frau Eggeling aus der Veranda trat und sie anrief.

„Kommen Sie doch einen Augenblick herein, wenn Sie Zeit haben!“

Trotz Frau Stowers Warnung konnte Lu nicht gut anders, als dieser freundlichen Aufforderung Folge leisten.

Eine lustige Gesellschaft von Girls und Boys war in der Veranda versammelt. Alle kamen Lu mit gewinnender Herzlichkeit entgegen, die bald ihre Zurückhaltung aufgab und sich lebhaft an der heiteren Unterhaltung beteiligte.

Es waren alles keine gebildeten Menschen, waren zum Teil nie aus New Braunfels herausgekommen und zeigten eine fast rührende Unwissenheit in allem, was Deutschland anbetraf. Amerikanische Kleinstädter! Lu hatte gar nicht gedacht, daß es so etwas überhaupt gab.

Ein gewisses Mitleid schienen sie mit allen Ausländern zu haben, denn sie sahen sie gewöhnlich arm und unzufrieden in Texas ankommen, um sich hier erst in bessere Verhältnisse heraufzuarbeiten. Daß Deutschland auch noch von einer anderen Menschenklasse bewohnt wurde, schienen sie sich nicht recht vorstellen zu können.

Sie waren so ganz Amerikaner, diese jungen Menschenkinder, und hatten die ganze politische Unkenntnis und Überhebung von Amerikanern. Dabei sprachen sie deutsch,

wohnten in einem deutschen Städtchen, und es rollte nur deutsches Blut in ihren Adern.

Aber lustig und guter Dinge waren sie alle, hielten ihr New Braunfels für ein Paradies und fragten Lu immer wieder, ob sie nicht dies oder jenes entzückend fände.

Frau Eggeling nahm sie beiseite. Ein gutmütiges Lächeln erschien in ihrem Gesicht.

„Ich weiß, daß Ihnen alles ein bißchen merkwürdig vorkommt, liebes Fräulein. Sie sind keine von uns und passen nicht so recht in dies kleine Nest! Ich weiß von meinem Vater, wie es wirklich in Deutschland aussieht. Der war ein Lehrer und gebildeter Mann gewesen und ist die Sehnsucht nach der Heimat nie so recht losgeworden."

Die hellen, scharfen Augen der alten Frau blickten lachend über den Rand der Brillengläser hinweg, die sie wohl nur der Würde halber trug. Lu fand, daß Frau Eggeling eigentlich das klügste Gesicht von allen Leuten in New Braunfels hatte.

„Ich möchte Ihnen einen Herrn vorstellen, der Ihnen sicher gefallen wird. Einen Amerikaner. Er ist der ‚Big Boss' (Chef) einer großen Maschinenfabrik in San Antonio und kommt manchmal zur Erholung nach New Braunfels. Er wohnt immer bei uns."

Damit war die flinke alte Frau auch schon fort, um den ‚Big Boss' zu holen.

Lu war ein wenig verdutzt. Wollte die gute Frau Eggeling etwa Heirat stiften, weil sie ihr so eindringlich von der großen Maschinenfabrik erzählte?

Da kam sie auch schon wieder mit einem hochgewachsenen Herrn, der wie alle Amerikaner in den großen Städten aussah: glatt rasiert und sorgfältig gekleidet.

„This is Mister Westess, Miß von Wersien," sagte Frau Eggeling.

Beide schüttelten sich die Hand und murmelten: „Glad, to meet you!"

So war die Bekanntschaft gemacht.

Die Unterhaltung in der Veranda wurde nun sofort in englischer Sprache geführt.

Die Boys verstummten fast ganz. Alle vier anwesenden Girls begannen mit Mister Westeß zu flirten. Wenn er etwas sagte, so hörten sie andächtig zu, als seien seine Worte Perlen der Weisheit.

Er gefiel Lu aber ganz gut, denn es stellte sich heraus, daß er lange nicht so unwissend war, wie die amerikanischen Männer es gewöhnlich zu sein pflegen, die sich nur um den Gelderwerb kümmern und die übrige Bildung ihren Damen überlassen.

Er hatte deutsche Schriftsteller gelesen, interessierte sich nicht nur für Base-ball, sondern auch für europäischen Reitsport, hatte Vollblutpferde in San Antonio und konnte hohe Schule reiten.

Die Boys und Girls verstummten. Lu von Wersien und Mister Westeß unterhielten sich ganz allein in der Veranda.

Die alte Frau Eggeling schmunzelte.

Endlich erhob sich Lu.

„Ich muß jetzt aber nach Hause; es wird gleich Zeit zum Abendessen sein.“

Mister Westeß reichte ihr die Hand.

„Ich habe mich wirklich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen, Miß von Wersien. — Darf ich Sie vielleicht heute abend mit meinem Auto zum Spazierenfahren abholen?“

Das war nach amerikanischen Begriffen durchaus nichts Unschickliches oder Ungewöhnliches. Mister Westeß' ganze Haltung drückte ehrerbietiges Interesse aus.

Erfreut sagte sie zu. Endlich würde sie auch ein Stückchen Umgegend zu sehen bekommen. Daß Stowers keine Einwendungen machen und nicht erwarten würden, mit eingeladen zu werden, war nach hiesiger Sitte ganz selbstverständlich.

Vergnügt nickte sie den Girls und Boys zu und sprang leichtfüßig die Verandastufen hinunter.

„Also bis nachher!“

Frau Eggelings Gesicht strahlte in Befriedigung.

Den Doktor bekam Lu an diesem Abend nicht mehr zu Gesicht. Er fühlte sich angegriffen und hatte sich zu Bett gelegt.

Es schien Frau Stower sehr recht zu sein, daß sie zum Spazierenfahren eingeladen war.

„Gehen Sie nur,“ sagte sie freundlich, „wenn's keine Arbeit gibt, kann jeder tun was er will. Ich kann doch nie fort, denn der Doktor kann jeden Augenblick aufwachen und verlangt dann Abendessen.“

Lu graute fast vor dem Sklavenleben, das diese Frau führte. Sie schien es aber gar nicht anders zu wollen und aufzugehen in ihrer merkwürdigen Liebe.

Pünktlich um halb acht Uhr fuhr Mister Westeß' Auto vor.

Nach amerikanischer Sitte steuerte er selbst. Sorgsam half er Lu in den ledergepolsterten Sitz an seiner Seite, und dann ging es fort in sausender Fahrt.

„Den Landa-Park kennen Sie wohl noch nicht?“ fragte er.

„Ich kenne überhaupt noch nichts von New Braunfels!“

„Dann wollen wir dort zuerst hin. Es wird Ihnen gefallen.“

Sicher steuerte er an der langen Reihe der Buggies mit Girls und Boys vorüber, die alle auf dem Wege zum Landa-Park waren. Auf hoher Brücke gings über einen klaren, rauschenden Fluß hinweg, an den Mühlen von Harry Landa vorbei, und dann hielt das Auto vor dem Eingang des Parks.

Dieser Park gehörte auch Mister Landa und umschloß die kristallenen Quellen des Comalflusses. Aus einem wildromantischen Naturpark hatte der feinsinnige Mann ein kleines Paradies geschaffen, das er in großzügiger Weise dem Publikum freigab.

Lu staunte, als sie an Mister Westeß' Seite in den Park hineinschritt.

Alles grünte und blühte in tropischer Üppigkeit. Uralte hohe Bäume mit langen, grauen Flechten und Lianen beschatteten die Quellen, die in durchsichtiger Klarheit aus den Felsen hervorsprudelten.

Dichte Blattpflanzen und Palmen umsäumten den plätschernden Bach, der sich durch den ganzen Park schlängelte, um schließlich in einem großen, stillen See zu münden, auf dem Wasserrosen blühten und dessen Schilf im Abendwind rauschte. Es war eine laue sternenklare Nacht. Die kleinen Leuchtkäfer schwirrten im dunklen Laub; von den Felsen, wo der Park in Wildnis überging, tönte klagend der Ruf des Whippoorwill.

Mister Westeß erzählte Lu von den Indianern, die früher an den klaren Quellen mit Vorliebe gelagert hatten. Der Platz war unverändert geblieben. Mister Landa hatte ihm nichts von dem Zauber der Wildnis genommen, nur hier und dort mit geschickter Hand die Üppigkeit tropischer Vegetation eingestreut; die bunten Blumen, die so süß und schwül dufteten, die rauschenden Palmen, die verschwiegenen Gänge unter dichten Ranken.

Auf einer großen Wiese waren alle die Vergnügungsetablissements, ohne die sich Amerikaner keinen Park vorstellen können. Die Ice-Cream-Soda-Buden, Karussells, und der Tanzboden. Hierhin ging auch der große Zug der Girls und Boys. Sie alle starrten neugierig nach, als die beiden über den Platz schritten.

„Die Girls haben Sie jetzt einmal geärgert, Miß von Wersien,“ sagte Mister Westeß lächelnd.

„Wieso?“

„Das ist noch keiner von ihnen passiert, daß ich sie mit in den Park genommen habe.“

„Ist das denn so etwas Besonderes?“ fragte Lu ein bißchen hochmütig.

„Muß es wohl sein, denn die Girls von New Braunfels geben sich die größte Mühe darum. Das gefällt mir aber an Ihnen, daß Ihnen gar nichts daran zu liegen scheint.“

„Oh, mir liegt schon etwas daran. Ich finde es wunderschön hier! Aber ich bin der Meinung, daß meine Gesellschaft für Sie ebensoviel wert ist wie Ihre für mich.“

Sie sah ihn lachend an.

Er wurde ganz rot.

„Mehr, Miß von Wersien! — Sie kennen aber die Girls noch nicht. Die denken nur daran, daß man the big boss ist, wenn sie mit einem ausfahren, und so passiert es einem, daß man nonsense redet, wenn man mit einer anderen Dame zusammen ist. — Sie haben mir meine Bemerkung doch nicht übel genommen?“

„Gott bewahre!“ Sie lachte.

Er nahm jetzt ein Boot und ruderte sie auf dem stillen See umher, in dessen glatter Flut sich der ganze Sternenhimmel glitzernd spiegelte. Der laue Wind trug süßen Blütenduft von den Ufern herüber.

Lu gab sich ganz dem Zauber dieser Tropennacht hin, einer wohligen Erschlaffung. Sie spielte mit den Fingern im funkelnden Wasser.

Er zog die Ruder ein und ließ das kleine Boot sanft schaukelnd mit der trägen Strömung treiben.

„Sie machen sich wohl nicht viel aus Geld, Miß von Wersien?“

Lu sah auf.

„O doch! Das tut wohl jeder. Wie kommen Sie darauf?“

„Ich meine beim Heiraten. Da sehen die deutschen Mädchen doch wohl nicht in erster Linie aufs Geld.“

„'s gibt auch bei uns welche, die sehen sehr darauf!“ sagte sie lachend.

„Und Sie selbst?“

„Ich?!“ Stolz warf sie den Kopf zurück. „Ich würde vor allem darauf sehen, daß mein künftiger Mann ein Gentleman ist. Wenn er nebenbei noch Geld hat, desto besser!“

„Das dachte ich mir von Ihnen. Sie würden also

keinen nehmen, der Ihnen sonst gleichgültig ist, nur weil er Geld hat?"

Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, ganz sicher nicht! Das tut eine Wersien nicht! Wir haben immer aus Liebe geheiratet; — darum sind wir ja auch solch arme Familie."

Er betrachtete sie mit bewundernden Blicken.

„Wie stolz Sie den Kopf zurückwerfen, Miß von Wersien. So hab' ich's noch bei keinem Girl gesehen!"

„So?"

„Ich weiß, was ‚thouroughbred' ist," sagte er lächelnd. „Ich bewundere es, weil ich's selbst nicht bin. Ich kann auch nie so werden, denn ich stamme von Tagelöhnern ab, und ich weiß, daß ich ein plumper Geselle bin, wenn ich auch Glück habe in meiner ‚business'."

Seine Ehrlichkeit, die so frei war von amerikanischer Überhebung, imponierte ihr.

„Ich weiß, daß ich nicht recht zum Vollblut passe," fuhr er fort. „Ich erzählte Ihnen heute nachmittag von meinen Pferden, Miß von Wersien. Ich hatte einen deutschen Reitlehrer, der hat mir alles Mögliche beigebracht, wovon man hier keine Ahnung hat. Ich kann auch meine anderen Pferde reiten, nur nicht das beste von allen, eine Vollblutstute. Die widersetzt sich mir, als wäre ich ihr schlimmster Feind, und meinem Reitlehrer gehorchte sie wie ein Lamm. Als ich einmal ungeduldig wurde und ihn fragte, wann ich sie denn reiten könne, da sagte er mir: ‚Ich kann Ihnen nicht mehr beibringen, Mister Westeß; Vollblut muß man verstehen.' — Seitdem habe ich sie nicht mehr geritten. — Ich glaube, Sie könnten sie reiten, Miß von Wersien. Sie sollten einmal nach San Antonio kommen und es versuchen!"

Lus Augen leuchteten auf.

„Sicher könnte ich die reiten! Ich bin auf Kossarten mit manchem Verbrecher fertig geworden. Aber Vollblut will Vollblut im Sattel!"

Sie hielt ein wenig erschrocken inne; beleidigen wollte

sie ihn nicht. — „Ich meine damit einen geborenen Reiter!“

„Ich verstehe Sie ganz gut, Miß von Wersien,“ sagte er lächelnd.

Langsam ruderte er wieder ans Ufer und legte an.

„Wo wollen wir jetzt hin?“ fragte er, als er ihr aussteigen half.

„Irgendwohin, wo's wild ist!“

Er lachte.

„Dann wollen wir mal nach den Waco-Springs fünfzehn Meilen von hier. Das ist der schönste Punkt in der Umgegend, und mit dem Auto nicht so weit.“

„Allright!“

Lebhaft plaudernd schritten sie über die Wiese dem Ausgang zu, wo sie das Auto hatten stehen lassen.

Über die hellerleuchtete Plaza, durch die schattigen Alleen der Stadt ging's über die Brücke des Comal-Flusses, der leise dahinrauschte, in dichtem Grün versteckt.

New Braunfels war wirklich schön und verdiente seinen Namen ‚Die Oase von Texas‘. Auf dem anderen Flußufer lag die Comalstadt, ein Ort, der noch kleiner war als New Braunfels.

Die Ansiedlung lag bald hinter ihnen, und sie fuhren in sausender Fahrt zwischen Mais- und Baumwollfeldern dahin. Ab und zu ging's durch düstere Gehölze von Zedern, die ein kräftiger Harzgeruch erfüllte. Immer felsiger und romantischer wurde die Gegend, bis sie an dem breiten Bett der Wacoquellen ankamen, das sich allmählich zu einer tiefen Schlucht verengerte.

Eine Rinderherde, die am Quell getrunken hatte, wurde vor ihnen flüchtig. Raubvögel erhoben sich mit schwerem Flügelschlag aus den Felsenklüften und ließen ihr mißtönendes Krächzen hören. Rechts und links am Wege waren Steinblöcke und hohe Kakteen von so eigenartiger Gestalt, daß man sie für lauernde Raubtiere hätte halten können.

Lu war begeistert von dem fremden Landschaftsbild, und Mister Westeß betrachtete sie mit lächelnder Freude, fuhr immer tiefer mit ihr in Schluchten und Busch und dachte kaum noch an sein neues Auto.

Endlich wurde es aber doch Zeit zur Heimkehr.

Zwischen Viehweiden und Feldern rasten sie wieder dahin, an einsamen Farmhäusern vorüber, die schon in tiefem Dunkel lagen.

Als sie sich der Comalstadt näherten, war Lu gerade dabei, Mister Westeß von der Candelilla-Company zu erzählen. Er war ja keiner von New Braunfels.

Er hörte gespannt zu und horchte auf, als sie erwähnte, die Bureaux der Gesellschaft seien im Morrisgebäude in San Antonio.

„Listen, Miß von Wersien," sagte er bedenklich, „ich wohne jetzt zwanzig Jahre in San Antonio, aber das Morrisgebäude ist mir nicht bekannt. Ich glaube kaum, daß es das überhaupt gibt!"

„Ja, aber dann hätte Doktor Stower doch gelogen!"

„Ich möchte nichts gegen Ihren Gastfreund sagen; aber ‚smart' scheint er zu sein. — Jedenfalls würde ich Ihnen raten, die Briefe an Ihre Verwandten nicht eher abzuschicken, als bis Sie persönlich die Bureaux gesehen haben."

Lu war sehr nachdenklich geworden. Das Mißtrauen gegen Stowers erwachte jetzt in ihr. Dieser Amerikaner hier sah ganz so aus, als wisse er noch mehr.

„Was halten Sie denn von dem ganzen Unternehmen, Mister Westeß?"

„Ich bin zu wenig eingeweiht, um mir ein Urteil erlauben zu können. Aber derartig hohen Prozenten gegenüber, wie die Candelilla-Company sie verspricht, bin ich immer mißtrauisch. — Was glauben Sie, Miß von Wersien: wenn die Sache wirklich so großartig ist, hätte die Gesellschaft es dann nötig, ihre Aktien in Deutschland anzubieten?"

„Doktor Stower tut das aus Gefälligkeit gegen meine Familie."

Jetzt lachte er laut auf.

„O you little greenhorn! — Pardon me, Miß von Wersien, aber das glauben Sie doch wohl selber nicht!"

Lu war sehr kleinlaut geworden.

„Die Briefe werde ich jedenfalls vorläufig nicht abschicken," sagte sie.

Sie waren bei den Stowerschen Bungalows angekommen.

„Gute Nacht, Mister Westeß," sagte sie und reichte ihm die Hand. „Vielen Dank!"

„Ich habe zu danken," entgegnete er warm. „Darf ich Sie morgen wieder abholen, Miß von Wersien?"

„Ja, gerne!"

Er grüßte sie noch einmal, dann fuhr er davon. Sorgenvoll trat Lu in den Garten. Eine Welt von Zweifel und Mißtrauen war in ihr wach geworden.

Leise schritt sie an Stowers Bungalow vorüber, denn es war spät, und sie hatten sich wohl schon zur Ruhe begeben.

In der Veranda war niemand. Die Vorhänge des Schlafzimmers waren dicht zugezogen. Hinter ihnen schimmerte noch Licht. Und jetzt ertönte die laute, brutale Stimme des Doktors, der in befehlendem Tone redete. Verhaltenes leidenschaftliches Schluchzen klang dazwischen.

Ein plötzlicher Ekel schüttelte Lu, und sie beschleunigte ihre Schritte.

Als sie endlich in ihrem eigenen Bungalow war, lag sie noch lange grübelnd wach.

VII

„Haben Sie die Briefe expediert, Fräulein Lu?" rief der Doktor ihr entgegen, als sie am anderen Morgen vom Frühstück zurückkam.

„Das eilt ja nicht so," gab sie vorsichtig zurück. „Ich

bin nicht so ganz mit meinem Stil zufrieden und möchte sie nochmal durchlesen. Ich bin vielleicht auch noch nicht eingeweiht genug in die ganze Sache, um meinen Verwandten ein klares Bild davon zu geben. Onkel Groeben ist so genau."

Sie wunderte sich im stillen, wie diplomatisch sie schon geworden war.

Der Doktor musterte sie kalt mit seinen grünen Augen. „Well, wie Sie wollen, Fräulein Wersien."

An diesem Tage kam sie kaum zur Besinnung vor Arbeit. Es erschien ein Patient nach dem andern, und als der Doktor sich schließlich ermüdet ins Bett gelegt hatte, mußte sie noch das Operationszimmer aufräumen, während seine Frau ihm auf dem Gasolinofen etwas briet.

Aber Lu hatte ja versprochen, Stowers zu helfen. So hieß es denn fest mit anpacken, wenn's auch hart ankam.

Mit wirklicher Freude erwartete sie Mister Westeß, als es endlich Abend war und die Arbeit ruhte.

„Wo wollen wir heute hin?" fragte er, als sie wieder an seiner Seite saß.

„Können wir nicht mal auf die Hügel hinter Landas Park?"

„Allright!"

In seinem gewöhnlichen rasenden Tempo durchquerte er die Stadt und fuhr dann in die Wildnis hinein, wo's menschenleer war.

Die Boys und Girls hatten nicht viel Sinn für Naturschönheiten, die fuhren mit ihren Buggies dahin, wo Menschen waren und wo's hell war, damit die Girls ihre neuen Kleider zeigen konnten.

So begegneten die beiden keinem anderen Fahrzeug, als sie jetzt langsamer zwischen den kräftig duftenden Zedern dahinrollten.

„Diese Abende sind wunderschön," sagte Lu träumerisch, „sie entschädigen einen für alle Plackerei des Tages."

Er betrachtete sie mit einem liebevollen Blick.

„Möchten Sie nicht immer so schöne Abende haben, — und ebenso schöne Tage, ohne die grobe Arbeit, für die Sie viel zu schade sind?“

Fragend sah sie ihn an.

Er war bleich geworden und brachte das Auto plötzlich zum Stehen.

„Miß von Wersien,“ sagte er weich, „es ist vielleicht ein Zeichen von sehr schlechten Manieren, wenn ich Ihnen nach so kurzer Bekanntschaft schon mit solchen Dingen komme: aber ich bin Amerikaner, und wir lieben es ‚to come down to business at once‘; — ich kann auch nicht viel schöne Worte machen; — ich habe Sie lieb; wollen Sie meine Frau werden?“

Lu war bestürzt; das hatte sie doch nicht erwartet.

„Mister Westeß — — —“

Er strich sich mit einer nervösen Bewegung über die Stirn.

„Ich weiß, daß es Sie überrascht. Ich will auch jetzt gleich noch keine Antwort. Überlegen Sie und lernen Sie mich noch besser kennen! — Ich brauchte keine Überlegung, denn gestern schon wußte ich, daß ich Sie liebe! — Ich bin einsam gewesen, Miß von Wersien, und habe jahrelang nach einem Menschen gesucht, den ich lieben könnte. Ich weiß, was ich Ihnen zumute. — Aber ich würde Ihnen dankbar sein mein ganzes Leben lang; — meine Königin würden Sie sein!“

Er hielt inne und sah sie bangend an.

Schwüles Schweigen herrschte minutenlang. Sie lehnte sich zurück, träumerisch mit halb geschlossenen Augen, und lauschte dem leidenschaftlichen Klange seiner Stimme. Der laue Abendwind streichelte ihre Stirn. Kein Laut als das Zirpen der Zikaden ringsum. Eine Sehnsucht nach Liebe erfaßte sie, nach Befreiung aus diesem Sklavenjoch da unten in der Stadt. Sie hatte ihn gern. Er war der erste Amerikaner, der ihr gefiel. Er würde wohl sehr gut zu ihr sein.

„Lu!“ Er streichelte ihre Hand, schüchtern, unbeholfen.

Sie öffnete die Augen. Ein Unbehagen überschlich sie plötzlich. Sie sah ihre schmale Hand in der großen, groben des Mannes. Die weiche Stimmung verschwand. Es war aber viel weniger diese Hand, als seine Haltung, die sie ernüchterte. Warum versuchte er sie nicht zu erobern in kecker, ritterlicher Weise? Schätzte er sich selbst so niedrig ein?

„Sweetheart!“

Dies Wort war ihr unangenehm, beleidigte sie. Fast heftig zog sie ihre Hand zurück.

Und jetzt kam es ihr ganz unmöglich vor, daß sie diesen Mann heiraten konnte. Als Freund und Gefährten hatte sie aufrichtige Zuneigung für ihn. Aber als ihren Gatten konnte sie ihn sich nicht denken, diesen grobknochigen Emporkömmling. Das war unmöglich, ihr ganzer Rassestolz bäumte sich in ihr auf. Lieber die Plackereien weiter dulden, arm bleiben. Um Geld heiratete sie nicht, das hatte sie ihm gestern ja selber gesagt, und lieben konnte sie ihn nicht.

Ein Bild aus ihren Kindertagen trat ihr plötzlich vor Augen, ungerufen, aufdringlich. Es war noch damals in Kossarten. Sie kam vom Ritt nach Hause auf der ‚Russalka‘. An der Tränke standen ein paar belgische Arbeitspferde, neu angekommen für die schweren Maschinen. Es waren prachtvolle Tiere, schön in ihrer derben Kraft. Eins kam der ‚Russalka‘ zu nahe. Da keilte die Vollblutstute aus, die sonst fromm war wie ein Lamm unter ihrer kleinen Herrin, und wieherte hell und zornig. Dem Belgier aber hatte sie die Nase blutig geschlagen.

So greifbar deutlich war dies Bild . . .

„Mister Westeß,“ sagte Lu zögernd, „es tut mir so sehr leid; . . . aber ich kann nicht Ihre Frau werden.“

„Antworten Sie noch nicht, Miß von Wersien! Bitte nicht! — Bedenken Sie sich erst!“

Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Da ist nichts zu bedenken, Mister Westeß! Ich habe Sie sehr gern als Freund, aber heiraten kann ich Sie

nicht. — Gestern fragten Sie mich ja selbst, ob ich einen Mann heiraten würde, den ich nicht liebte. — Das tue ich nicht; denn ich liebe Sie nicht. Es tut mir sehr leid, daß Sie von der ganzen Sache angefangen haben."

„Lu!" bettelte er, und es zitterte die Angst in seiner Stimme.

Ein ganz unvernünftiger Zorn packte sie plötzlich.

„Lassen Sie meine Hand los!"

Das war ein herrischer Befehl.

„Sehen Sie denn nicht, daß wir nicht zu einander passen, — daß es unmöglich ist?!"

Ein Ausdruck von Schreck und Schmerz huschte über sein Gesicht, in dem kein Tropfen Blut mehr war.

„Pardon me, Miss von Wersien," sagte er tonlos. „I'm a fool!"

Er nahm das Steuer wieder und wendete die Maschine. In rasender Fahrt ging's wieder zur Stadt hinab. Schweigend saß Lu an seiner Seite. Ihre schroffen Worte taten ihr leid.

„Mister Westeß," begann sie zögernd. „Ich habe Sie nicht beleidigen wollen . . ."

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen," sagte er bitter, „Sie haben ja ganz recht. Eine Unverschämtheit war's, daß ich Sie bat, meine Frau zu werden. Ich, der Yankee, der Sohn des Volkes, und Sie, die deutsche Aristokratin. Sie haben mir geantwortet wie ich's verdiente!"

„Seien Sie mir nicht böse!"

„Ich bin Ihnen nicht böse," antwortete er leise.

„Wollen Sie nicht wenigstens mein Freund sein, Mister Westeß?"

Da blitzte es in seinen Augen auf.

„No, Miß von Wersien! Ihr Freund kann ich nicht sein, dazu bin ich nicht selbstlos oder gleichgültig genug. In mir ist der rasende Wunsch, Sie zu besitzen. Wenn das nicht möglich ist, so werde ich Sie meiden; — Ihr Freund kann ich nicht sein! — Morgen reise ich nach

San Antonio zurück. Business wird mich noch am ehesten betäuben."

Lu war traurig. Sie hatte gestern geglaubt, einen Freund gefunden zu haben. Nun hatte sie ihn schon wieder verloren, für immer. All die schönen Fahrten, die nette Unterhaltung war jetzt vorbei. Sie seufzte tief auf. Aber sie konnte ihn doch nicht heiraten. Alles in ihr sträubte sich gegen den Gedanken daran.

Sie waren zu Hause angelangt.

Lu sprang zu Boden.

„Good bye, Mister Westeß," sagte sie und reichte ihm die Hand. „Es tut mir sehr leid. Bitte seien Sie doch nicht böse!"

Fast zögernd ergriff er ihre Hand.

„Good bye, Miß von Wersien!"

Seine Stimme war heiser.

Dann wandte er das Steuer mit einem Ruck. Die Maschine ratterte und puffte. In tollster Fahrt sauste er davon.

VIII

Tage waren vergangen, und Lu hatte die Briefe immer noch nicht expediert. Sie hatte auch nicht die Absicht, es jemals zu tun, denn ihr waren die Augen aufgegangen über Stowers. Diese hatten die Maske der Liebenswürdigkeit völlig fallen lassen, gaben ihr deutlich zu verstehen, daß sie anderes von ihr erwartet, von ihr enttäuscht waren. Sie hatten endlich eingesehen, daß sich aus Lus Verbindungen in Deutschland kein Kapital schlagen ließ, alle Versuche scheiterten an der unerschütterlichen Ehrlichkeit des jungen Mädchens. Doktor Stower hatte einsehen müssen, daß er keine Gewalt über sie hatte. Ohne zu murren tat sie jede Arbeit, die ihr aufgetragen wurde, aber niemals ließ sie sich beeinflussen durch des Doktors hypnotisierende Blicke, oder zu Unbesonnenheiten hinreißen durch Frau

Stowers oft beleidigende Behandlung. Lu merkte sehr wohl, wie sie ausgenutzt wurde. Bei jeder Operation mußte sie assistieren, die schmutzigsten Arbeiten verrichten und oft noch des Nachts bei Kranken wachen. Ihre Stube hatte sie sehr bald einer Patientin abtreten müssen. Sie selbst konnte auf ein paar Decken auf dem Fußboden schlafen. Der Doktor behandelte sie jetzt ganz so wie seine Frau, nur daß Lu aus Klugheit gehorchte, nicht aus Furcht oder sklavischer Unterwürfigkeit. Sie verachtete diesen Mann, der sich trotz aller großen Talente nicht zu einer geachteten Lebensstellung emporarbeiten konnte, der kein Gewissen hatte, dessen ganzes Streben nur auf Besitz gerichtet war. Und dieser kluge Mann wurde dumm und blind in seiner Gier. Er beging den großen Fehler, seine Umgebung für dumm zu halten. Deshalb war er auch immer noch keiner von den ganz Großen, vor denen sich die ehrlichen Leute beugen, sondern ein ganz kleiner erbärmlicher Schuft, und seine Umgebung kannte ihn dafür. — Es war Lu oft peinlich, wenn sie Einkäufe machen mußte und die Geschäftsleute gaben ihr die Waren nicht eher, als bis das Geld auf dem Tisch lag. — Der Mann, der Hunderte von Dollars ausgab in San Antonio in einer einzigen Nacht, hatte nicht für einen Dollar Kredit in New Braunfels. Die Leute kannten und verachteten ihn. Sie kamen zu ihm, weil er der einzige war, der ihnen helfen konnte. Er schlug Kapital aus ihrer Not, und sie haßten ihn dafür. — Es war, als lebe in dem Doktor doch noch ein Rest von Ehrgefühl, der ihn die Gesellschaft ehrlicher Leute scheuen ließ. Nie zeigte er sich des Tages in der Stadt. Da schlief er den tiefen Schlaf eines erschöpften kranken Menschen. Des Nachts aber flammte das Licht auf in seiner Stube, dann lag er im Bett und las, sprach opulenten Mahlzeiten zu, die seine Frau ihm zu jeder Stunde bereiten mußte; trank Sekt seiner schwachen Gesundheit wegen. Oder er raffte sich auch einmal auf und ging zur Stadt, in den dunklen Alleen, im Schatten der Bäume; selber einem Schatten gleich. — Von der Candelilla-Company hatte er

nicht mehr gesprochen zu Lu. Es war, als schäme er sich. Einmal in jeder Woche aber fuhr er nach San Antonio, und wenn eine besonders reiche Operation vorangegangen war, dann kam er oft erst am zweiten Tage wieder, mit leerer Brieftasche und zu Tode krank. Dann wachte seine Frau Tag und Nacht bei ihm und kämpfte gegen das Fieber mit allen Mitteln, mit der zähen Kraft der Verzweiflung. In solcher Zeit kam Lu auch nicht zur Ruhe. Zu jeder Stunde mußte sie zur Stadt, bald dies, bald jenes holen, fast von den Leuten erbetteln, denn ‚der Doktor brauchte es'. Die Frau hatte nur eine Leidenschaft auf der Welt, das war der Mann, der sie mißhandelte. Für ihn tat sie alles. Sie schien weder ein Gewissen noch Gefühl für andere Menschen zu haben. Sie nutzte ihre Umgebung aus bis auf's Blut, — ‚für den Doktor'. Sie haßte Lu und zeigte es ihr ganz offen, war sie doch ihrem Doktor nicht gefügig, wagte es, sich seinen Plänen zu widersetzen. Frau Stower war wohl nie erzogen worden in ihrer Jugend, denn es war ihr ganz unmöglich, ihr wildes Temperament auch nur im Geringsten zu beherrschen. Wenn die Wut sie ergriff, konnte sie sich in Ausdrücken ergehen, die aus der Gosse stammten. Dann war nichts Vornehmes mehr an ihr. Lu fand es nicht der Mühe wert, darauf zu antworten. Mit einem hochmütig erstaunten Blick maß sie das rasende Weib und ging dann schweigend an ihre Arbeit. Frau Stower haßte sie doppelt für diese stumme Verachtung. — Stowers wußten, welch eine fanatische Deutsche Lu war und taten schon deshalb alles was sie konnten, um sie in ihrem Nationalitätsbewußtsein zu kränken, das Deutschtum zu verspotten. Im Anfang hatte es gekocht in ihr bei solchen Reden. Jetzt hörte sie auch die an mit lächelnder Verachtung.

„Ich glaube, Sie überschätzen den Wert eines Durchschnittsmenschen als Staatsbürger," hatte sie einmal ganz gleichgültig bemerkt, als Doktor Stower wiederholt betonte, er sei sofort aus dem deutschen Untertanenverband ausgetreten, um amerikanischer Bürger zu werden.

„Ein unersetzlicher Verlust ist das für Deutschland sicher nicht gewesen.“

Das hatte ihr einen bösen Blick eingetragen.

Ein andermal hatte sie von den Deutschamerikanern im allgemeinen gesagt:

„Weil sie die guten Eigenschaften der Deutschen nicht besitzen, halten sie's für nötig, die schlechten Eigenschaften der Amerikaner anzunehmen. Ich meine, das Vaterland kann sich gratulieren, sie los zu sein.“

Lu war Stowers gewachsen. Das merkten sie beide mit Bedauern.

Aber was für ein Leben war das! Lu litt darunter körperlich und seelisch. Nie hatte sie so hart gearbeitet, soviel Schlaf geopfert. Sie war schlank geworden, daß sie keiner Amerikanerin mehr etwas nachgab. — Wenn alle Arbeit getan war, zog sie sich in ihren Bungalow, den sie nur vorübergehend hatte einem Patienten überlassen müssen, zurück, saß auf der Türschwelle und starrte in die rauschenden Wipfel der Pecanbäume, traurig, verzweifelt. ‚Außerdienstlich verkehrte sie nicht mehr mit Stowers. Ihr war, als beschmutze die Gegenwart dieser Leute sie. Mister Westeß war abgereist. Andere Menschen hatte sie nicht kennengelernt. Sie gehörte ja zu Stowers, so kam man ihr in New Braunfels mit kühlem Mißtrauen entgegen. Frau Eggeling hatte sich geärgert über Lu. Das begriff sie denn doch nicht, wie man eine solche Partie ausschlagen konnte und solch ein Hundeleben weiterführen. Und den Mister Westeß sah sie nun sobald nicht wieder. Das war ein pekuniärer Verlust. Frau Eggeling hatte viel zu schwer arbeiten müssen in ihrem Leben, um den so leicht zu verschmerzen. Dies schwere Arbeiten, Generationen hindurch, war zum Fluch geworden für die deutschen Ansiedler. Es hatte sie hart und geizig gemacht. Lu konnte das alles ganz gut verstehen. Aber es war auch im Comal-Hotel ungemütlich geworden seitdem. So saß sie denn allein auf der Türschwelle ihres Bungalows Abend für Abend. —

Noch hatte sie nicht an Onkel und Tante Major geschrieben

und um das Geld zur Rückreise gebeten. Sie fürchtete den Spott der Verwandtschaft, fürchtete sich, feige zu erscheinen. Sie hatte sich aber Zeugnisse ausstellen lassen von den Patienten, die sie gepflegt, heimlich, um Onkel und Tante einmal beweisen zu können, wie sie gearbeitet hatte. — Täglich durchstöberte sie die Zeitungen, um eine Stellung zu finden, die ihrem Stand und ihren Kenntnissen angemessen war. Dann hätte sie von Stowers weg können, ohne erst einen jammervollen Brief nach Potsdam zu schreiben. Ihr ganzer Stolz bäumte sich dagegen auf. Das wäre ja wie ein Gang nach Canossa gewesen! Sie hatte sich doch selbst diese Reise erbettelt! Aber in den Zeitungen standen nur Nachfragen nach groben Arbeitskräften: Dienstmädchen, schwarz, braun oder weiß, Baumwollarbeiterinnen, Ladenmädchen, — — — so etwas konnte eine Wersien doch nicht werden! Nach Bildung schien kein Mensch Verlangen zu tragen. — Sie war eben in einem neuen Land unter einer hart arbeitenden Bevölkerung, die eigentlich, was Bildung anbetraf, gar keine obere Schicht hatte.

Seit Aufhebung der Sklaverei waren Arbeitskräfte rar geworden in den Südstaaten. Die Neger, einmal frei, waren zur Landplage geworden. Sie arbeiteten nur so viel, als sie gerade brauchten, um zu vegetieren. Immer vergnügt wie die Kinder, denken die Wollköpfe nicht von heute bis morgen. Sie kamen also nur noch als Gelegenheitsarbeiter in Betracht. Dazu kamen noch Haß und Verachtung der Weißen gegen sie. Wenn irgend möglich, behalf man sich ohne die Neger. Von Süden her kam die mexikanische Einwanderung, Peones, die niedrigste Klasse des braunen Volkes, ausgezeichnete Arbeiter, vor allem in der Landwirtschaft. Diese Einwanderung war aber lange nicht groß genug, um die Nachfrage nach Arbeitern zu decken. Auch wußte die weiße Plebejerrasse jene braunen Caballeros nicht zu behandeln. Sie betrachteten sie beinahe als Nigger, weil sie nicht weiß waren. Brutales Ausnutzen, dünkelhafte Verachtung auf seiten der

Amerikaner, Falschheit und Verschlagenheit auf seiten der Peones, machten das Arbeitsverhältnis zumeist sehr unerquicklich. So standen denn die Zeitungen voller Nachfragen nach weißen Arbeitskräften, besonders weißen Dienstboten. Immer wieder hieß es: ‚Mädchen für alles, Köchin gesucht. Deutsche bevorzugt.‘ Deutsche bevorzugt! Lu knirschte mit den Zähnen. Natürlich! Weil sie dumm waren und anständig und sich ausnutzen ließen! Die schlechten Elemente nannten sich ja nicht mehr Deutsche. Ging's ihr nicht hier bei Stowers ebenso? Eine Amerikanerin hätte aufgetrumpft, Entschädigung verlangt für ihre Arbeitsleistungen. Hätte den Schutz des Gesetzes angerufen, wenn sie nicht gezahlt hätten. Und Lu? Ihr Anstandsgefühl sträubte sich dagegen, Geld zu verlangen, Skandal zu machen. Statt dessen nahm sie ungerechte Vorwürfe schweigend hin, bezahlte ihre Wäsche selbst, die sie doch in Stowers Dienst verbrauchte, hatte gerade das Essen und ein zweifelhaftes Unterkommen für all ihre Arbeit. Ein Schaf war sie!! Hatte sie es denn besser als ein Dienstmädchen? — Im Gegenteil! Warum fuhr sie nicht nach San Antonio und nahm einen Dienst an? Nein, das konnte eine Wersien nun und nimmermehr tun! Lu war noch nicht mürbe genug für Amerika. —

Sie hatte nun gerade noch zwanzig Dollars von ihrem Taschengeld, das ein Vierteljahr hatte reichen sollen. Wenn die alle waren, was dann? Dann hatte sie nicht einmal mehr saubere Kleider zum Anziehen, denn Stowers bezahlten ihre Wäsche ganz sicher nicht. Sie mußte doch wohl an Onkel und Tante schreiben. Dies Leben mußte ein Ende haben. — Abgesehen von körperlicher Überanstrengung machte sie ein physischer Ekel vor ihrer Umgebung krank. Dies immerwährende Elend, das sie sehen mußte, stimmte sie traurig. Widerwärtig aber waren ihr Stowers. Das Verhältnis dieser zwei Menschen zueinander flößte ihr Abscheu ein. Es war etwas Krankhaftes, Unreines in der ganzen Atmosphäre dieser Bungalows, gegen das sich ihre gesunde Natur aufbäumte. Die Operationen, denen sie in Potsdam

im Krankenhaus mit solcher Ruhe beigewohnt hatte, wurden ihr immer grauenhafter. Wohl war der Doktor ein geschickter Operateur, wohl glückte ihm alles. Aber Zorn und Scham stiegen in Lu empor, wenn sie sein Gesicht sah am Operationstisch. Das Schneiden mit den kleinen, scharfen Messern, das Wühlen in Fleisch und Blut mit den feinen Instrumenten schien ihm ein besonderes Vergnügen zu bereiten. Dann war sein Gesicht verzerrt wie das eines Fauns; es war, als wollten seine Augen aus ihren Höhlen treten, und der Schweiß perlte auf seiner Stirn. Einmal, als er ein Nasenbein geradestellen und zu diesem Zweck brechen mußte, lachte er vor sich hin, als der Knochen brach mit einem leisen, trockenen Krachen, das Lu durch und durch ging. Seine Frau, die die Narkose zu überwachen hatte, betrachtete ihn mit anbetenden Blicken. Da trieb der Ekel Lu das Blut aus den Wangen. Gewaltsam mußte sie sich zusammenreißen, um nicht umzusinken. Der Doktor war völlig erschöpft nach solcher Operation. Dann lag er stundenlang im Bett wie ein Toter. Seine Frau und Lu aber wachten Tag und Nacht bei den Patienten, räumten auf und kochten. — Dies Leben mußte ein Ende haben! Sie konnte es nicht mehr ertragen.

Oft mußte sie jetzt an Mister Westeß denken. War er nicht doch ein Gentleman unter all diesen Leuten hier? Ragte er nicht wie ein König unter ihnen hervor? Sie hatte fast jeden Maßstab verloren und begann sich nach dem einzigen Menschen zu sehnen, mit dem sie sich seit Wochen hatte unterhalten können. —

Lu räumte in der Office auf.

Doktor Stower trat ein in seiner hastigen Weise und begann unter den Papieren seines Schreibtisches umherzustöbern.

„Wo ist die Dollarbill?“ sagte er plötzlich in heftigem Ton. „Hier hat vorhin eine Dollarbill gelegen!“

„Ich habe keine gesehen,“ antwortete sie gleichmütig.

Wieder kehrte er das Unterste zu oberst auf der Tischplatte. Dann drehte er sich wütend um.

„Die Dollarbill hat vorhin hier gelegen! Wenn ich sie nicht finde, dann haben Sie sie genommen!“

Lu war einen Augenblick wie erstarrt. Alles Blut wich aus ihrem Gesicht; ihre dunkeln Augen glühten.

„Sie vergessen, zu wem Sie sprechen, Herr Doktor,“ sagte sie mit eisiger Ruhe.

„Ach so! Immer diese vornehme Verachtung! Was bilden Sie sich eigentlich ein, Sie dumme Person, wer Sie sind und weshalb wir Sie haben herüberkommen lassen? Zu Geschäften sind Sie nicht smart genug, und als Nurse taugen Sie auch nichts. Für über hundert Dollars Unkosten haben Sie mir schon gemacht! Da werde ich mir wohl gestatten können, die Dollarbill auch auf Ihr Konto zu setzen!“

„Sie scheinen sich gar nicht vorstellen zu können, Herr Doktor, daß es auch ehrliche Leute gibt. Ich habe die Dollarbill wirklich nicht genommen, trotzdem ich sie gut hätte brauchen können, um die Wäscherechnung für das weiße Kleid zu bezahlen, das ich mir bei der letzten Operation verdorben habe!“

Sie sah ihm spöttisch lächelnd in die Augen und ging ruhig hinaus.

In ihr aber bebte jeder Nerv.

Draußen begegnete ihr Frau Stower.

„Warum machen Sie das Operationszimmer nicht rein, Fräulein?!“

„Ich habe keine Zeit, ich muß jetzt Briefe schreiben.“

Es war das erstemal, daß Lu widersprach.

„Schreiben Sie Ihre albernen Briefe ein andermal! Jetzt arbeiten Sie! Wozu haben wir Sie denn engagiert?!“

„Engagiert? — Sie haben mich als Besuch eingeladen!“

„So?! — Das ist ja noch schöner! Nichts tun und sich von dem Doktor ernähren lassen, das sieht euch Schmarotzern schon ähnlich. Natürlich haben wir Sie als Nurse engagiert, und wenn Ihnen das nicht paßt, dann setze ich Sie gleich auf die Straße! Sie können dann sehen, wo Sie bleiben!!“

Lu war plötzlich ganz ruhig geworden. Das war die Entscheidung gewesen; — das durfte sie sich nicht bieten lassen. Komme, was da wolle!

„Der Mühe werde ich Sie entheben, Frau Doktor. Ich gehe sofort!"

Sie maß die vor Wut bebende Frau noch mit einem verächtlichen Blick. Dann ging sie hinüber in ihren Bungalow und begann ihre Koffer zu packen.

Sie war ziemlich bald fertig damit, schloß ihre Tür ab und ging zum Comalhotel.

Frau Eggeling empfing sie freundlich. Sie hatte sie lange nicht gesehen, und ihr Zorn war inzwischen ein wenig verraucht.

„Also endlich ist es zum Krach gekommen," meinte sie kopfnickend. „Wir wunderten uns alle, daß Sie es überhaupt so lange ausgehalten haben bei Stowers. Die sind ja so verrufen im ganzen Staat, daß sie weder Nurses noch Dienstmädchen bekommen. Jedenfalls haben sie Sie nur von Deutschland herüberkommen lassen, um eine billige Arbeitskraft zu haben."

„Ich glaube auch," sagte Lu bitter.

„Was haben Sie jetzt vor, Fräulein von Wersien?"

„Das weiß ich eben nicht, Frau Eggeling. Natürlich setze ich mich gleich hin und schreibe nach Hause wegen des Geldes zur Rückfahrt. Günstigsten Falles kann der Brief in dreizehn Tagen dort sein. Dann dauert's noch sechzehn Tage, bis das Geld ankommt. Immer nur günstigsten Falles! Wovon ich inzwischen leben und wo ich wohnen soll, weiß ich wirklich nicht!"

Es war, als ob Frau Eggelings Haltung ein wenig abweisend wurde bei diesen Worten.

„Haben Sie denn gar kein Geld mehr?"

„Noch sechzehn Dollars!"

Jetzt lächelte Frau Eggeling wieder freundlich.

„Well, dann ist die Sache ja nicht schlimm! Ich kann Ihnen den kleinen Bungalow in der Yard für zwei Dollars

wöchentlich vermieten. Da reichen Sie noch länger mit Ihrem Geld als vier Wochen."

„Und wovon soll ich denn leben?"

„Das bißchen Geld, das Sie dazu brauchen, können Sie sich immer verdienen, wenn Sie hie und da mal aushelfen, zum Beispiel im Plazahotel."

Lu schauderte, wenn sie an jene heiße, dumpfe Küche dachte, an den Zank und Lärm.

Frau Eggeling aber schien es für ganz selbstverständlich zu halten, daß sie solche Arbeit ergreifen würde. Man hatte sie selbst auch nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt in ihrer Jugend. Lu hatte halb und halb gehofft, sie werde ihr den kleinen, schäbigen Bungalow mit der wackeligen Bettstelle, der ja doch leer stand, umsonst überlassen. Aber sie hatte ja schon erfahren, daß es nichts umsonst gab in Amerika. Die Leute hatten alle so schwer arbeiten müssen in vergangenen Zeiten, daß sie jetzt, wo sie reich waren, das Ihre zusammenhielten und noch immer zu vermehren suchten. Ihnen selbst hatte früher niemand etwas geschenkt. Warum sollten sie nun anderen etwas schenken? Lu sah ein, daß die Leute von New Braunfels sie trotz aller Freundlichkeit verhungern lassen würden, wenn sie einmal nicht mehr bezahlen könnte. Nun, das Geld würde ja wohl pünktlich ankommen in vier Wochen. Es war aber eine so lange Zeit! Sie rechnete: acht Dollars Miete, dann blieben acht Dollars zum Leben. Würde sie von zwei Dollars pro Woche leben können, wo alles so sehr teuer war? Pah, dann hungerte man eben ein wenig! Aber ins Plazahotel ging sie nicht! —

„'s ist also abgemacht, Frau Eggeling," sagte sie tief aufatmend. „Ich miete Ihnen den Bungalow ab. Hier ist die Miete für die erste Woche. Wollen Sie mir bitte eine Quittung geben."

Lu war schon ganz amerikanisch geworden.

Frau Eggeling schien diese Bitte ganz selbstverständlich zu finden. Sorgfältig strich sie die Dollarscheine glatt und betrachtete sie einen Augenblick. Dann schrieb sie die

Quittung aus. Ganz geschäftsmäßig. Sie war wohl überhaupt ein guter Kaufmann, diese alte, ländliche Frau mit der großen Kattunhaube auf dem Kopf.

„Wollen Sie gleich einziehen?"

„Ja. Keine Minute länger als nötig bei Stowers! — Können Sie meine Koffer holen lassen?"

„Allright! Ich schicke nachher meinen Mann und meinen Sohn hinüber. Es soll Sie nichts extra kosten!" sagte Frau Eggeling großmütig.

Lu war schon erfahren genug, um den Wert dieser Gunst zu schätzen. Das bedeutete für sie eine Ersparnis von fünfzig Cents. Frau Eggeling war eine ehrliche Frau. Lu konnte sich gratulieren, keinem gewissenlosen Yankee in die Hände gefallen zu sein; denn in Amerika ist der Arme dem Kapitalisten auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Frau Eggeling schenkte ihr also doch etwas. Sie schenkte ihr den Profit, den sie nicht machte.

Lu ging in den kleinen Bungalow hinüber, der unter schattigen Bäumen lag. Er war nichts als eine kleine Bretterhütte, enthielt ein Bett, Waschtisch, Kommode und den üblichen Schaukelstuhl. Es war aber alles sehr sauber. Kurz darauf brachten auch die beiden Herren Eggeling ihre Koffer an.

Lu wunderte sich, warum besonders der ältere Mann noch so schwere Arbeit tat in bunter Bluse und Arbeiterhosen. Den Eggelings gehörte das ganze Hotel, zehn bis fünfzehn Bungalows, die alle gute Miete brachten, und viele Ländereien, deren Wert von Jahr zu Jahr stieg. Ein hübsches Bank-Konto hatten sie auch. Nach deutschem Geld mochten sie wohl gut ihre halbe Million ‚wert' sein. Trotzdem gönnten sich diese Leute nichts. Sie lebten und arbeiteten, wie sie's im schweren Anfang getan hatten, und die anderen Bürger von New Braunfels machten es ebenso. Der einzige Luxus, den man sich gestattete, war, das gute Familienarbeitspferd des Abends vor das Buggy zu spannen und an dem täglichen Wagenkorso durch die Alleen teilzunehmen. Die Herren in Hemds-

ärmeln, die jungen Damen in hübschen selbstgenähten Waschkleidern. Frau Eggeling sah man auch auf der Straße nur in Waschkleid und Kattunhaube. Aber meistens hatte sie soviel Arbeit in Haus und Milchwirtschaft, daß sie überhaupt nicht herauskam. Und doch waren es gute Leute und meinten es wohl mit Lu am besten in ganz New Braunfels.

Lu hatte bald ausgepackt und sich behaglich eingerichtet in ihrer neuen Behausung. Jetzt hatte sie den Schaukelstuhl unter die Bäume draußen getragen und träumte wohlig vor sich hin. Endlich frei! Endlich einmal ausruhen zu können, ohne von der verhaßten Stimme mit dem herrischen Ruf: ‚Fräulein!‘ wieder emporgeschreckt zu werden. Das Geld würde ja sicher kommen in vier Wochen! Gleich nachher wollte sie den Brief zur Post tragen. Und nun konnte sie sich ausruhen und durch die schöne Umgegend streifen vier Wochen lang, und kein Mensch hatte ihr etwas zu sagen. Stowers hatten nicht gewagt, sie irgendwie zurückzuhalten. In solchem Falle schützte das Gesetz die persönliche Freiheit sehr scharf. Und Stowers hatten alle Ursache, das Gesetz zu achten.

Nach einiger Zeit ging sie ins Hotel hinüber und schrieb ihren Brief nach Hause. Das war eine schwere Arbeit gewesen und hatte sie gewaltige Überwindung gekostet. Sie war ordentlich erleichtert, als sie ihn zur Post gebracht hatte und er im Briefkasten verschwunden war. Was würden Onkel und Tante sagen!

Dann kramte sie in ihrem Bungalow herum bis zum Abend. Ein großer Hunger meldete sich bei ihr um die gewohnte Essenszeit. Vorsichtig überzählte sie ihre Barschaft. Fünfundzwanzig Cents zum Leben kamen auf jeden Tag. Es gab doch aber auch andere Ausgaben, wie Wäsche, Briefmarken und so weiter. Sie durfte also höchstens fünfzehn Cents für Essen ausgeben täglich. Sie seufzte tief auf. Was gab es denn für fünfzehn Cents? Einen Viertelliter Milch ungefähr und ein schäbiges kleines Weißbrot. Sie hätte sich Fleisch kaufen können, das war billig; namentlich

zweifelhaftes, gehacktes, das unter dem Namen ‚Hamburg‘ in den Handel kam. Aber das konnte sie nicht essen, sie hatte zu viel Ekelhaftes gesehen in der letzten Zeit. Das Klima war auch zu heiß, nahm ihr jeden Appetit auf Fleisch. Und dann hätte sie einen Ofen haben müssen und Geschirr und Fett und allerhand andere Zutaten. Nein, die warmen Mahlzeiten mußte sie sich versagen vier Wochen lang. Dazu hatte sie kein Geld. Und bei den Leuten von New Braunfels Sachen borgen? Um Gotteswillen nicht! Das schöne kalifornische Obst, das so verlockend in den Groceries ausgebreitet lag, war unerschwinglich teuer. Man mußte schon bei Milch und Brot bleiben.

Lu ging also ins Hotel hinüber und holte sich ein Schälchen Milch für fünf Cents. Die praktische Frau Eggeling betrieb nämlich auch einen schwunghaften Milch- und Eierhandel. Dann ging sie zum Bäcker und erstand ein zähes, kleines Brot für zehn Cents. Behaglich setzte sie sich auf ihr Plätzchen unter den Pecan-Bäumen und hielt ihr frugales Mahl. Es machte ganz schön satt als Abendessen allein. Aber ob das kleine Schälchen Milch und das eine Brot wohl für einen ganzen Tag vorhalten würden? — Jedenfalls fühlte sie sich äußerst wohl an diesem Abend. Früh ging sie ins Bett, wie seit Wochen nicht, und lag dann noch lange wach mit dem wundervollen Bewußtsein, daß sie ihr eigener Herr war, daß niemand auf der Welt ihren kleinen Bungalow betreten durfte nach amerikanischem Recht; — kein Mensch durfte sie stören; nicht einmal der Präsident. . . .

IX

Die nächste Zeit verfloß in sehr angenehmer Weise für Lu. Sie faulenzte einmal gründlich, machte weite Streifzüge in der wirklich schönen Umgegend und ließ

sich ab und zu von Eggelings in lustiger Gesellschaft im Buggy mitnehmen. Sie lernte eine Menge Menschen kennen. Als der Krach mit Stowers erst einmal bekannt geworden war, kam ihr jeder freundlich entgegen. Nur zum Essen lud kein Mensch sie ein. Und Lu hätte doch so gern einmal wieder warm gegessen! Sie war aber viel zu stolz dazu, um die Leute von New Braunfels um irgend etwas zu bitten, und Geben war nicht deren starke Seite! Ein gelegentliches Frühstück im Comal-Hotel, ein paar Stück Kuchen und Ice-Cream auf einer Girls-Party, stellten manchmal ihre ganzen Mahlzeiten vor. Denn von Zeit zu Zeit übermannte sie der Hunger, wenn der Magen so recht schmerzhaft zu knurren anfing. Dann überschritt sie ihren Etat und leistete sich einmal ein warmes Essen in einem kleinen Restaurant. Hernach bekam sie dann immer einen Schreck und aß gar nichts am anderen Tag. Dies unregelmäßige Leben und die vorhergegangenen Anstrengungen begannen ihre Gesundheit zu untergraben. Es waren vielleicht auch das heiße Klima und der nichts weniger als gesunde Bungalow, in den die Moskitos durch allerlei Ritzen Zugang hatten, daran schuld. Sie wurde nervös und reizbar. Die Gesellschaft der ungebildeten Menschen ihrer Umgebung wurde ihr oft unerträglich. Sie sehnte sich nach einem einzigen Menschen ihresgleichen wie sich ein Verdurstender nach Wasser sehnt. Abends hatte sie Fieberanfälle. Dann lag sie stundenlang auf ihrem Bett und schlug in stumpfer Gleichgültigkeit nach den Moskitos, die um ihren Kopf summten. Ihre ganze Energie hatte sie verloren. Sie hatte zu nichts mehr Lust. Gesellschaft mied sie; die weiten Spaziergänge hatte sie aufgegeben. Die machten nur noch hungriger. Sie hatte nicht mehr die Willenskraft sich zu erheben am Morgen und lag im Bett bis tief in den Tag hinein, wenn glühende Hitze auf die ausgedörrten Bretter des Bungalow prallte. Ihr war alles ganz gleichgültig. Sie hungerte und schlug nach den Moskitos. Woche auf

Woche verging. Und jetzt bemächtigte sich ihrer plötzlich eine fieberhafte Aufregung. Fast alle zwei Stunden lief sie zur Post. Täglich mußte ja der so sehnlich erwartete Geldbrief eintreffen, der Erlösung bedeutete aus diesem furchtbaren Zustand blöden Hindämmerns. Dann ging's zur Heimat zurück, wo eine frischere, gesundere Luft wehte!

Aber die vierte Woche verging, und kein Geldbrief kam. Lu war fast verzweifelt. Es war doch nicht möglich, daß die Familie sie im Stiche ließ! Glaubten sie ihr vielleicht nicht? Jetzt war sie auch zu Ende mit ihren Barmitteln. Traurig drehte sie den letzten Dollar zwischen den Fingern herum. War das das Ende einer Wersien? Schutzlos, aufgegeben im fremden Land unter Menschen, die ihr fremder waren als die Bewohner eines anderen Planeten. Noch einmal lebte ihr alter Trotz auf. Noch wollte sie die Flinte nicht ins Korn werfen. Es konnte ein Mißverständnis vorliegen zu Hause. Wer weiß, welche Irrfahrten der Brief machte durch Verschulden der Post. Jedenfalls war es ausgeschlossen, daß die Wersiens eine Wersien aufgaben!

Aber nun mußte sie arbeiten, wenn sie sich noch länger über Wasser halten wollte. Und wählerisch durfte sie nicht sein, mußte die Arbeit nehmen, die sich gerade bot. Da hieß es die eben gewonnene Freiheit wieder aufgeben. Was war das überhaupt, Freiheit und Menschenrechte? Der Arme hatte keinen Anspruch darauf. Hier so wenig wie in der übrigen Welt. Nur noch härter und schwerer war das Leben hier im Lande der Freiheit und Gleichheit. Freiheit bedeutete hierzulande Geld und den weiten Spielraum, den das Gesetz dem Gelderwerb ließ. Soviel hatte Lu schon herausgefunden. Gleich riesigen Spinnen hatten die Trusts ihre Netze ausgespannt über jeden Staat und lauerten auf die Fliegen, die Emigranten, die ihnen hineinlaufen würden zu Tausenden. Denen wurde dann das Blut ausgesaugt bis zum letzten Tropfen, ehe man sie fortwarf auf die Schutthaufen der

großen Städte. Sie zahlten ihnen hohe Löhne, die Trusts. Welcher Polacke verdiente denn zu Hause neun Dollars die Woche? Der Trust sorgte aber dafür, daß er sie wiedererhielt, die neun Dollars. Der Arbeiter wohnte beim Trust zur Miete, kaufte seine Lebensmittel vom Trust — am Ende der Woche hatte er noch Schulden beim Trust. Der aber war imstande, seinem Präsidenten das kleine Gehalt von tausend Dollars wöchentlich zu zahlen. Fünfhundert Dollars brauchte der, um zu repräsentieren, sein Welthaus würdig zu vertreten. Sparen konnte er also nur fünfzig Prozent. Der Arbeiter verdiente neun Dollars und verbrauchte neun Dollars mit Frau und Kindern, und konnte froh sein, wenn er nicht krank wurde; denn hier schützten ihn nicht die Invaliden- und Altersversorgungsgesetze des ‚Polizeistaates', den er verlassen hatte, um sein Glück zu versuchen im Lande der Freiheit und Gleichheit. Lu wußte, daß es ihr auch so gehen würde, wenn sie arbeiten mußte. All ihre Kenntnisse, ihre Bildung nützten ihr nichts. Die Arbeitgeber würden ihre Kräfte ausnutzen bis auf's Äußerste, und verdienen würde sie nicht mehr, als sie brauchte. In San Antonio, der großen Stadt, würden sich ihr vielleicht bessere Erwerbsmöglichkeiten bieten. Aber ihr fehlte das Geld zur Reise dorthin. Sie mußte sich also hier in New Braunfels Arbeit suchen. Nun, es würde ja nicht für lange Zeit sein. Der Geldbrief mußte ja kommen!

Wenn sie ein stämmiger Ackerknecht gewesen wäre, dann hätten sich ihr andere Aussichten geboten in Texas. Sie wäre willkommen gewesen auf jeder Farm mit ihrer rohen, derben Kraft. Hätte vielleicht hineinheiraten können in irgendeine schöne Besitzung. Denn die alten Farmer hatten für reichliche Nachkommenschaft gesorgt nach Aufhebung der Sklaverei. Wo sollte man sonst die Arbeitskräfte herbekommen zur Bestellung der Baumwollfelder? Zehn Geschwister waren das Normale auf einer Farm bei New Braunfels; achtzehn bis zwanzig keine Seltenheit. Natürlich waren die Mädchen in überwiegender Mehrzahl.

Ein tüchtiger, stämmiger Ackerknecht konnte da schon sein Glück machen. Denn sie war nur in einer Generation gewesen, diese Massenproduktion. Damals nach dem Bürgerkrieg. Und schwer reich waren sie alle, die alten Farmer. Der Boden, den sie für drei bis fünf Dollars pro Acker gekauft hatten, war heute hundertfünfzig bis hundertfünfundsiebzig Dollars pro Acker wert, und die Bodenpreise stiegen beständig. Es schadete also nichts, wenn ein wenig geteilt werden mußte. Ja, so ein Ackerknecht hatte es gut! Texas war überhaupt immer noch Eldorado für ländliche Auswanderer; — nur nicht für Leute mit Bildung. Denn auf Bildung legte in Texas kein Mensch Wert. Die Farmer gingen dahin in ihrem schläfrigen Trott. Sie hatten ja gar keine Kenntnisse nötig. Das Klügste, was sie tun konnten, war, auf der Scholle sitzenbleiben, wie's Vater und Großvater getan hatten, und recht hübsch geizig sein. Dann summte sich ein Vermögen an, ganz von selber. Wozu also Geld ausgeben für irgend etwas, sei es nun Kenntnisse oder Luxus, das man nicht nötig hatte, um Geld zu erwerben? Und die jüngsten Nachkommen der alten deutschen Einwanderer wuchsen auf als eine schläfrige, unwissende, degenerierte Rasse. Lu begriff allmählich, warum die Amerikaner aus den Nordstaaten, die nie in Deutschland gewesen waren, die Deutschen verachteten. Sie selbst mußte zu ihrem Leidwesen eingestehen, daß die Amerikaner, die sie bisher kennen gelernt und bespöttelt hatte, denn doch noch weit über den Deutschamerikanern, wie sie sie in New Braunfels sah, standen in Moral und Intelligenz Inmitten dieser Deutsch sprechenden Bevölkerung sehnte sie sich nach einem einzigen Menschen, der Deutscher geblieben war.

Es half nichts, sie mußte sich auf den Weg machen und um Arbeit bitten bei diesen Leuten, die ihr so sehr unsympathisch waren. Langsam schlenderte sie durch die Straßen, bis das Schaufenster eines Photographen ihre Aufmerksamkeit erregte.

‚Help wanted' stand da auf einem Pappkarton.

Unschlüssig blieb sie stehen.

Die Hupe eines Autos ertönte plötzlich hinter ihr. Halb mechanisch drehte sie sich um und fuhr dann zusammen vor Schreck. Das war ja Mister Westeß! Was wollte der wieder hier?! Und Lu merkte plötzlich, daß ihr Kleid nicht mehr ganz sauber war; — eine brennende Scham stieg in ihr empor. Heftig wandte sie sich ab, ergriff die Klinke der Ladentür und trat entschlossen ein.

Ein langer, hagerer Mensch, plump und bäuerisch wie die meisten Leute hier, kam ihr mit blödem Lächeln entgegen. Er steckte in einem bunten nicht mehr ganz frischen Hemd ohne Kragen und in abgetragenen schwarzen Tuchbeinkleidern. Unbeholfen dienernd blieb er vor ihr stehen und schien nicht recht zu wissen, wo er mit seinen großen schmutzigen Händen bleiben sollte.

„Well, Miss von Wersien, what can I do for you?“ fragte er mit dem mißglückten Versuch, den amerikanischen Geschäftsmann zu markieren.

„Sie brauchen Hilfe?“ sagte Lu zögernd.

„Wollen Sie mir etwa helfen, Miß?“

„Ja. Ich bin momentan in Geldverlegenheit. Der Brief von Deutschland hat sich verspätet. Da will ich mir ein paar Dollars nebenbei verdienen,“ bemühte sie sich möglichst leichthin zu sagen.

Es blitzte eine Sekunde schlau auf in Herrn Photograph Lichtenbergs wässerigen Augen.

„Look here, Miß, — eigentliche Hilfe brauche ich ja nicht. Schwere Arbeit gibt's bei mir nicht, und darum kann ich auch nicht viel zahlen. Ich bin ein armer Mann, you know! Aber Sie wissen ja, daß meine Frau kürzlich gestorben ist. Nun fühle ich mich immer so lonesome und hätte gern jemand hier, mit dem ich talken könnte.“

„Was ich tun soll, ist mir ja egal,“ warf sie ein. „Ich möchte nur was verdienen.“

„Well,“ sagte Herr Lichtenberg und drehte verlegen an einem bunten Sacktuch herum, „ich möchte Sie gern nehmen. I like you, you know! Sie hätten nur vormittags und nachmittags zu kommen und mir beim Entwickeln der Platten und Aufkleben von Bildern zu helfen. 's ist mehr, um mir Gesellschaft zu leisten.“

„Schön, und wieviel zahlen Sie?“

Herr Lichtenberg drehte das Tuch zu allerhand Knoten.

„Well, ich kann nicht viel geben. Ich habe neulich Verluste gehabt, you know! Das Begräbnis von meiner Frau hat auch so viel gekostet . . . 's ist ja eigentlich nur company, die ich gern möchte, you know! — Well, mehr wie vier bits*) kann ich nicht zahlen pro Tag!“

Lus Gesicht wurde sehr lang.

„Jedes mexikanische Dienstmädchen bekommt ja mehr!“

„Sure! Aber die muß auch arbeiten. So können Sie gar nicht arbeiten, Miß, Sie sind zu fein dazu! Bei mir haben Sie fast nichts zu tun, als mir ein bißchen zu helfen und mit mir zu talken.“

Das leuchtete ihr schließlich ein. Wer weiß, ob sie etwas Besseres finden würde! Ein Atelier war immer noch besser als eine Küche! Und für einen halben Dollar konnte man sich schließlich satt essen. — Der Geldbrief mußte ja doch auch bald kommen.

„Allright,“ sagte sie entschlossen. „Also vier bits! Aber eine lumpige Bezahlung ist's; daß Sie's nur wissen, Herr Lichtenberg!“

Als Antwort grinste er nur verschmitzt.

„Also morgen um acht Uhr trete ich an.“

„Nicht um sieben?“ fragte er schnell.

„O nein!“ lachte sie. „So dumm sind wir denn doch nicht! Sieben Uhr ist die Zeit für die Arbeiter in Mister Landas Mühlen. Die Geschäftsleute kommen um acht!

*) $1/2$ Dollar.

Ihr Atelier ist auch ein Geschäft. Arbeitszeit ist nach den Dampfpfeifensignalen von acht bis zwölf und von zwei bis sechs. Gerade genug für vier bits!"

Er kraute sich ein wenig mißmutig den Kopf.

„You're smart, you!"

„I hope so! Also bis morgen!"

„Good-bye, Miss!"

Lu war froh, als sie wieder draußen auf der Straße stand. Es war ihr nachgerade ekelhaft, wie filzig die Leute hier waren! Sie wußte ganz genau, daß Herr Lichtenberg recht wohlhabend war, seine Mutter eine Ranch besaß, die ihre fünfzigtausend Dollars wert war. Und dieser Mensch handelte und feilschte um ein paar Cents und eine Stunde Arbeit. Wenn sie doch erst wieder glücklich heraus wäre aus dem Dollarland!

Sie ging nicht mehr aus an diesem Abend, denn sie fürchtete Mister Westeß zu begegnen. Sie fühlte Scham und Bedauern, wenn sie jetzt an ihn dachte. Er erschien ihr plötzlich fast begehrenswert. Lu war mürbe geworden in diesen letzten Wochen. Es war, als ob sich all ihre ererbten und anerzogenen Anschauungen langsam zu verschieben begannen. Sie hatte so lange keinen Menschen ihresgleichen mehr gesehen. Keiner hier betrachtete sie als etwas Besonderes. Sie hatte ja kein Geld. Und diese plumpen Farmerburschen, deren Berührung sie scheuen würde mit Widerwillen, die waren der festen Meinung, daß es eine Ehre für sie sein würde, wenn sie sie heiraten würden. Aber sie dachten ja gar nicht daran, ein so armes Mädchen zu nehmen, das nicht einmal tüchtig arbeiten konnte. — In den Augen der Leute hier stand Mister Westeß wohl hoch über ihr. Was bedeutete das, Adel und Rasse? Wenn kein Geld dahinter steckte eigentlich gar nichts. Daß man doch so ganz andere Ansichten bekommt, wenn man Hunger hat! Fast rebellische Gedanken wurden in ihr wach. Was nützte es, daß sie ihr Deutschtum so hochgehalten hatte? Feinde hatte sie sich dadurch erworben. Das Vaterland erfuhr nichts davon

und dankte ihr's nicht. Das würde sich gar nicht darum kümmern, wenn sie hier elend umkam. — Diese makellose Ehrlichkeit, was nützte ihr die? Sie hätte sehr wohl Kapital schlagen können aus der Candelilla-Company, wenn sie gewollt, die Briefe abgeschickt hätte. Was hatte sie für die anderen zu sorgen, die sie jetzt im Stiche ließen?! Aber dann schämte sich Lu wieder dieser Gedanken. Dann dachte sie wieder daran, ob sie nicht zu Mister Landa gehen sollte, dem Mühlenkönig, den die alten deutschen Ansiedler als ihren Feind betrachteten, und ihm sagen: ‚Die Deutschen lassen mich im Stich, Mister Landa, können Sie mich nicht in Ihrer Office beschäftigen? Ich spreche Englisch wie eine Amerikanerin.‘ Damit wäre sie ins englische Lager hinübergeschwenkt; hätte ihr Teil dazu beigetragen, die Deutschen verächtlich zu machen in den Augen des Stockamerikaners. Und Lu dachte darüber nach, was das eigentlich war, Vaterland — und warum man sich dafür opferte. Texas gehörte doch eigentlich seiner Geschichte nach zu Deutschland, wie nur jemals ein Land, das mit dem Blute Deutscher gedüngt ist. Zu Tausenden hatten Deutsche der besten Klassen ihr Leben gelassen bei der Erschließung des neuen Staates im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Deutsche Arbeit war alles, was den Staat entwickelt hatte. Mit eiserner Energie, mit nimmermüder Begeisterung hatten die ersten Ansiedler ihr Deutschtum hochgehalten unter mehr Opfern, als sie das glühende Wüstenland von Südwestafrika je gefordert. Was hatten all diese Opfer an bestem Menschenmaterial genützt? Die deutsche Flagge hatte sie nicht geschützt vor der Wut der Konföderation und später vor der Habgier der Union. Das Land, das mit soviel Blut erkauft war, war dem Deutschtum verloren auf immer. Die Nachkommen jener alten Pioniere waren Amerikaner, ohne die guten Eigenschaften der Amerikaner zu besitzen, waren jene schläfrige, geizige und unwissende Rasse. Von Norden kam die Spekulation, um den deutschen Namen auch vom Besitz zu verdrängen. — Es lohnte sich eigentlich nicht, deutsch zu

bleiben im Ausland. — Lu ärgerte sich über sich selbst. Wie kam sie zu solchen dummen Gedanken?!

Früh am anderen Morgen bei den ersten Signalen der Dampfpfeifen machte sie sich fertig und trat ihre Stellung an.

Herr Lichtenberg empfing sie mit einem freundlichen Grinsen. Nach seiner Weise schien er Lu in sein Herz geschlossen zu haben. Ununterbrochen redete er auf sie ein, während sie in einer engen, dumpfigen Dunkelkammer unter glühender Hitze Platte auf Platte entwickelten. Sie hörte kaum auf den Unsinn, den er ihr in einem furchtbaren Deutsch-Amerikanisch erzählte. Das sollte leichte Arbeit sein! Hitze und Mangel an Luft machten sie halb ohnmächtig. Dazu diese schläfrige Stimme an ihrer Seite, die ohne Aufhören redete und der sie höflich antworten sollte, denn sie gehörte ja ihrem Brotherrn an. In den Wasserbehältern lagen mächtige Blöcke Kunst-Eis, um dem Wasser eine einigermaßen gebrauchsfähige Temperatur zu geben. Lu blickte sehnsüchtig nach dem Eis, das sie mit magnetischer Kraft anzuziehen schien. Sie hätte hineinbeißen, ihre glühende Stirn gegen das kühle Kristall pressen mögen. Das waren ja Tantalusqualen! Immer unerträglicher wurde es in der Dunkelkammer, je höher die Sonne stieg und auf das Dach aus Wellblech brannte, je mehr Luft die beiden Menschen in dem kleinen Raum verbrauchten. Ab und zu traten Kunden ins Atelier, und Herr Lichtenberg ließ sie dann für eine Weile allein. Es war schon eine Erleichterung, wenn sie seine Stimme nicht zu hören brauchte. Endlich, endlich gellten draußen die Dampfpfeifen! Mittagspause! Zu Tode erschöpft taumelte Lu auf die helle Straße hinaus in die Sonnenglut, die sie anfangs so blendete, daß sie nichts sehen konnte. Als sie dann in einem kleinen Restaurant inmitten müder, abgehetzter Leute vor ihrem Lunch saß, war sie so überanstrengt, daß sie nichts essen konnte. Nur eiskalte Limonade trank sie in krankhafter Gier, bis ein Schüttelfrost ihren ganzen Körper durchjagte. Dann saß sie ganz

still und stumpf auf einer der Bänke an der Plaza unter blühendem Oleander und wartete teinahmslos auf die Signale, die wieder zur Arbeit rufen würden um zwei Uhr. Um sie herum saßen Mühlenarbeiter, Peones, Ladenpersonal. Zu denen gehörte sie jetzt. — Wer wollte es dem braunen Peon übelnehmen, daß er sie herausfordernd anblitzte mit seinen schwarzen Augen? Sie war ja eine von ihnen, mit ihrem unbedeckten Kopf, dem einfachen, von der Arbeit beschmutzten Kleid. — Der schrille Ton der Pfeifen schreckte alles empor. Die Bänke auf der Plaza leerten sich. — Der Nachmittag war nicht ganz so schlimm wie der Morgen. Die Arbeit in der Dunkelkammer war für heute erledigt. Sie saßen in dem helleren, luftigeren Atelier und klebten Bilder auf. Herr Lichtenberg unterhielt sie mit einem schier unerschöpflichen Vorrat von Stadtklatsch. Wenn man Herrn Lichtenberg glauben sollte, dann war Sodom und Gomorrha nichts gegen New Braunfels. Er nannte alle ‚prominenten‘ Bürger bei Namen, die ‚hatten heiraten müssen‘. Erzählte von merkwürdigen Operationen an reichen jungen Damen, die Doktor Stower für viele hundert Dollars gemacht habe. Herr Lichtenberg wußte alles! Lu war diese Unterhaltung ekelhaft. Aber was half's, man mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, höflich zuhören, — lächeln. — Daß im Verkehr der Boys und Girls hier sich amerikanische Freiheit im Flirt mit ländlich deutscher Derbheit mischte, hatte sie schon längst selber gemerkt. Klima und mexikanische Einflüsse machten hier unten im Süden ihre demoralisierende Wirkung geltend. Die körperliche Entwicklung ging der minimalen geistigen und moralischen weit voran. Aber was ihr bei jenem braunen feurigen Volk des Südens so selbstverständlich erschien, das widerte sie an bei dieser plumpen, bäuerischen Rasse. Wie unendlich widerwärtig war ihr dieser Herr Lichtenberg! Wie eine Erlösung war's ihr, als die Pfeifen endlich gellten um sechs Uhr. Der erste Arbeitstag lag hinter ihr. Sie hatte den ersten halben Dollar verdient, schwer verdient — aber es machte ihr doch Freude!

„Alſo good-bye bis morgen,“ ſagte Herr Lichtenberg freundlich und drückte ihr ein Geldſtück in die Hand.

Lu betrachtete es erſtaunt.

„Das iſt ja nur ein Quarter*), Herr Lichtenberg!“

Er grinſte halb ſchlau, halb verlegen.

„Ich hab' Ihnen doch heute erſt alles zeigen müſſen, Miß. Da können Sie doch noch keine volle Bezahlung verlangen!“

Eine heiße Empörung ſtieg in ihr auf.

„Ich habe mehr als zu viel gearbeitet für das Lumpengeld! Wenn Sie mir nicht einen halben Dollar geben wie ausgemacht, dann gehe ich ſofort zum Friedensrichter und verklage Sie!“

„Well, well, Miss,“ ſagte er beſchwichtigend und griff mit verdrießlicher Miene in die Taſche. „Werden Sie doch nicht gleich cross! Da haben Sie noch zwei bits, weil Sie's ſind!“

Lu nahm das Geld mit triumphierendem Lächeln. Sie hatte doch ſchon allerhand gelernt in Amerika. So leicht ließ ſie ſich die Butter nicht mehr vom Brot nehmen.

„Well, alſo good night, little girl!“

Er ſtreckte ihr ſeine immer ſchmutzige breite Tatze hin, in die Lu zögernd mit Überwindung ihre ſchmale Hand legte.

Jetzt war ſie endlich frei. Herzlich müde, aber doch mit einem gewiſſen Arbeiterſtolz, ſchlenderte ſie an den Kaufläden vorbei und klimperte mit den vier bits in ihrer Taſche. Sie kaufte ſich Brot und Butter und Wurſt und Trauben. Mit dieſen Schätzen beladen zog ſie zu ihrem Bungalow und hielt ein feines Mahl, wie lange nicht, unter den rauſchenden Pecanbäumen. Dann aber legte ſie ſich todmüde zu Bett und fiel ſofort in einen bleiernen Schlaf.

---

*) $^1/_4$ Dollar.

X

In einförmiger Weise vergingen die nächsten Tage bei harter Arbeit und alberner Unterhaltung. Vergebens ging Lu zur Post morgens und abends, — der Geldbrief wollte nicht kommen. Eine große Mutlosigkeit bemächtigte sich ihrer. Sollte dies Sklavenleben denn für immer sein? Nur mit der Aussicht auf baldige Erlösung war es ja doch erträglich! Unter solchen Umständen zu leben war nicht der Mühe wert. Vier Wochen wollte sie's noch aushalten. Wenn bis dahin keine Wendung eintrat, keine Hilfe aus der Heimat kam, dann wollte sie Schluß machen. Sie mußte es! Eine Wersien konnte den Leuten hier nicht das klägliche Schauspiel geben, zu sinken von Stufe zu Stufe in Not und Elend. Satt essen konnte sie sich von ihrem halben Dollar; — aber ihre Kleider fingen an schäbig zu werden. Langsam begannen sich die Anzeichen des Hinabsinkens in eine andere Sphäre bemerkbar zu machen. Das durfte und sollte nicht sein! Düster betrachtete Lu den kleinen, zierlichen Revolver, den Vetter Hanns ihr einmal geschenkt und für den ihr ein Farmer neulich acht Dollars geboten hatte. Nein, den würde sie nicht fortgeben, — das war ihre letzte Hilfe. Ihre Schmucksachen hatte sie verkauft um einen Spottpreis. Davon konnte sie noch die Miete für ihren Bungalow bezahlen, weitere vier Wochen. Nur den Ring mit den zwei wertvollen Perlen und dem Familienwappen in der Mitte, den hatte sie behalten. Das Wappen der Wersien sollte nicht die plumpen Finger von Bauern zieren. — Aber noch durfte sie sich nicht verloren geben. Die zu Hause mußten ihr ja helfen! — Wenn nur der Lichtenberg nicht so plump vertraulich geworden wäre in der letzten Zeit! Sie gab ihm doch wahrhaftig keine Veranlassung dazu! Das dumm-freundliche Grinsen verschwand gar nicht mehr von seinem Gesicht, alle Augenblicke klopfte er sie auf die Schulter mit seiner groben Tatze. Ekelhaft war das!

Lu saß im Atelier und klebte Bilder auf. Die Arbeit

ging ihr flott von der Hand. Sie hatte sich ganz gut hineingefunden ins Geschäft. Das hübsche, wenn auch etwas blasse und schmale Mädel zog viele Kunden an. Herr Lichtenberg stand vor ihr und betrachtete sie mit wohlgefälligen Blicken.

„You little girl,“ sagte er plötzlich, breit lächelnd, „ich möchte mal mit Sie talken!“

Lu sah überrascht auf. Er ‚talkte‘ eigentlich andauernd mit ihr.

Diesmal hatte Herr Lichtenberg einen Pappkarton in der Hand, den er zu allerhand Figuren quetschte.

„You see,“ begann er, „meine Frau ist jetzt schon ziemlich lange tot. — Ich fühle mich immer so lonesome, you know! Und ich gleiche Sie. Sie sehen meiner Frau ähnlich!“

Lu schnitt eine Grimasse.

„Es ist nichts, wenn man als bachelor lebt! Für alles muß ich jetzt bezahlen. Für die Laundry, für's Kochen und Putzen, und Sie für die Hilfe in der business. Das tat früher alles meine Frau! 's ist awful, wenn man mal an eine Frau gewöhnt war. Ich hab' mich das überlegt und wollte darum mal mit Sie talken. — Ich glaub' ja nicht, daß Ihre people in Germany was haben, aber ich gleiche Sie nun mal, und ich will Ihnen sagen, daß ich Ihnen heiraten werde!“

Dabei sah Herr Photograph Lichtenberg Lu so strahlend erwartungsvoll an, als sei es selbstverständlich, daß sie ihm nun sofort um den Hals fallen werde.

Einen Augenblick lang war sie vollständig starr. Solche Unverschämtheit! Was dachte sich dieser Mensch eigentlich?!

Er schien zu glauben, daß sein großmütiges Anerbieten sie überwältigt habe.

„Well, little girl?“

Er schlang den Arm um ihren Nacken und näherte seine aufgeworfenen Lippen ihrem Gesicht.

Helle Wut packte sie plötzlich.

„Du unverschämter Kerl!" stieß sie mit einem Haß hervor, in dem sich all die Qual der letzten Wochen auslöste.

Mit der geballten Faust schlug sie ihm ins Gesicht, dann stürzte sie zur Tür hinaus. Wie gejagt eilte sie durch die Straßen, unbekümmert der erstaunten Blicke von Vorübergehenden, bis sie ihren Bungalow erreicht hatte. Sie verriegelte die Tür mit zitternden Händen. Dann warf sie sich auf das Bett und brach in ein krampfhaftes verzweifeltes Schluchzen aus. Sie hatte all ihre Fassung verloren; die überreizten Nerven versagten endlich den Gehorsam. Lange lag sie so, von wildem Weinen geschüttelt. Sie achtete nicht auf das Gellen der Fabrikpfeifen draußen, die wieder zur Arbeit riefen am Mittag. Das war nun auch vorbei. Zu Herrn Lichtenberg würde sie nicht mehr gehen! — Allmählich wurde das Schluchzen leiser; die Verzweiflung wich einer stumpfen Ruhe. —

Lu lag jetzt regungslos in den groben Kissen und starrte mit heißen, trockenen Augen zur Bretterdecke des Bungalow hinauf. Was sollte jetzt werden? Sie war stellungslos. Kein Mensch in New Braunfels würde eine so rabiate Arbeiterin wieder beschäftigen, die auf Heiratsanträge mit Faustschlägen antwortete. Die Leute konnten sie ja gar nicht verstehen. Sie würden alle auf seiten des Herrn Lichtenberg sein. — Sie hatte ihm ja auch eigentlich bitter Unrecht getan! — Er hatte es doch gut gemeint. Es war ja eine Ehre für sie gewesen, daß er sie zu seiner Frau hatte machen wollen. — Sie hatte das als Beleidigung empfunden. Warum? Da war der Rassestolz wieder einmal mit ihr durchgegangen. Ein rechter Unsinn! — Worauf war sie eigentlich stolz? Aus dem heimatlichen Boden in karge, harte Erde verpflanzt, war man ganz untauglich; man ging einfach unter im Kampf um's Dasein, weil man sich nicht anpassen konnte, nicht wollte! — Die Amerikaner lachten über solchen Stolz und hatten auch gar nicht so unrecht damit. Die waren stolz auf ihr erworbenes Geld. Das war etwas Greifbares, Verständliches! — Wie lächerlich,

stolz zu sein auf das Wörtchen ‚von' vorm Namen! — Lu seufzte tief auf. Sie hatte gar keine Existenzberechtigung in Amerika, denn sie konnte ja nicht einmal sich selbst erhalten durch ihrer Hände Arbeit. Sie war also ein so untaugliches Glied des amerikanischen Staatswesens, daß ein Mann wie Lichtenberg noch ein schlechtes Geschäft machte, wenn er sie zur Frau nahm. Hier fragte man die Menschen: ‚Was hast du?' oder ‚Was kannst du?' — Wie unbeschreiblich unnütz und minderwertig mußte das Fräulein von Wersien doch sein in den Augen einer Frau wie Mistreß Eggeling —! Die hatte früher ihren Mann und vier Kinder erhalten durch Arbeit und Klugheit, und hatte es zu Wohlstand gebracht in langen, mühsamen Jahren. Und Lu konnte nicht einmal sich selbst erhalten. Wie beschämend! — Was sollte nun werden? Sie war am Ende ihrer Mittel und Kräfte.

Langsam und müde erhob sie sich und trat an ihre Kommode. Da lag der kleine Revolver, von dem sie sich nicht hatte trennen wollen. Sie nahm ihn in die Hand und betrachtete ihn nachdenklich. Das kleine Ding da konnte Rettung bringen, Ruhe und Sorglosigkeit. Ein kurzer Schmerz; — und dann Nirwana. So viel Menschen hatten den großen Sprung schon gewagt. Nur ein wenig Mut gehörte dazu. . . . Langsam hob sie das kleine Ding gegen ihren Kopf und setzte die Mündung an die Schläfe. Wie kühl das Metall war! — Wie das gut tat! — Ihr Blick war starr auf die grünen Bäume der Allee vor ihrem Fenster gerichtet. Die Sonne flimmerte auf dem staubigen Fahrweg. Kein Mensch, kein Leben da draußen. — Die grüne und staubgraue Farbe begann zu verschwimmen vor ihren Augen. — Jetzt nur noch ein kleiner Druck auf den Abzug; . . . wie einfach das schließlich war, so ein Selbstmord. . . .

Plötzlich Schritte auf dem gepflasterten Fußweg. Lu hob den Kopf mit einem Ruck. Die Nähe von Menschen riß sie aus ihrer Versunkenheit. Der da kam, ahnte wohl nicht, was er soeben verhindert hatte. Ver-

hindert? Pah! Höchstens aufgeschoben! — Fast neugierig spähte sie aus dem Fenster, um gleich darauf wieder erschrocken zurückzutreten. Das war ja Doktor Stower! — In seiner scheuen, schattenhaften Art schlich er sich zur Stadt, jetzt, wo die Sonne glühte und die Straßen menschenleer waren. Zum erstenmal sah sie ihn wieder seit jenem Auftritt in seiner Office. Er schien noch bleicher und krankhafter auszusehen im grellen Tageslicht. Welch furchtbare Existenz führte dieser Mann und dachte doch nicht an Selbstmord? —

Jetzt war er vorüber. Er hatte den Weg zur Plaza eingeschlagen. Lu saß auf dem Rand ihres Bettes und starrte nachdenklich vor sich hin. Würden die Stowers nicht triumphieren, wenn sie hier zugrunde ging durch eigene Hand? Sie war eben ganz untauglich gewesen; da sah man es ja! — Ein Selbstmord war vielleicht doch etwas sehr Feiges! — Was würde man zu Hause in Deutschland dazu sagen? — Es war ja durchaus nicht erwiesen, daß die Familie sie aufgab. Gar kein Grund war dazu vorhanden! Wer weiß, welche Mißverständnisse da vorlagen! — Wenn sie aber wirklich weiterleben würde; — wovon? — In New Braunfels bekam sie keine Arbeit mehr. Höchstens im Plaza-Hotel. — Sollte sie wirklich ins Plaza-Hotel gehen? — Wenn sie doch Geld hätte, um nach San Antonio zu fahren! Dort würde sich schon irgend etwas für sie finden, denn wählerisch war sie nicht mehr.

Wieder nahm sie den kleinen Revolver. Acht Dollars waren ihr dafür geboten worden. Das war genug, um nach der Stadt zu fahren und dort noch eine Woche zu leben, ehe man Arbeit fand. Wozu brauchte sie einen Revolver? Wenn's zum Äußersten kommen sollte, dann tat's auch ein Sprung in den Fluß. . . . Sie war müde und krank. . . . Aber sollte sie sich wirklich so entmutigen lassen durch die Erfahrungen, die sie in einem kleinen stumpfsinnigen Nest wie New Braunfels gemacht hatte? Wenn sie in New Braunfels nicht leben konnte, so war das doch eigentlich noch kein Beweis, daß sie überhaupt

untauglich war für Amerika. Nur heraus aus diesem tödlichen Stillstand hier, hinein ins brausende Leben einer großen Stadt! — Heute noch wollte sie dem Farmer Meyer den Revolver anbieten, . . . und dann konnte die Reise losgehen nach San Antonio. Das konnte ja nicht sein, daß ein tüchtiges deutsches Mädel wie sie verhungern mußte in Amerika! Die Verhältnisse in New Braunfels waren an ihrer ganzen Notlage schuld. Nur hier heraus!

Noch etwas anderes fiel ihr plötzlich ein. Gedankenvoll betrachtete sie ihren schönen Perlenring. Bei der Arbeit würde sie den doch nicht tragen können. Sie war eine Wersien auch ohne den Ring. — Was war er denn weiter als ein wenig Gold mit ein paar hübschen Perlen. Großmutter hatte ihn getragen und Mutter. . . . Sie, die Enkelin, hatte aber Hunger und wollte lieber leben ohne den Ring als sterben mit ihm. . . . Übrigens würden die Behörden ihn doch zu Gelde gemacht haben, um die Begräbniskosten zu bezahlen. — Lu schauderte plötzlich zusammen. Sie war noch so jung und so schuldlos. . . . Sie wollte doch erst noch einmal versuchen, ob sie sich nicht ihren Platz erkämpfen konnte unter den Lebenden! — Mit einem plötzlichen Entschluß erhob sie sich. Sie wollte beides verkaufen, den Revolver und den Ring; das würde ein ganz hübsches Anfangskapital geben, und damit wollte sie nach San Antonio reisen und noch einmal den Kampf ums Dasein aufnehmen mit frischem Mut. —

Ein Gefühl von Ruhe und Zuversicht kam über sie.

Den alten Steinkrug nahm sie von ihrem Waschtisch und ging in die Yard zum Brunnen, um Wasser zu holen. Dann kühlte sie das brennende Gesicht, bis alle Spuren des Weinens verschwunden waren. Das sollte doch keiner ihr ansehen!

Gegen Abend machte sie sich auf den Weg zur Plaza, wo der Goldwarenhändler wohnte, dem sie ihren Ring anbieten wollte. Den Revolver hatte sie auch eingesteckt.

Vor dem deutschen ‚Saloon zum Schützenhof' war das Buggy des Farmers Meyer angebunden. Das traf sich ja günstig! Lu ließ ihn durch einen Nigger herausrufen, da es für eine Lady höchst unpassend gewesen wäre, einen Saloon zu betreten.

„Well, Miss, how d'ye do?!"

Der dicke gemütliche Deutsche schmunzelte.

„Wollen Sie meine Ohren auch boxen, wie dem Mister Lichtenberg seine?"

Die Affäre war also schon überall bekannt.

Lu zwang sich zu einem sorglosen Lächeln.

„No, Mister Meyer, ich wollte nur fragen, ob Sie meinen Revolver noch haben wollen."

„Zeigen Sie ihn mal her, Miß!"

Er betrachtete ihn prüfend von allen Seiten.

„Pretty little thing! Was hatte ich Ihnen doch dafür geboten? Ain't it fünf Dollars?"

„Acht!" wandte sie ein.

„No, no! Das ist zuviel! — Haller hat mir einen für drei Dollars angeboten vorhin. Wenn ich Ihren kaufe, so tue ich das nur aus Gefälligkeit. Kein Mensch hier kauft Ihnen das Ding für fünf Dollars ab!"

Die blauen Augen waren so kalt und schlau auf sie gerichtet, daß sie fühlte, sie werde nachgeben müssen. Fünf Dollars war besser als gar nichts. Man kam damit zur Not nach San Antonio.

„Allright," sagte sie seufzend, „da haben Sie ihn!"

Er zog fünf schmierige Dollarnoten aus der Tasche und reichte sie ihr.

Sorgfältig blätterte sie sie durch. Dann gab sie ihm ruhig einen Schein zurück.

„Die Bill ist noch aus der Zeit der Konföderation und gilt nicht!"

„Oh, pardon me!" entgegnete er mit harmlosem Lächeln und ersetzte den ungültigen Schein schleunigst durch einen gültigen.

„Well, good-bye, Mister Meyer!“

„Good-bye, Miß von Wersien!“

Lu schob die Scheine in die Tasche und ging zu dem Juwelier hinüber.

Nach beinahe endlosem Handeln hatte sie ihm den Ring für dreiundzwanzig Dollars überlassen. Er hatte zuerst fünfzehn geboten. Sie wußte ganz genau, daß er ihn für fünfzig Dollars wieder verkaufen würde, vielleicht sogar für fünfundsiebzig.

Nun, sie war es ja schon gewöhnt, — wer in Not war, der mußte sich ausbeuten lassen. Das war wohl auf der ganzen Welt so. — Immerhin hatte sie jetzt achtundzwanzig Dollars, und davon konnte sie gut vier Wochen leben in San Antonio. In der Zeit würde sich auch wohl irgendeine lohnende Beschäftigung für sie finden. Sie fühlte sich jetzt gar nicht mehr so mutlos wie am Morgen. Die achtundzwanzig Dollars in der Tasche gaben doch eine gewisse Sicherheit.

Jetzt wollte sie vor allen Dingen einmal zum Restaurant „Phoenix-Garden“ hinüber und warm zu Abend essen. Sie hatte eingesehen, daß es sehr unklug war, am Essen zu sparen. Wenn sie den Kampf ums Dasein aufnehmen wollte, dann mußte vor allem ihr Körper kräftig sein.

Sie bestellte sich eine große Portion des mexikanischen Nationalgerichts Chili con Carne, ein Art starkgewürztes Ragout. Es ersetzte durch Quantität, was ihm an Qualität fehlte.

Am Nebentisch hatte eine wohlhabende Farmerfamilie Platz genommen und schwelgte in Steaks, Tomaten und Bratkartoffeln. Lu warf von Zeit zu Zeit neidische Blicke hinüber.

Plötzlich zog der halbwüchsige Sohn des Farmers einen Revolver aus der Tasche und zeigte ihn seinem Vater.

„Look here, daddy! Den hat mir Mister Meyer verkauft. 's ist ein echter deutscher Revolver, direkt von drüben importiert!“

Lu erkannte sogleich ihren kleinen Revolver. Der Alte betrachtete ihn prüfend von allen Seiten.

„Wieviel hast du dafür bezahlt, Joe?"

„Zehn Dollars, daddy!"

„Das ist nicht zuviel. — Made in Germany, indeed!"

Die Mutter ließ ihn sich jetzt auch zeigen.

„Das wäre etwas für Aunt Marys Mann! Der sucht schon lange einen hübschen kleinen Revolver für die Westentasche. Er handelt so viel mit Vieh, hinten im Westen, you know! — Wenn Aunt Mary uns nächstens besucht, dann biete ihr das Ding nur für fünfzehn Dollars an. Hörst du, Joe?"

Der nickte vergnügt mit vollem Mund.

„Aunt Mary kann auch zwanzig Dollars zahlen," sagte er.

In Lu stieg eine heiße Erbitterung empor, als sie dies hörte. Sie war doch noch ein rechtes greenhorn und würde noch viel lernen müssen in Amerika. Sie zahlte eilig und ging. Diese satten, schlauen, selbstzufriedenen Bauern mochte sie nicht mehr sehen. —

In ihrem Bungalow begann sie die Koffer zu packen, Sie wollte nur einen mitnehmen nach San Antonio und die anderen in Mistreß Eggelings Lagerschuppen stehen lassen. Wieviel unnützes Zeug hatte sie doch mitgeschleppt auf dieser Reise!

Gründlich müde legte sie sich dann in das harte Bett. Zum letztenmal würde sie in dem alten, baufälligen Bungalow schlafen. Gott sei Dank! Unter ihrem Kopfkissen knisterten die Dollarscheine. —

XI

Der Zug von New Braunfels fuhr donnernd ins ‚Katie-Depot' in San Antonio ein.

Eine der ersten Damen, die behende aus den langsamer fahrenden Wagen sprangen, war Lu. Sie trug

selbst ihren kleinen Handkoffer und schob sich energisch durch das Gedränge vor den Gepäckschaltern. Hier gab sie den Koffer in Verwahrung und machte sich auf den Weg, um nach einem Unterkommen zu suchen.

Schon die Fahrt durch die grüne, fruchtbare Gegend hatte sie fast fröhlich gestimmt. Sie fühlte sich wie aus einem öden Gefängnis erlöst, als sie in dem großen Wagen saß, in dem es von Menschen aller Nationen wimmelte. Endlich einmal etwas anderes, als die stumpfsinnigen, rohen Farmergesichter! Geradezu freundlich hatte sie die glattrasierten Drummers mit den ausgepolsterten Schultern betrachtet. Die Leute sahen doch wenigstens intelligent aus. Behaglich hatte sie sich in ihren bequemen Sessel zurückgelehnt und fühlte sich zum ersten Male wieder als Lady. Wie höflich der Kondukteur war, trotz ihres reduzierten Aussehens! Das war doch wieder etwas Großartiges, daß es nur eine Klasse gab auf den amerikanischen Bahnen, daß jede anständige Frau mit der gleichen Höflichkeit behandelt wurde von den Beamten. In San Antonio würde sie sicher keiner über die Achsel ansehen, wenn sie arbeitete. Sie wollte sich ihren Platz schon erkämpfen! Und neue, gute Kleider wollte sie sich kaufen von ihrem ersten Verdienst! Lu sah auf die Mais- und Baumwollfelder hinaus, zwischen denen der Zug dahinraste. Die Ernte hatte schon begonnen. Mexikaner und Schwarze schritten zwischen den niedrigen Büschen hin, tief gebückt, den großen Sack auf dem Rücken, und pflückten die weißen Flocken. Mühsame Arbeit — aber sie wurde gut bezahlt. Am Abend würden die braunen Burschen die Grandseigneurs spielen in der Stadt. Hier fragte niemand, wie man sein Geld verdiente. Was schadete es, wenn sie Laden- oder Fabrikmädchen würde? Am Abend, wenn die Arbeit ruhte, dann war sie wieder die Lady. — Wie funkelte draußen die goldene Sonne, wie saftig grün schimmerten die Musquitenbäume, welch emsiges Leben auf allen Feldern! — Frohe Zuversicht erfüllte Lu. Wie dumm, daß sie sich so lange in New Braunfels gequält hatte! —

Jetzt trat sie aus der Bahnhofshalle und blickte sich unternehmungslustig um.

San Antonio war im hellen Tageslicht wirklich ebenso hübsch wie in der strahlenden Nachtbeleuchtung. Auf allen öffentlichen Plätzen rauschende Palmen und blühender Oleander. Ein fröhliches, geschäftiges Gewimmel auf den Straßen. Nicht so nüchtern und hastend wie in den Nord-Staaten; südländische Farbenfreude und heitere Lebenslust überall.

Lu schlenderte die Commerce-Street hinunter. Hier am Bahnhof war noch keine besonders feine Gegend. Viel Neger- und Mexikanerlokale. Aber wie verlockend duftete es aus all diesen kleinen Restaurants, die oft nur aus einem primitiven Zelt bestanden! Vor einigen waren in großen Glaskästen allerhand Herrlichkeiten, wie Austern, Fisch, Geflügel, saftige Steaks und frisches Gemüse, ausgestellt. Sehnsüchtig betrachtete sie all die guten Dinge. — Nein, sie wollte doch lieber nicht leichtsinnig sein und ihr bißchen Geld zusammenhalten. So eine Mahlzeit war sicher unerschwinglich teuer! — Sie wunderte sich nur, daß so viele schäbig gekleidete Menschen, rußige Eisenbahnarbeiter, braune Peones in diese Restaurants gingen. — Mußten die Leute viel verdienen! — Eine schwarze Tafel vor einem echt amerikanischen Lunch-Room erregte ihre Aufmerksamkeit. Da stand mit Kreide: ‚Regular meals 25 Cents‘.

Darunter war das Menü des Tages aufgezählt: Gebackene Austern. Suppe. Steak mit gebratenen Kartoffeln und Tomaten. Huhn mit Reis und Curry. Pudding. Früchte. Maisbrot. Kaffee, Milch oder Eistee.

Lu wurde sehr hungrig bei der Lektüre. Sie mußte sich wohl verlesen haben. Es war ja gar nicht möglich, daß es das alles für fünfundzwanzig Cents gab. Wie teuer war alles in dem kleinen New Braunfels gewesen!

Von allen Seiten der Stadt tönten gellende Dampfpfeifen herüber. Es war gerade Mittagspause. Die Fabriken leerten sich, und Arbeiter aller Farben und

Nationen überfluteten die Commerce-Street und stürmten in die Lunch-Rooms. Die Neger ausschließlich in die Negerlokale; die Peones in die mexikanischen Restaurants und die internationale Menge der Weißen in die amerikanischen Häuser.

Lu stand immer noch ganz vertieft vor der schwarzen Tafel. Ein paar Franzosen kamen an ihr vorüber, schäbig und schmutzig gekleidet, aber im elegantesten Pariser Französisch plaudernd. Ohne einen Augenblick zu zögern, traten sie in das verlockende kleine Restaurant. Die hatten doch gewiß auch keine Reichtümer; — vielleicht hatte es seine Richtigkeit mit dem Menü für fünfundzwanzig Cents.

Ein paar Irländer, ein kleiner Japaner, zwei Shopgirls und ein paar echte Yankees waren die nächsten. Dann kamen zwei Arbeiter von unverkennbar deutschem Typus. Lu faßte sich ein Herz und trat an sie heran.

„Entschuldigen Sie," sagte sie auf Deutsch, „gibt's das alles wirklich für fünfundzwanzig Cents?"

Die Leute lachten.

„Sure! Kommen Sie man 'rein, Fräulein. — Sie sind wohl von außerhalb?"

Sie nickte.

„Ich war bisher in New Braunfels, und da ist alles sündhaft teuer."

„Glaub's schon," meinte der eine, „billig lebt man hier nur in den großen Städten; — und auch da noch lange nicht billig genug, um sich was sparen zu können!"

Lu war mit ihren beiden neuen Bekannten in das Lokal getreten. An einem runden Tisch eroberten sie noch drei Plätze. Der kleine Japaner, die beiden Franzosen und ein anscheinend russischer Mann waren schon dabei, ihre Mahlzeit hinunterzuschlingen. Alle Drehschemel vor dem langen Büfett waren von Leuten besetzt, die noch größere Eile hatten.

Man brauchte nicht lange zu warten. Ein mexikanischer Kellner setzte sofort Gläser mit dem unvermeidlichen

Eiswasser vor. Kurz darauf brachte ein anderer auf einem großen Brett das ganze Menü in kleinen Schüsselchen, die er um den Platz eines jeden herum aufbaute. Teller und Bestecke wurden nicht gewechselt. In der Mitte des Tisches standen Flaschen mit Catsup und allerhand pikanten Saucen, Zucker und Milch, von denen jeder nach Belieben nehmen konnte.

Lu begriff jetzt, warum alle Leute so schlangen und gierten. Man mußte sich allerdings sehr eilen mit den ersten Gängen, damit die letzten nicht kalt wurden. Aber gut und reichlich war alles. Zum erstenmal seit langer Zeit konnte sie sich so recht von Herzen satt essen. In tiefem Schweigen verlief das Mahl. — Jetzt kam der Kaffee an die Reihe, dazu frisches Maisbrot mit Butter. Wie gut das schmeckte! — Alkohol gab es in diesen Lokalen nicht. Man vermißte ihn auch nicht bei den Mahlzeiten während der heißen Tagesstunden. —

Der Japaner, die Franzosen und der Russe waren fertig und stürzten davon, nachdem sie an der Kasse beim Ausgang ihren Quarter bezahlt hatten. Lus Bekannte hatten sich einen Rest deutscher Gemütlichkeit bewahrt und blieben beim Nachtisch noch etwas sitzen. — Lu atmete tief auf. Sie war wirklich wunderschön satt. Welch ein behagliches Gefühl das war! Nur der konnte das begreifen, der so lange gehungert hatte wie sie. San Antonio war wirklich entzückend!

Sie fand jetzt endlich Zeit, sich in dem kleinen Lokal umzusehen. Ein unaufhörliches Aus und Ein aller Nationen. Überall an kleinen Tischen dichtgedrängt hungrige Leute, die für nichts anderes Interesse hatten als für ihr Essen. Geschickt wanden sich die schlanken braunen Kellner mit ihren riesigen Tabletts durch die Menge. An der Kasse thronte der behäbige holländische Wirt. Ein Grammophon kreischte mit dem schwarzen ‚News boy‘, der den ‚Daily Expreß‘ ausrief, um die Wette. Ein Summen und Raunen in allen Sprachen der Welt schwirrte durch den Raum. Das war doch ein anderer

Betrieb als der schläfrige Trott in New Braunfels! — Sie beobachtete verstohlen die beiden Deutschen. Zufrieden sahen die gerade nicht aus.

Der eine wischte sich jetzt mit seinem bunten Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Verfluchte Hitze! Und gleich geht die Tretmühle wieder los!"

„Wenn man wenigstens noch ein anständiges Glas Bier bekommen könnte!" brummte der andere.

„Können Sie nicht nachher noch rasch in einen Saloon gehen und ein Glas Faßbier trinken?" fragte Lu erstaunt.

„Dazu haben wir kein Geld! — Ein Fingerhut voll kostet ja fünf Cents; nicht genug für'n kleines Kind. Und dann das treaten! Da wird man ‚getreatet' und muß wieder ‚treaten', um nicht zu beleidigen, und ehe man sich's versieht, ist man voll, und der ganze Wochenlohn hin!"

„Na, überhaupt!"

Der eine lachte bitter auf und spuckte kräftig aus.

„Das Hallo, wenn wir im Saloon gesehen werden, und das wird dem Boss hinterbracht! Wir würden sofort unsere job*) verlieren!"

„Nanu?"

„Well, Fräulein, Sie scheinen noch recht wenig von Amerika zu kennen! Der Boss ist Prohibitionist, das heißt, er vertritt die Partei, die die Prohibition-Law in Texas durchdrücken will. Das ist ein Gesetz, das Einfuhr und Verkauf von Alkohol verbietet. — Der Alte will Gouverneur werden, und da muß er's schon mit den Muckern halten, die jetzt Amerika regieren! — Er hält also große Reden gegen den Alkohol und verbietet auch seinen Angestellten, Alkohol zu trinken. Wer dabei gesehen wird, wenn er ein Glas Bier trinkt, der fliegt raus. — Bei der nächsten Wahl müssen wir alle den Alten wählen und für die Prohibition-Law stimmen, sonst fliegen wir auch

*) Stellung.

raus. — Arbeiter kriegt er ja mehr, als er braucht! Dabei säuft der Alte heimlich selbst wie 'n Loch!"

„'ne nette Schweinerei ist's!" fügte sein Kamerad erbittert hinzu. „Man hat keine Spur von Freiheit mehr. Der ganze Lebenswandel wird einem überwacht. Und dann kommen noch die verrückten Weiber von den reichen Leuten in die Fabriken und verteilen Traktätchen und Blumen. — Der Wilhelm bringt neulich 'ne Broschüre über Theosophie und 'nen Strauß Nelken mit nach Hause! Seiner kranken Frau wär 'ne Pulle Samos auch lieber gewesen!"

Lu mußte laut auflachen, so komisch kam ihr das vor.

„Ja, Fräulein, 's wär schon zum Lachen, wenn's nicht so verflucht ernst wär! — Wir sind doch erwachsene Männer und müssen uns hier behandeln lassen wie Sonntagsschuljungens!"

„Verdienen Sie denn wenigstens ordentlich?"

„Well, gerade viermal so viel wie in Deutschland und müssen gerade fünfmal so viel ausgeben. Und was hat man für's Geld? — Gerade das nackte Leben! An ein Sonntagsvergnügen, wie's in Deutschland selbstverständlich ist, darf man dabei gar nicht denken!"

„Wollen Sie denn nicht lieber wieder zurück nach Deutschland?"

„Liebes Fräulein, eher heute als morgen, wenn wir könnten! — Ja, wenn wir unverheiratet wären, dann könnten wir hier ganz hübsch verdienen. — Aber so?! — Wenn ich bloß genug hätte, um die Überfahrt im dreckigsten Zwischendeck zu bezahlen, ich führe gleich wieder rüber! — Und dann würde ich mal Reden halten in den Arbeiterversammlungen, daß sie Maul und Augen aufsperren sollten da drüben! — Als dummer Junge wird man hier 'rübergelockt, und wenn man im Wurschtkessel sitzt, dann lassen die Genossen einen im Stich!"

„Das hätten Sie sich aber denken können," meinte Lu ein wenig überlegen.

„Wieso? — Bei uns in Deutschland hat ja kein Mensch

einen Begriff, wie's in Amerika wirklich aussieht. Wenigstens nicht unter uns Arbeitern. — Wird uns da was von Freiheit und Gleichheit und Riesenlöhnen vorgeflunkert. Ja, Kuchen! — Ich wünschte, ich wäre wieder in den Rheinischen Stahlwerken, hätte meinen guten Lohn, mein hübsches Häuschen und ab und zu 'n kleines Tanzvergnügen oder so was! Und gut versichert gegen Unfall und Alter war man da auch. . . ."

Die beiden Arbeiter starrten finster vor sich hin.

„Ich wünschte, ich wäre wenigstens Brauer," seufzte der eine schließlich, „dann würde ich sehen, bei der ‚City Brewery' oder der ‚Lone Star Brewery' anzukommen. Da würde man wenigstens mit der verdammten Prohibition-Law verschont und hätte sein Bier frei!"

Gellende Pfeifensignale schreckten sie plötzlich empor. Es war schon sehr leer in dem kleinen Lokal geworden.

„Donnerwetter, schon so spät!"

Die Beiden blickten gehetzt nach der großen Wanduhr und griffen eilig nach ihren Mützen.

„Na, atjüs, Fräulein! Hoffentlich sehen wir Sie mal wieder zum Lunch!"

Damit stürmten sie hinaus, und Lu sah sie die Commerce-Street hinuntertraben.

Sie blieb sehr nachdenklich vor dem leeren Tisch sitzen, auf dem noch die Reste des Mahles standen. Sie dachte über das nach, was die Arbeiter ihr erzählt hatten. Es war doch wirklich ein Bluffland! — Wie lächerlich die Sache mit der Prohibition-Law! Na, sie würde sich das zur Lehre dienen lassen und ganz sicher bei keinem Boss arbeiten, der Prohibitionist war. Überhaupt solche Verrücktheit, das harmlose Bier zu verbieten! Dafür wurde dann natürlich doppelt so viel Whisky und Gin eingeschmuggelt. — Nachdenklich blickte sie über den Tisch. Da hatte der Japaner doch wahrhaftig das schöne frische Maisbrot stehen lassen und die Butter auch. Wie schade! Lu war doch noch recht ausgehungert von New Braunfels her. Sie sah sich verlegen um. — Ganz allein war

sie jetzt im Lokal. Die braunen Kellner saßen im Nebenraum und lunchten auch. Der dicke Holländer war hinter seiner Kasse eingenickt. — Das Grammophon war verstummt. Nur das Surren der Luftfächer und das Summen der Fliegen unterbrach die friedliche Stille. Behutsam zog sie die Schüsseln mit Brot und Butter zu sich herüber und begann noch einmal zu tafeln.

Jetzt war sie aber wirklich satt! Sie erhob sich mit einem behaglichen Seufzen und schritt dem Ausgang zu. — Den Quarter warf sie klirrend auf die Marmorplatte an der Kasse, so daß der dicke Holländer erschrocken auffuhr, sein „Thank you, ma'am!" murmelte und wieder einnickte. Dann trat sie auf die Straße hinaus, die jetzt ziemlich leer war und über der die Luft flimmerte in der glühenden Mittagssonne.

Rechts und links mündeten verschiedene schattige Avenuen in die Commerce-Street, an denen kleine, freundliche Bungalows in mehr oder minder verwahrlosten Gärten lagen. In vielen Veranden hingen die bekannten Pappkartons mit der Inschrift: ‚Rooms to let.'

Lu bog in eine dieser Nebenstraßen ein und betrachtete prüfend die kleinen Häuser. Gerade die, in denen Zimmer zu vermieten waren, sahen nicht zum besten aus. — Am liebsten wäre sie ja in ein Boarding-house gegangen, aber das gestatteten ihre Mittel nicht. Sie wollte nicht mehr als zwei Dollars wöchentlich für ein Zimmer ausgeben.

Zögernd trat sie endlich in ein Haus, das einladender aussah als die anderen in der keineswegs feinen Gegend. Alle Zimmer standen sperrangelweit offen und trugen den Stempel trauriger Verwahrlosung. Aus den Küchenregionen strömte ein Duft nach verfaultem Gemüse.

Lu klopfte an verschiedene Türen, ohne eine Antwort zu erhalten.

Entschlossen öffnete sie schließlich den Bretterverschlag, hinter dem sie die Küche vermutete.

Auf einem kleinen Herd brodelten verschiedene Kochtöpfe, denen der fatale Geruch entstieg. Auf dem Tisch

lagen ein paar Kohlköpfe und Rüben inmitten von Kaffeepfützen. Davor saß eine alte Frau und kämmte ein paar filzige Haarsträhnen mit einem fast zahnlosen Hornkamm. Sie trug eine schmutzige Nachtjacke und einen rotkarierten Unterrock, die ihren üppigen Formen etwas Quallenartiges gaben. Sie erhob sich bei Lus Eintritt mit ungeahnter Behendigkeit und warf den Kamm, an dem ein Büschel Haare klebte, unter die Kohlköpfe.

„Bon jour! Bon jour, Mademoiselle! Do yóu want des chambres garnies?‘

Die Alte war also eine Französin. Lu war eigentlich schon gründlich abgeschreckt, folgte ihr aber aus Höflichkeit in die vorderen Räume. Ansehen konnte sie sich das Zimmer ja. Sie hatte Französisch geantwortet, und nun prasselte ein unaufhörlicher Wortschwall in breitem pâtois auf sie ein. Die alte Frau war offenbar entzückt, eine Landsmännin gefunden zu haben.

„Voilà, jolie, hein?!“

Sie stieß die Tür zu einem der Vorderzimmer auf, und Lu war ganz überrascht, ein sauberes, freundliches Zimmer mit einem großen, verlockend bequemen Bett zu sehen. Die Fenster blickten in den kleinen Garten, in dem bunte Blumen wild wucherten. — Das Zimmer hätte ihr schon gepaßt! Sie brauchte ja nicht zu essen bei der freundlichen Französin. Etwas schüchtern erkundigte sie sich nach dem Preis.

„Un Dollàr par semaine, car vous êtes française,“ sagte die Alte mit einem wohlwollenden Blick.

Ein Dollar, — das war ja geschenkt! Lu jubelte innerlich. Wie lange würde sie da mit ihrem Geld auskommen! Aber sie durfte ihre Wirtin doch nicht im Irrtum lassen über ihre Nationalität.

„Ich werde das Zimmer gern mieten, Madame, aber ich bin keine Französin, wenn ich auch gut französisch spreche. Ich bin eine Deutsche, eine Preußin.“

„Hein? — Prussienne?!“

Die Alte machte ein Gesicht, als habe sie nicht recht verstanden.

„Sie sind Prussienne und wagen es, bei mir ein Zimmer mieten zu wollen?"

Ein Ausdruck von fanatischem Haß trat in ihre schwarzen Augen.

„Aber Madame, die Nationalität spielt doch keine Rolle beim Zimmervermieten. Ist ja schon lange wieder Frieden zwischen Frankreich und Deutschland, und Sie sind doch sicher schon längst Amerikanerin!"

„Américaine, moi? — Jamais!"

Madame schlug sich an die Brust, daß es klatschte.

„Fünfundvierzig Jahre bin ich in Amérique, aber ich bin Französin von Kopf bis zu Fuß! Auf der Stelle will ich tot hinfallen, wenn ich jemals une Prussienne beherberge! — Gehen Sie! — Va-t-en!! — Sie beschmutzen mein Haus!"

„Na, erlauben Sie mal," entgegnete Lu empört, „das ist gar nicht mehr möglich! Eher bleibt der Schmutz an mir kleben. Gehe übrigens schon! — Merci. — Das ist ja unglaublich!"

Erbost schritt sie durch den Garten und knallte das Gatter hinter sich zu.

Welch ein lächerliches Benehmen! Das hatte sie nicht gedacht, hier in Amerika noch so fossile Überreste alten, politischen Hasses zu finden. Mit wie viel französischen Familien hatte sie freundschaftlich verkehrt in Europa! — Was für merkwürdige Erfahrungen sie doch auf dieser Reise machte. —

Etwas mißtrauisch sah sie sich in der Avenue um. Die Gegend hier schien überhaupt vorwiegend von Franzosen bewohnt zu sein. Sie wollte lieber machen, daß sie hier heraus kam. Einer nochmaligen Abweisung wollte sie sich nicht aussetzen. Sie selbst hatte eigentlich immer Sympathie gehabt für die lebhaften Franzosen und ihre schöne, elegante Sprache. Dann kam ihr aber in den Sinn, wie großartig es eigentlich war, daß diese Leute

ihre Nationalität bewahrten durch Jahrzehnte hindurch, wie sie zusammenhielten und sich abschlossen gegen fremde Einflüsse. Wenn doch die Deutschen in Amerika ein wenig von diesem Geist besäßen! —

Rüstig schritt sie weiter und kam allmählich in bessere Gegenden. Die Bungalows waren ansehnlicher, die Gärten gepflegt. Auch hier waren viel Zimmer zu vermieten. Aber keines war billiger als drei, vier oder fünf Dollars wöchentlich. — Viele der Wirtsleute waren Deutsche. Aber sie sprachen Englisch mit Lu und waren durchaus nicht geneigt, mit sich handeln zu lassen, weil sie eine Landsmännin war. Sie war schließlich ganz entmutigt und wagte kaum noch, sich nach den Preisen zu erkundigen in den schönen, hellen Häusern mit den schattigen Veranden.

Aus der vornehmen Gegend ging's in neuere Straßen, in denen nur wenige moderne Häuser zwischen leeren Baustellen waren. Lu war vor einem schönen Steinhaus mit breiter Veranda stehen geblieben und sah sich eben unschlüssig um. Sie wußte nicht recht, ob sie weitergehen solle. In dem Haus waren auch Zimmer zu vermieten; aber die waren jedenfalls unerschwinglich teuer.

Eine hübsche Dame mit bräunlicher Sammethaut und großen, feurigen Augen trat soeben auf die Veranda hinaus. Sie musterte Lu prüfend. Dann beugte sie sich über das Geländer und fragte in dem gebrochenen Englisch der Mexikaner:

„Sie suchen wohl ein Zimmer, young lady?"

Lu blickte auf.

„Allerdings ma'am! Aber die in Ihrem Haus werden wohl zu teuer für mich sein."

„Das wissen Sie ja noch gar nicht," entgegnete die Mexikanerin mit liebenswürdigem Lächeln.

„Kommen Sie doch herein und sehn Sie sich die Zimmer einmal an!"

Zögernd folgte Lu dieser Aufforderung. Es würde ja doch keinen Zweck haben; das Haus war zu elegant.

Die Dame ging ihr voran durch einen hübsch aus=

gestatteten Parlour, in dem Klavier, Mandoline und Guitarre nicht fehlten, und führte sie in den ersten Stock. Hier mündeten eine Reihe von Türen auf einen mit weichem Teppich belegten Flur. Sie öffnete eine derselben.

Welch ein reizendes Zimmerchen war das! — In der Mitte stand ein riesiges Himmelbett, das fast so breit wie lang war. Es nahm beinahe allen Raum ein. Die andern Möbel waren mit rosa Cretonne überzogen und mit rosa Mull garniert und glichen zierlichen Nippessachen. An allen Wänden hingen große Spiegel.

„Das ist ja reizend," sagte Lu in ehrlicher Bewunderung, „es wird aber auch entsprechend viel kosten!"

Sie sah die mexikanische Dame erwartungsvoll an.

„Well, was sagen Sie zu anderthalb Dollar die Woche?" fragte diese fast schelmisch.

„Das ist ja aber nicht möglich!"

„Doch! Doch!"

Vertraulich nahm sie Lus Arm.

„Ich habe hübsche junge Mädchen gern. Sie üben immer Anziehungskraft aus in einem Boarding-House. — Ich würde nur zur Bedingung machen, daß Sie ab und zu in den Parlour hinunterkommen und mir helfen, die Gäste zu unterhalten."

„Womit denn?"

„Oh, mit ein wenig Klavierspielen und Plaudern, . . . das ist alles!"

„Wenn's weiter nichts ist," meinte Lu lächelnd. „Das tue ich gern. — Was haben Sie denn für Gäste?"

„Vorläufig noch nicht viel. Ich bin erst ganz kürzlich von Mexiko City nach San Antonio gezogen und habe dies Haus hier gemietet, um eine Fremdenpension für meine Landsleute einzurichten. — Sie wissen wohl, daß in einigen Wochen hier die große Ausstellung eröffnet wird, an der auch Mexiko beteiligt ist. Da werden viel Caballeros nach San Antonio kommen! — Die werden doppelt gern bei mir logieren, wenn ich hübsche, geistreiche, junge Ladies in meinem Haus habe."

Lu sah sich in dem gemütlichen Zimmer um. Es gefiel ihr sehr, und die Wirtin war so freundlich und elegant und schien eine Dame zu sein.

„Well, young lady, wollen Sie das Zimmer mieten?"

„Ja, ich will, wenn Sie nicht nur gescherzt haben mit dem Preis!"

„Per todos los santos! Warum sollte ich scherzen? — Haben Sie noch Gepäck?"

„Ja, auf der Bahn."

„Dann will ich gleich danach phonen, daß es gebracht wird," sagte die Wirtin geschäftig.

„Machen Sie sich's nur schon bequem!"

Lu war weiter in das Zimmer getreten und bemerkte jetzt zwei Türen, die von den Nebenräumen hereinführten. Sie versuchte die Klinken und fand, daß beide offen waren.

„Die Türen sind ja nicht verschließbar!" rief sie der Mexikanerin nach, die sich schon zum Gehen gewandt hatte.

Sie drehte sich nachlässig um und lachte.

„Wozu auch? — Hier wird nichts gestohlen!"

„Man kann doch aber nicht bei offenen Türen schlafen!"

„Hier schließt kein Mensch ab, Sennorita!" sagte die schöne Mexikanerin ein wenig unwillig.

„Sind die Nebenzimmer denn bewohnt?"

„Oh, rechts wohnt nur Sennor Garcia. Er ist vor ein paar Tagen hergekommen, um die Vorbereitungen zur Ausstellung zu leiten. Links wohnt niemand. Das Zimmer hat Don Ramirez bestellt, ein junger, sehr eleganter Espada aus Madrid, der in Mexiko gastiert hat und sich hier die Ausstellung ansehen will. — Bessere Nachbarschaft können Sie sich doch nicht wünschen!"

Es wurde Lu plötzlich ein wenig unheimlich. Eine dumpfe Ahnung davon stieg in ihr auf, in welch ein Haus sie hier geraten war. Und sie war so unvorsichtig hereingelaufen in den einsamen Bungalow inmitten leerer Baustellen. Wenn man sie hier festhielt?! — Ein eisiger Schauer lief bei dem Gedanken durch ihren ganzen Körper. — Sie wollte doch lieber versuchen, in Frieden

herauszukommen! — Gewaltsam riß sie sich zusammen und wandte sich mit sorglosem Lächeln wieder an die Wirtin.

„Allright, ich miete das Zimmer also!"

Mit raschen Schritten war sie an der Mexikanerin vorbei auf den Flur getreten. Schon war sie auf der Treppe und rief zurück:

„Ich will mich doch lieber selbst um mein Gepäck kümmern! — In einer Stunde komme ich wieder!"

Was die schöne Wirtin ihr antwortete, hörte sie nicht mehr. — Wie gejagt eilte sie durch den Parlour und setzte mit einem Sprung die Verandastufen hinab. Dann lief sie im Galopp die Straße hinunter, bis sie sich wieder in belebterer Gegend befand.

Ganz außer Atem machte sie in schattigen Anlagen halt und warf sich erschöpft auf eine Bank. Ihre Abenteuer in San Antonio fingen ja gut an! Sie hatte kaum Mut, noch weiter auf die Wohnungssuche zu gehen. Und doch mußte sie ein Unterkommen finden, vor Abend. In ein teures Hotel wollte sie nicht gehen. Von allen Seiten der Stadt tönten die Dampfpfeifen herüber. Es war Feierabend. Aus den Fabriken und Geschäften strömten Männer und Frauen und eilten den heimischen Bungalows zu. — Das war hübsch hier in San Antonio, daß jede Familie ihr eigenes Haus hatte, und wenn's auch nur eine Bretterhütte war!

Langsam und müde schritt Lu in den Avenues dahin. Sie konnte sich nicht recht entschließen, in eines der Häuser zu treten. Sie fürchtete neue unliebsame Abenteuer. Wieder bog sie in eine neue Allee ein. North-Street stand an dem Laternenpfahl. Ein hübscher weißer Bungalow inmitten eines palmenrauschenden Gartens, überragt von einigen schattigen Pecanbäumen, erregte ihre Aufmerksamkeit.

Welch ein gemütliches Heim war das!

Auf der geräumigen Veranda in einem bequemen Schaukelstuhl saß ein jüngerer, englisch aussehender Mann in Hemdsärmeln, rauchte eine kurze Pfeife und las die

Abendzeitung. Eine junge hübsche Frau in duftigem weißem Kleid stand mit der großen Gartenspritze auf dem Rasenplatz und sprengte die Bananen. Über der Veranda hing auch hier ein Schild mit der Inschrift: ‚Room to rent‘.

Unschlüssig blieb Lu stehen. Die Leute sahen vertrauenerweckend aus, aber das Zimmer in dem hübschen Bungalow in so guter Lage würde wohl recht teuer sein.

Die junge Frau hatte sie bemerkt und trat jetzt an den Zaun.

„Are you looking for a furnished room, ma'am?“ fragte sie freundlich.

„Yes,“ sagte Lu. „Ich bin schon überall herumgelaufen, habe aber nichts Passendes gefunden. Ihr Haus gefällt mir so gut. — Ich fürchte nur, daß mir das Zimmer zu teuer ist!“

„Über den Preis läßt sich ja reden! Uns kommt's mehr auf anständige ruhige Mieter an. — Wir haben so schlimme Erfahrungen gemacht! — There are such tough people in this town! — Aber Sie gefallen mir; — come in, please!“

Damit öffnete sie die Gartentür.

Lu folgte ihr zur Veranda. Der junge Mann erhob sich und begrüßte sie mit kräftigem Handschlag.

„This is my husband, Mister McDowell,“ stellte die junge Frau vor.

Lu gab ihr eine ihrer Karten.

„Oh, Sie sind eine Deutsche!“ meinte Mister McDowell. „Das ist uns lieb. Deutsche sind fast immer ordentliche Leute.“

Das junge Paar führte sie in das saubere freundliche Haus und zeigte ihr ein sehr hübsches Zimmer mit Bad und Separateingang. Es gefiel Lu ausnehmend.

„Wieviel soll's denn kosten?“ fragte sie zögernd.

„Ich würde es Ihnen für drei Dollars überlassen,“ sagte Mister McDowell.

Lu senkte traurig den Kopf. Sie hatte gleich gedacht, daß es zu teuer für sie sein würde. Und drei Dollars

waren ein sehr geringer Preis für ein so geräumiges Zimmer mit Bad, im Zentrum der Stadt gelegen.

„Das ist sehr billig, Mistreß McDowell, aber für mich immer noch zu viel. Ich kann leider nicht mehr geben als zwei Dollars pro Woche."

Sie sah sehr niedergeschlagen aus. Es gefiel ihr so gut hier, und sie wäre so gern hiergeblieben. So müde war sie von dem vielen Herumlaufen!

Mistreß McDowell wechselte einen raschen Blick mit ihrem Mann.

„Well, Miß von Wersien," sagte sie dann wohlwollend, „ich glaube, daß wir uns gut vertragen würden; — ich will Ihnen das Zimmer für zwei Dollars lassen."

„Wirklich?"

Lu sah ganz ungläubig auf. Es war das erstemal, daß man ihr in Geldangelegenheiten uneigennützig entgegenkam in Amerika.

„Sure! Wir meinen es!" bekräftigte jetzt der junge Mann.

„Sehen Sie, ma'am, ich bin floor-walker bei Joske & Co. und den ganzen Tag im Geschäft. Da ist es mir angenehm, wenn meine Frau nette und anständige Mieter hat, die ihr keinen Ärger machen in meiner Abwesenheit."

„Wir fangen nämlich gerade an," lachte die hübsche Frau. „Ich bin meinen Eltern durchgebrannt, um Billy zu heiraten. Da habe ich natürlich keine Mitgift gekriegt. Er hat auch nichts. — Jetzt hat er die gute Job als floor-walker, und ich vermiete Zimmer, mache alle Hausarbeit und meine Kleider selber. — So verdienen wir beide ganz hübsch und werden schon unser Leben machen! — Is'nt it, Billy?!"

„Sure, little woman!"

Die blutjungen Leute sahen sich mit leuchtenden Augen an, aus denen heiterer Lebensmut blitzte.

Ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit ihnen erwachte in Lu.

„Ich bin ja auch nach San Antonio gekommen, um

mein Leben zu machen. Wenn ich Glück habe und gut verdiene, dann will ich Ihnen gern drei Dollars zahlen!"

„Allright!" sagte Mister McDowell befriedigt.

Mit nochmaligem Handschlag wurde der Mietsvertrag besiegelt, und Lu bezahlte die ersten zwei Dollars im voraus.

Mister McDowell telephonierte an die Spedition wegen der Koffer, die mit amerikanischer Schnelligkeit schon nach zwanzig Minuten vom Bahnhof gebracht wurden. Mit einem ganz neuen Gefühl von Sicherheit und Behagen begann Lu sich in ihrer neuen Wohnung einzurichten. Dies hübsche Zimmer mit dem anschließenden Baderaum und dem kleinen Separateingang zur Seitenallee war jetzt ihr alleiniges Reich, in dem sie das Hausrecht besaß. McDowells würden nach amerikanischer Sitte ihre Wohnung nicht mehr betreten, so lange der Mietsvertrag dauerte. Sie hatte jetzt ein eigenes gemütliches Heim in dieser schönen lustigen Stadt. Und morgen wollte sie nach Arbeit suchen. Es konnte ihr ja gar nicht daran fehlen, mit ihren zwei kräftigen Armen und ihrem hellen Verstand! Sie fühlte fast so etwas wie Übermut. — Was für reizende Leute waren doch diese McDowells! — Eigentlich war es großartig, wie diese junge, jedenfalls sehr verwöhnte Frau ihrer Liebe gefolgt war und wie die jungen Leute nun heiteren Mutes um ihre Existenz kämpften. — Er hatte sicher keinen leichten Posten als Aufseher in einem Warenhaus, und sie mußte sich jedenfalls tüchtig plagen, um Bungalow und Garten instand zu halten, zu kochen und zu schneidern. Wie hübsch und fein sah sie dabei aus! So ganz Lady! — Es gab sehr viel solcher jungen Ehepaare in den Vereinigten Staaten, die mit nichts anfingen und sich mit vereinten Kräften emporarbeiteten. Dieser anspruchslose, lebenslustige, anglo-amerikanische Mittelstand war wohl das beste Element der ganzen Bevölkerung. —

Lu hatte ein erfrischendes Bad genommen und sich umgezogen. Sie wollte noch in die Stadt gehen und kräftig zu Abend essen. Wie wundervoll war die Frei-

heit, deren sie sich jetzt erfreute! Sie konnte kommen und gehen nach Belieben. In mancher Beziehung hatte eine Frau allerdings viel Freiheit in Amerika. McDowells achteten in ihr eine freie, selbständige Persönlichkeit und würden sich niemals in ihre Angelegenheiten mischen. — Nur ihrem eigenen Gewissen war sie Rechenschaft schuldig und der öffentlichen Meinung, jener Großmacht, die die ganze Millionenbevölkerung des neuen Erdteils in so engen Fesseln hält. Wenn sie sich der Landessitte fügte in Kleinigkeiten und sich hütete vor einem Boß, der Prohibitionist oder Spiritist oder Evangelist oder etwas derartiges war, so war sie frei wie der Vogel in der Luft.

Ein lustiges Liedchen summend trat sie aus ihrem Privateingang in die Seitenallee hinaus und schlug den Weg nach der Stadt ein.

Alle Straßen erstrahlten in einem Meer von Licht, wie damals, als Doktor Stower sie zum erstenmal herumgeführt hatte. Die hellgekleidete Menge wogte auf den Trottoirs vorüber. Die Palmen rauschten auf der Alamo-Plaza im lauen, schwülen Abendwind. Vor dem Menger-Hotel spielte ein mexikanisches Orchester. Alle Bänke auf der Plaza waren dicht besetzt von Leuten aller Stände und Nationen, die sich an dem Freikonzert ergötzten. Lu quetschte sich auf eine Bank zwischen Arbeiter, die ihr freundlich Platz gemacht hatten. —

Sie mußte lächeln bei dem Gedanken, was man in Potsdam zu solchem Anblick gesagt hätte. So manche altererbten Anschauungen und Standesvorurteile kamen einem doch recht lächerlich vor hier drüben. Die rußigen Arbeiter hier benahmen sich wie Gentlemen; folglich waren sie Gentlemen. Lu hatte eine ganz andere Achtung vor der Arbeit bekommen während ihres kurzen Aufenthaltes in Amerika.

Mit wohligem Behagen lauschte sie den Klängen der vorzüglichen Musik und blickte zu dem klaren Nachthimmel empor, an dem die Sterne in südlichem Glanze funkelten. Welch ein Genuß das war; — und kostete doch gar nichts!

Endlich erhob sie sich und schlenderte an den Schaufenstern der großen Geschäftshäuser vorüber, beobachtete das bunte Straßenleben. Es war ihr alles neu und interessant, eine angenehme Abwechslung nach dem öden New Braunfels. An der ‚Grand Opera‘ kam sie vorüber, wo sie damals mit Doktor Stower die schöne Grey gesehen hatte. Da würde sie wohl so bald nicht wieder hineinkommen. Die Preise der Plätze waren zu teuer. Aber an die Volksbelustigungen wollte sie sich halten; die waren jedenfalls noch interessanter als die grossartigen Theater. Das Volk von Amerika gefiel ihr überhaupt viel besser als die großspurigen, unwissenden oberen Zehntausend. — Einen ganzen Quarter wollte sie heute abend leichtsinnig für Vergnügen ausgeben und einen zweiten Quarter für's Souper. Morgen würde sie ja sicher Arbeit finden! Und sie hatte noch eine ganze Menge Dollars in der Tasche! — Die Restaurants und Cafés an der Alamo-Plaza sahen natürlich bedeutend vornehmer aus als die in der Commerce-Street hinten am Bahnhof. Zu ihrer Überraschung sah sie aber überall die Schilder hängen, auf denen stand: ‚Regular Meals 25 Cents‘. Das Essen war wirklich gut und billig in San Antonio!

Lu kam zu der Überzeugung, daß eine einzelne Person selbst in Amerika billig leben könne bei einiger Landeskenntnis. Für Familien mochte es allerdings schwer sein, durchzukommen.

Sie wählte das Alamo-Café, ein einladendes kleines Restaurant, für das Souper. Die Gesellschaft hier unterschied sich wesentlich von der der Commerce-Street. Hier verkehrten fast ausschließlich anglo-amerikanische Geschäftsleute. Viel Damen, die jedenfalls in Warenhäusern und Bureaus angestellt waren und deren Erscheinung und Benehmen durchaus lady-like war. Das Essen wurde hier sehr sauber und einladend von freundlichen Dining-Room-Girls serviert. Es war aber lange nicht so reichlich wie in den einfacheren Lokalen und sehr amerikanisch zubereitet. Lu beschloß, in der nächsten Zeit kulinarische Ent-

deckungsreisen anzutreten und bei Mexikanern, Chinesen, Deutschen und Franzosen zu dinieren.

Nach Tisch setzte sie ihren Bummel fort und bog in die dichtgedrängte Houston-Street ein, in der dasselbe Leben und Treiben herrschte, wie sie's am ersten Abend gesehen hatte. Fast jedes dritte Haus war eine Picture-Show, ein Kinematographentheater, in das das ‚Volk' von allen Seiten hineinströmte. Mexikanerinnen in der Mantilla, Soldaten in Kaki, Amerikanerinnen in weißen Kleidern ohne Hut mit Riesenfrisuren, Kinder jeder Größe und selbst alte, würdige Geschäftsleute. Der Eintritt kostete überall fünf Cents. Lu folgte dem Strom und amüsierte sich kostbar bei den sehr guten Bildern, die von den bekanntesten Weltfirmen stammten und jedenfalls bedeutend besser und interessanter waren als die Aufführungen in den teuren Theatern. Schließlich kam ein Cines-Roma-Film an die Reihe, der eine römische Tragödie zur Zeit des Kaisers Nero wiedergab.

Lu hatte Gelegenheit, die Unterhaltung zweier hübscher Amerikanerinnen zu belauschen, die das Aussehen von gebildeten Damen hatten und offenbar in irgendeinem Laden arbeiteten.

„Now look at those funny dresses!" sagte die eine erstaunt.

„I never h e a r d of such a thing!" entgegnete die andere atemlos.

Sie diskutierten, was die Leute auf den Bildern für merkwürdige Kostüme anhatten. Von den alten Römern, von Nero und der Christenverfolgung schienen sie nie etwas gehört zu haben. Schließlich einigten sie sich dahin, daß die Bilder wohl einen Maskenball darstellen sollten. Sie fanden es furchtbar langweilig. Lu mußte innerlich lächeln über diese naive Unwissenheit. Sie war aber weit davon entfernt, diese hübschen, eleganten Dinger zu verachten; denn jetzt wußte sie, daß die ehrlich und mühsam ihr Brot verdienten und es dabei verstanden, immer fein und lady-like auszusehen.

Der nächste Film brachte eine Detektivgeschichte. Das verstanden sie alle. Bei den packendsten Momenten der wirklich spannenden Handlung machte das Publikum ungeniert seinen Empfindungen Luft. Man trampelte und yellte, als der Detektiv den Verbrecher endlich gefaßt hatte und die Unschuld triumphierte. Die Leute schienen ganz zu vergessen, daß es sich nur um Photographien handelte. — Es war Lu beinahe interessanter, das Publikum zu beobachten als die Bilder. Wie naiv und genußfähig das amerikanische Volk doch war! —

Dann kam der Clou des Abends. Ein amerikanischer Film brachte eine Szene aus dem Bürgerkrieg, in der die Konföderierten über die Yankees siegten. Eine rührende Liebesgeschichte und die Großmut einer südländischen Plantagenbesitzerin gegen einen gefangenen Offizier der nordischen Truppen spielte mit hinein. Am Schluß fand die große Versöhnung zwischen Nord- und Südstaaten statt. —

Lu glaubte, das Haus würde einfallen über dem frenetischen Jubel der Zuschauer. Zuerst, als die Truppen der Nordstaaten vorübermarschierten und die Musik den ‚Yankee-doodle' anstimmte, machten sich unmutige Zwischenrufe und Zischen im Publikum bemerkbar. Der alte Haß lebte immer noch, wie Lu zu ihrem Erstaunen sah. — Als dann aber die flinken Scharfschützen der Konföderation hinter den Büschen hervorbrachen, ein wilder Kampf sich entspann und die Yankees schließlich zurückwichen, da brach ein nicht endenwollender Beifall aus. Die Musik intonierte das Dixie-Lied, das Kampflied der Südländer während des Bürgerkrieges, und die meisten Zuschauer sangen schallend mit.

Dann war das Programm zu Ende und fing wieder von vorne an.

Sehr befriedigt folgte Lu dem Menschenstrom, der wieder zur Straße hinausdrängte. — Jetzt blieben von dem Quarter noch zwanzig Cents zum Vergnügen, und der Abend war noch lang. —

Es war drückend schwül gewesen in der Picture-Show, und sie spürte großen Durst. — Nun, fünf Cents konnten schließlich noch für Ice-Cream-Soda draufgehen! —

Sie trat in einen großen, luxuriös ausgestatteten Drug-Store, in dem eine Menge Leute um die Soda-Fountain herumsaßen. Mit höflicher Zuvorkommenheit mischte der weißgekleidete junge Mann hinter dem Büfett Soda, Ananassaft und Vanilleeis und reichte ihr das schäumende Glas nebst zwei Strohhalmen. Dabei unterhielt er sich unausgesetzt mit den Gästen, die er bediente, wie ein völlig Gleichgestellter. — Mit ein paar elegant gekleideten jungen Leuten verabredete er ein Base-Ballspiel am nächsten Sonntagnachmittag, mit einer bildhübschen jungen Dame einen Theaterbesuch. Dabei lachte er sorglos vergnügt und kaute Gummi. — Wer eine gute Stelle hatte, der konnte wohl ganz angenehm leben in San Antonio!

Lu ging weiter.

Eine sehr schöne, gutgeschulte Tenorstimme, die aus einem kleinen Variété tönte, erregte ihre Aufmerksamkeit. Der Eintritt kostete nur zehn Cents.

Lu kaufte ein Billett und trat neugierig ein.

Auf der Bühne stand gerade ein hagerer junger Mensch und sang deutsche Lieder mit gutem Vortrag. Das war der Tenorist. — Das Publikum schienen diese Darbietungen nicht sehr zu unterhalten. Sie waren ihnen jedenfalls nicht sensationell genug. Der Künstler erntete nur schwachen Beifall, als er zu Ende war.

Dann kamen ein paar Tänzerinnen und ein bunt bemalter Clown auf die Bühne, die Cake-walk tanzten und mit stürmischem Jubel begrüßt wurden.

Lu hatte der Anblick des deutschen Sängers ganz traurig gestimmt. Es war eine Schande, daß solch ein Künstler in einem Zehn-Cents-Variété auftreten mußte! — Und wie lange würde man ihn hier noch dulden? Er gefiel ja nicht einmal! — Wenn ein Künstler nicht von Agenten und Impresarios mit rasselnden Reklamen eingeführt wurde,

durch seine Kunst allein durfte er nicht auf Erfolg rechnen beim amerikanischen Publikum. Dann kam er herunter von Stufe zu Stufe, bis er in einem Zehn-Cents-Variété landete. Das Gesicht des deutschen Tenors hatte deutlich von Hunger und Not erzählt. Mit wie großen Hoffnungen mochte er wohl herübergekommen sein in das Bluffland! Und nun konnte ihn seine Kunst nicht ernähren. Sie aufzugeben, andere Arbeit zu suchen, daran hinderten ihn wohl Künstlerstolz und Hochmut. — Lu schüttelte den Kopf. Wie dumm, diesem Volk hier Kunst und Bildung aufdrängen zu wollen! Das Verständnis dafür konnte erst ganz allmählich kommen mit höherer Kultur. —

Sie wollte nicht so herunterkommen in Not und Elend; — alle Vorurteile wollte sie als unnötigen Ballast über Bord werfen. Sie wollte den Leuten nichts anbieten, was sie nicht brauchten, sondern sich ihren Anforderungen anpassen, — bis sie sich genug Geld verdient hatte zur Rückfahrt. Und dann heraus aus dem Bluffland!! —

Sie stand auf und verließ das Variété. Die unschönen Tänze stießen sie ab, und der Anblick des heruntergekommenen Künstlers hatte ihr die Stimmung verdorben. — Die paar Lichtseiten konnten sie schließlich doch nicht über die tiefen Schattenseiten Amerikas hinwegtäuschen. Der Humbug überwog hier doch bei weitem das Gute und Wertvolle, ließ es gar nicht erst aufkommen. Die Masse des amerikanischen Volkes war vollkommen urteilslos. Schlauheit und skrupellose Geldgier knechteten ehrliche Arbeit. Die Ereignisse dieses Tages fielen ihr wieder ein, die sie fast vergessen hatte über der Freude an ihrer hübschen Wohnung und dem bunten Straßenleben. — Es war jetzt auch schon spät, und sie beschloß nach Hause zu gehen.

An einer Straßenecke staute sich die Menge und versperrte ihr den Weg. Gitarrengeklimper ertönte. Mehrere Männer und Frauen, in eine Art Heilsarmeetracht gekleidet, sangen mit lamentierenden Stimmen einen Choral zu der Melodie eines Gassenhauers. In den Pausen gingen

sie herum und sammelten, während der Evangelist, ein alter Mann mit wallendem, weißem Bart, alle Umstehenden aufforderte, Buße zu tun, sich ihnen anzuschließen und ‚zu Jesus zu kommen‘. Merkwürdigerweise hatten sich wirklich einige Leute gefunden, die vor dem Alten auf dem Asphalt knieten, Reuetränen weinten und erklärten, sie wären große Sünder. Der Evangelist ging im Kreise umher und versuchte, die Reuigen am Ärmel zu sich heranzuziehen mit dem fortwährenden Rufe: ‚Come to Jesus!‘

Lu war in die vorderste Reihe gedrängt worden. Der Alte machte jetzt vor ihr Halt und versuchte ihre Hand zu ergreifen. „Come to Jesus!“ mahnte er eindringlich.

Erschrocken wich sie zurück.

„Nee, das fällt mir gar nicht ein!“ stieß sie in ihrer Verblüffung auf Deutsch hervor.

Die meisten der Umstehenden hatten sie verstanden und lachten.

Das trug ihr einen wütenden Blick des Evangelisten ein, der ihr verächtlich den Rücken wandte und zu weniger Verstockten trat.

Es gelang ihr nach einigem Drängen, aus der Menge herauszukommen, und gemächlich trat sie den Heimweg an. Der kleine Zwischenfall kam ihr sehr komisch vor und heiterte sie wieder auf. Es war doch ein merkwürdiges und interessantes Land, dies Amerika! — Sie stellte sich die gleiche Szene in der Nauener Straße in Potsdam vor und mußte leise vor sich hin lachen bei dem Gedanken. —

Fünf Cents hatte sie nun noch übrig für Vergnügungszwecke. Die mexikanischen Straßenhändler, die verzuckerte Früchte und Candies feilboten, lockten sie sehr. So legte sie denn die fünf Cents in Ingwer und Melonen an und schlenderte, ungeniert aus ihrer Tüte knabbernd, wie's die Shop-Girls auch taten, der North-Street zu.

McDowells Bungalow lag schon in tiefem Dunkel. Leise trat Lu durch ihren Privateingang in ihre Wohnung und drehte das elektrische Licht an. Wie behaglich und luxuriös sie jetzt alles hatte für zwei Dollars die Woche!

Und für den alten, schäbigen Bungalow in New Braunfels hatte sie genau so viel bezahlen müssen. Die kluge Mistreß Eggeling hatte schon ihren Schnitt gemacht an ihr! Jetzt hatte sie es allerdings besonders gut getroffen. Aber es war doch schade, daß es gerade die Anglo-Amerikaner waren, die ihr Gutes erwiesen im fremden Land, und nicht ihre Landsleute! —

Behaglich dehnte sie sich in dem sauberen, bequemen Bett und drehte das Licht ab. Durch das breite, offene Fenster, das nur Moskitodraht abschloß, konnte sie in den blühenden Garten hinaussehen, über dem das silberne Mondlicht flimmerte. Kleine Leuchtkäfer flammten auf im dunklen Laub. So lau und wohlig war die Luft! Hinter dem Garten sah man die Veranden anderer Bungalows, die auch schon dunkel waren. Die Leute hier mußten alle tüchtig arbeiten und gingen früh zu Bett. — Lu schlief mit einem Gefühl von Ruhe und Sicherheit ein, wie sie's lange nicht gekannt hatte. —

XII

Am anderen Morgen wachte sie von den hellen Sonnenstrahlen auf, die ihr ins Gesicht schienen. Wie freundlich sah ihr Zimmer aus im Tageslicht! Draußen im Garten gackerten und scharrten die Hühner. Auf den Veranden der Nachbarhäuser, die sie vom Bett aus übersehen konnte, herrschte reges Leben. In zwanglosen Kostümen saßen die Familien beim Frühstück. Die Männer schon fertig, zur Arbeit zu gehen. Jetzt gellten die Pfeifen der verschiedenen Fabriken, und alles stürzte davon. Die Ladies räumten das Geschirr fort und griffen zum Besen. — Wie fleißig diese Amerikanerinnen doch waren; und wie unrecht man ihnen im Ausland tat, wenn man behauptete, sie seien nicht häuslich! In ein paar Stunden freilich würden sie elegant gekleidet in der Houston-Street promenieren, als gäbe es

keine Besen und Scheuertücher! Sie verstanden es eben, Hausfrau und Dame zugleich zu sein, die Frauen des amerikanischen Mittelstandes. —

In McDowells Bungalow war es auch lebendig. Lu hörte das Klirren von Geschirr in der Küche und das Plätschern von Wasser. Die junge Frau spülte jedenfalls ihre Kaffeetassen. Dazu sang sie mit heller Stimme das Lied vom ‚Old Oaken Bucket'. In dieser Umgebung konnte man ja gar nicht anders als vergnügt sein!

Lu sprang mit beiden Beinen aus dem Bett und ging ins Badezimmer hinüber. Es war doch fein, ein erfrischendes Bad haben zu können, so oft man wollte. Bäder rechnete hier selbst die genaueste Wirtin nicht an. Die peinlichste Reinlichkeit war den Bewohnern der heißen Südstaaten etwas Selbstverständliches. Es gab wohl kaum irgendein Wohnhaus, das nicht ein oder mehrere Badezimmer besessen hätte.

Ein sauberes weißes Kleid hatte sie auch noch im Koffer. Sie mußte sehr sorgfältig Toilette machen, wenn sie Arbeit finden wollte, denn die Bosses gaben viel auf das Äußere ihres Personals.

Frisch und rosig trat sie endlich in die Halle hinaus, wo Mistreß McDowell in duftigem Negligé vor der Nähmaschine saß und an einem rosa Seidenkleid arbeitete. Halle und die Zimmer, deren Türen offen standen, glänzten vor Sauberkeit. Die junge Frau hatte schon Hausputz gehalten in aller Frühe. Fröhlich lachend blickte sie von ihrer Arbeit auf.

„How d'ye do!" rief sie freundlich.

„Thanks! Just fine!" gab Lu vergnügt zurück. „Ist Mister McDowell schon weg?"

„Schon lange! Der muß jetzt immer um sieben im Geschäft sein."

„Werde ich in Zukunft wohl auch müssen. Ich will gleich gehen und nach Arbeit suchen."

Mistreß McDowell stand auf und gab ihr eine Zeitung.

„Das ist der ‚Daily Expreß' von gestern abend. Sehen

Sie einmal nach, Miß von Wersien, vielleicht finden Sie irgendeine Offerte, die Ihnen zusagt."

Lu blätterte in der Zeitung und durchflog die Spalten, über denen ‚Help wanted. — Female‘ stand.

Sie konnte sich nicht helfen; wieder befiel sie dieses Unbehagen, als sie die Annoncen nach Dienstmädchen und Ladenpersonal las. Sie ärgerte sich über sich selbst. War sie denn noch nicht von ihren Vorurteilen geheilt? Was für ein Beruf würde sich ihr denn sonst bieten hier in Texas? — Ein ganz dummes Ding war sie! Kaum satt und behaglich ausgeschlafen, saß sie schon wieder auf dem hohen Pferd. Unschlüssig blätterte sie hin und her. Da fiel ihr eine dick gedruckte Annonce ins Auge:

‚Wanted — Lady Detective. South Alamo Street 404.‘

Das war vielleicht etwas. Es steckte ein abenteuerlicher Geist in Lu von Wersien! Mutig war sie auch. Detektiv war doch immerhin etwas Besseres als Dienstmädchen oder Shop-Girl. Sie wollte schleunigst nach der South Alamo Street 404 gehen. Welch ein Glück, wenn sie die ‚job‘ bekäme!

„Look here, Mistreß McDowell; was meinen Sie dazu?"

Sie zeigte ihr die Annonce.

Die junge Frau war weder überrascht, noch schien sie etwas Abenteuerliches in Lus Vorhaben zu finden.

„Wenn man Glück hat, kann man viel Geld verdienen in solchem Beruf. Ich finde es sehr vernünftig, daß Sie sich da mal melden wollen. Es gibt schon eine ganze Anzahl von Lady-Detektives in den United-States. Es gibt immer Sachen, die eine Frau besser herauskriegt als ein Mann. Es gehören nur gute Nerven dazu, und die scheinen Sie ja zu haben."

Lu nickte vergnügt.

„Wenn ich satt zu essen habe, dann bin ich immer oben auf. — Also Sie meinen, daß ich's mal versuchen soll?"

„Sure!“ bekräftigte Mistreß McDowell.

„Well, dann will ich nur gleich gehen,“ sagte Lu und wandte sich zur Tür.

„Good-bye, Mistreß McDowell!“

„Good luck, Miß von Wersien!“

Rüstig und guter Dinge schritt sie der Stadt zu. Nach einigem Fragen fand sie sich zurecht und stand endlich klopfenden Herzens vor dem ‚Detective Institute Sun‘.

Entschlossen klopfte sie an die Tür des Bureaus.

„Come in!“

Sie trat in einen hohen, luftigen, modern und praktisch eingerichteten Raum, die typische Office. Sechs bildhübsche junge Damen saßen vor kleinen Tischchen, kauten Gummi und tippten auf ihren Schreibmaschinen. Vier hagere junge Leute in Hemdsärmeln saßen an Pulten und schrieben. Einer erhob sich und fragte Lu, was sie wünsche. Sie gab ihm ihre Karte und brachte etwas schüchtern ihr Anliegen vor. Einen Augenblick betrachtete er sie prüfend, dann drückte er auf eine Klingel, worauf ein Officeboy erschien. Dem übergab er ihre Karte und bedeutete ihr, ihm zu folgen.

Er führte sie in eine Art Wartezimmer und verschwand.

Nach geraumer Weile erschien er wieder und sagte:

„The boss wants to see you.“

Damit öffnete er eine Glastür, die in ein Privatkontor zu führen schien.

„Come in!“ rief eine knarrende Stimme.

Ein wenig befangen trat Lu näher.

Ein kleines, hageres Männchen, das aussah, als lasse es sich nie Zeit zum Essen, fuhr auf seinem Drehsessel herum und musterte sie mit scharfen, klugen Augen über den Rand eines Kneifers hinweg. Es war unordentlich und salopp gekleidet und schien außergewöhnlich nervös. Das war der Big boss des ‚Detective Institute Sun‘

„Also Sie sind Miß von Wersien?“ inquirierte er, ohne ihr einen Stuhl anzubieten.

„Yessir.“

„Haben unsere Annonce im Expreß gelesen und kommen wegen der job?"

„Yessir."

„Sind Sie schon in der Branche tätig gewesen?"

„No Sir."

„Dann glaube ich nicht, daß wir Sie brauchen können. Sie sind überhaupt viel zu jung!"

„Habe aber viel mehr gelernt als eine Amerikanerin, die doppelt so alt ist," wandte Lu mutig ein, „ich bin eine Deutsche!"

„Darauf sind Sie auch noch stolz?" fragte der Big boss ein wenig spöttisch.

Das Blut schoß ihr ins Gesicht.

„Indeed, Sir! Ich bin sehr stolz darauf und habe alle Ursache, es zu sein!"

„Now look at the little ‚Saurkraut'!"

Er lachte belustigt auf, aber sein Blick verriet jetzt größeres Interesse an ihr.

„Tapfer scheinen Sie ja zu sein, young lady! — Die Deutschen sind überhaupt ganz gute Arbeiter, aber keine guten Detektives. Da fehlt's hier!"

Er klopfte sich auf die Stirn.

„Sie können ja ausprobieren, Sir, ob's da fehlt bei mir. Überhaupt fällt auch das ins Gewicht, daß ich Deutsch, Englisch und Französisch spreche. Das ist doch immer gut für einen Detektiv!"

„So, so! Meinen Sie?"

Er betrachtete sie jetzt aber mit sehr wohlgefälligen Blicken.

„Well, young lady, ich glaube, wir machen mal einen Versuch mit Ihnen!"

Lus Augen strahlten.

Er nahm das Telephon, das vor ihm auf dem Schreibtisch stand.

„Hallo, Mister Bell," rief er seinen Mitarbeiter an. „Ich schicke Ihnen da eine junge Lady, mit der wir's mal versuchen wollen! — Was? — Deutsche? — Yessir!

Funny little Saurkraut, — plenty of nerve! — Well, geben Sie ihr einen leichten Fall. Den von Smith Brothers? — Allright!“

Er hängte den Hörer wieder ein und drückte auf die Tischglocke.

„Bringe die Lady zu Mister Bell!“ befahl er dem eintretenden Officeboy.

Dann beugte er sich wieder über seine Schreibereien, ohne Lus Gruß zu beachten.

Leichten Herzens und mit gespannter Erwartung folgte sie dem Officeboy in das Privatkontor Mister Bells.

„Come in!“ rief es in dröhnendem Baß hinter dessen Tür hervor.

Mister Bell sah aus wie ein Preisboxer, und sein dickes rotes Gesicht ließ gerade keinen Prohibitionisten in ihm vermuten. Er war in Hemdsärmeln, ohne Kragen, rekelte sich in seinem Sessel herum und hatte die Beine mitten zwischen die Papiere auf seinen Schreibtisch gelegt. Er kaute eifrig Tabak mit seinen mächtigen Kiefern und spuckte von Zeit zu Zeit einen kräftigen braunen Strahl in den mehrere Meter entfernt stehenden Spucknapf.

„So you are the little Saurkraut!“ lachte er gut gelaunt. „Well, take a seat, young lady!“

Gehorsam setzte sich Lu auf einen Stuhl. Innerlich war sie wütend darüber, daß diese Yankees sie fortwährend ‚Saurkraut‘ nannten. Das war ein Spottname für die Deutsch-Amerikaner. Nun, Sie wollte den Spottnamen schon zu Ehren bringen!

„Gee, wie jung Sie noch sind!“ Mister Bell wunderte sich und spuckte wieder geschickt in den Napf.

Lu war zusammengezuckt und überlegte, ob sie ihm den Napf nicht näherrücken solle. Sie mochte es nicht miterleben, wenn das Experiment einmal fehlging.

„Sie müssen es dem old man direkt angetan haben, daß er Sie nicht fortgeschickt hat! — Also ich soll Ihnen einen leichten Fall geben —!“

Er sah sie mit lustig zwinkernden Augen an. Dann

nahm er langsam ein Bein nach dem anderen vom Tisch und begann unter seinen Papieren herumzukramen. Endlich zog er mehrere zusammengeheftete Briefe und Notizen hervor.

„Well, da ist also der Fall Smith. . . .“

Lus große dunkle Augen waren erwartungsvoll auf ihn geheftet.

„Es handelt sich um eine Nähmaschine. . . .“

„Um was . . . ?“

Lus Gesicht war ganz lang und enttäuscht geworden.

„Um eine Sewing-Machine! — O you little Saurkraut, Sie hatten wohl gedacht, Sie kriegten gleich den großen Bankraub von Austin oder den Doppelmord von Fort Worth?“

Mister Bell wollte sich ausschütten vor Lachen.

Lu war ganz rot geworden.

„Well, well,“ sagte er jetzt gutmütig, „das kommt alles später! Erst finden Sie mal heraus, wo Mister Smiths Nähmaschine geblieben ist. Das ist gar nicht so einfach! Er hat sie an die Witwe Jervis verborgt, und die Witwe Jervis behauptet, daß sie ihr ein Nigger namens Johnny Johnston gestohlen und irgendwo versetzt hat. Sie müssen jetzt also vor allen Dingen mal Johnny Johnston finden und sich damit in den Besitz der Nähmaschine zu setzen suchen. Wenn Sie sie finden, bekommen Sie zehn Dollars und einen neuen, besseren Fall. Je rascher und geschickter Sie arbeiten, desto mehr Geld können Sie verdienen! Hier in den Notizen finden Sie alles, was Sie wissen müssen.

Dann gab er ihr noch eine Marke.

„Wenn Sie die irgendeinem Polizisten zeigen, so erhalten Sie jede nötige Auskunft oder Hilfe von ihm, auch dient sie zu Ihrer Legitimation. Haben Sie alles verstanden?“

Lu nickte.

„Well, dann machen Sie sich am besten gleich an die

Arbeit. Je rascher Sie die Aufgabe lösen, je leichter haben Sie die zehn Dollars verdient! Good-bye and good luck, little Saurkraut!“

Er streckte ihr wohlwollend seine breite Athletenfaust hin.

„Good-bye, und ich danke Ihnen vielmals, Mister Bell,“ sagte Lu dankbar.

Dieser derbe Preisboxer gefiel ihr ganz gut, besser als der nervöse Big boss. Er schien es auch gut mit ihr zu meinen. Empörend war es nur, daß er sie fortwährend ‚little Saurkraut‘ nannte! Sie wollte wirklich versuchen, diesen Spottnamen in einen Ehrennamen zu verwandeln. Sie wollte den Yankees zeigen, was eine Deutsche leisten konnte!

Nachdenklich schritt sie durch das große Bureau wieder zur Straße hinaus.

Wenn die Nähmaschinengeschichte nur nicht so furchtbar prosaisch gewesen wäre! — Sie hatte sich wirklich schon in die Fälle eines Sherlock Holmes und Nick Carter hineingedacht und sollte jetzt nach einer alten Nähmaschine suchen. Verlockend winkten aber die zehn Dollars als Preis. Das war ein hübsches Stück Geld. Und später würden ja bessere Fälle kommen, hatte Mister Bell gesagt. Sie wollte vor allen Dingen einmal das Bündel Notizen durchstudieren, um sich mit dem Fall Smith vertraut zu machen. Das konnte sie am besten beim Frühstück. Sie hatte noch nichts gegessen an diesem Morgen und war sehr hungrig geworden. So ging sie ins Alamo-Café, bestellte für fünf Cents Kaffee und für zehn Cents Pie und vertiefte sich in ihre Lektüre. Eigentlich wunderte sie sich, daß das große Detektiv-Institut sich mit solchen Kleinigkeiten, wie abhandengekommenen Nähmaschinen, beschäftigte. Aber sie hatte ja schon die Erfahrung gemacht, daß der Amerikaner nichts liegen läßt, was auch nur einen Cent Verdienst bringen kann.

Während sie den harten Pie gedankenvoll in ihre Kaffeetasse einstippte, prägte sie sich das Signalement der

Nähmaschine ein. Es war eine Singermaschine, trug die Nummer 6602, war grün lackiert und hatte einen zerbrochenen Fuß. — Komisch, daß dem Mister Smith so viel an der alten zerbrochenen Nähmaschine lag! — Er mußte dem Institut ‚Sun‘ doch sicher zwanzig Dollars für seine Bemühungen zahlen. Dafür kriegte er schon beinahe eine neue Nähmaschine! Er mußte also wohl persönlich verfeindet sein mit der Witwe Jervis und sie selbst im Verdacht haben, an dem Raub beteiligt zu sein. Es kam Lu sehr wahrscheinlich vor, daß die Witwe Jervis mit Johnny Johnston unter einer Decke steckte, denn eine schwere Tretmaschine war selbst für einen flinken Nigger nicht so einfach wegzuschleppen. Sie wollte also zuerst einmal der Witwe Jervis einen Besuch abstatten und den Schauplatz der schwarzen Tat in Augenschein nehmen. Wo wohnte die? Aha, achte Straße! Das war da oben am Army-Post, der Kaserne. Lu erhob sich, zahlte ihre fünfzehn Cents an der Kasse und machte sich auf den Weg zur achten Straße.

Vor Nummer dreiundzwanzig machte sie Halt. Hier wohnte also die Witwe Jervis. Es war ein kleiner, schäbiger Bungalow inmitten anderer schäbiger, kleiner Bungalows. Ihr fiel plötzlich ein, daß Sherlock Holmes sich gewöhnlich erst bei der Dienerschaft und den Nachbarn über die Leute unterrichtet hatte, gegen die er Verdacht hegte. Das konnte sie ja auch tun! Entschlossen trat sie in die Veranda des Nebenhauses und pochte an die Tür. Eine blonde, unverkennbar deutsche Frau öffnete ihr.

„Sie entschuldigen,“ sagte Lu auf Deutsch, „ich habe in der Zeitung gelesen, daß hier eine Nähmaschine zu verkaufen ist. Ist das richtig?“

Die Frau, die verbittert und vergrämt aussah, zog den alten Morgenrock fester um ihre magere Gestalt.

„Nee, Fräulein! Wenn ick 'ne Nähmaschine hätte, dann würde ick sie wohl nich verkoofen, sondern schneidern und damit 'n bißchen Geld verdienen. Aber nich mal soviel kann sich mein Mann zusammensparen, det er mir 'ne Nähmaschine koofen kann! Dabei arbeit't er von früh bis spät!“

Lu merkte, daß sie hier eine Landsmännin aus der Mark vor sich hatte.

„Sind Sie auch aus Berlin?" fragte sie.

„Ick? Nee, ick bin aus Bornim bei Potsdam. Det kennen Se woll nich?"

„Aber natürlich!" sagte Lu lachend. „Ich bin doch aus Potsdam!"

„Ach nee!" sagte die Frau, und ein heller Freudenschimmer huschte über ihr Gesicht. „Wie mich det freut! Kommen Se doch 'n bißchen 'rin, wenn Se Zeit haben, Fräulein!"

Ohne einen Augenblick zu zögern folgte Lu dieser Aufforderung und nahm auf der wackeligen Bank neben der Frau Platz. Geradeswegs steuerte sie aber jetzt auf ihr Ziel los.

„Sehn Se mal, Frau . . ."

„Pieseke!" fiel die Frau ein.

„Also, Frau Pieseke, sehn Sie, ich bin Schneiderin, und mir geht's gar nicht gut hier in Amerika. Nun möchte ich gerne 'ne Nähmaschine kaufen. Eine zum Treten, wissen Sie, das geht besser. Zu einer neuen hab' ich kein Geld. Da las ich in der Zeitung, daß in der achten Straße Nummer zweiundzwanzig eine gebrauchte Singermaschine zu verkaufen ist. Das müßte doch eigentlich hier sein!"

Frau Pieseke überlegte einen Augenblick.

„Am Ende irren Se sich, Fräulein! Det is am Ende hier nebenan in Nummer dreiundzwanzig bei der Jervissen! — Die hat 'ne Nähmaschine, — det heeßt, wenn se se momentan noch hat!"

„Wieso?"

„Na, vor 'n paar Tagen is 'n Nigger gekommen und hat se abjeholt. Ick kuckte noch extra über'n Zaun, weil die Jervissen in der Yard stand und immer losrief: ‚Careful, Johnny, careful!' Als ob an der ollen Maschine noch wat zu verderben jewesen wäre! Een Been war iberhaupt janz zerbrochen!"

Lu triumphierte innerlich. Das war Mister Smiths

Nähmaschine, und von einem Diebstahl war keine Rede. Das ging aus Frau Piesekes Bericht klar hervor.

„Is ja möglich, det se se nur zur Reperatur jeschickt hat und se jetzt wieder da hat," fuhr Frau Pieseke fort.

„Ich werde mich jedenfalls nachher mal nebenan erkundigen."

„Det tun Se man, Fräulein. Lassen Se sich aber bloß nich ibervorteilen. Die Jervissen, det is sie nämlich 'n Aas! Mir hat se ooch 'n paar janz verrostete Bijeleisen anjehängt, wie wir hierherzogen, und funfzig Cents davor jenommen. Seitdem spreche ich nich mehr mit se!"

„So was!"

Lu schüttelte entrüstet den Kopf.

„Wie lange sind Sie eigentlich schon in Amerika, Frau Pieseke?" erkundigte sie sich teilnahmvoll.

„Anderthalb Jahr wern's bald sein. Mir kommt's vor wie 'ne Ewigkeit!"

„Es geht Ihnen wohl nicht gut?"

„Ach, Fräulein, ha'm Sie 'ne Ahnung! Det war der dümmste Streich, den mein Mann in sei'm janzen Leben jemacht hat, det er ausjewandert is! Er war Maurerpolier, wissen Se, und hatte seinen scheenen Verdienst! Und ick hatte Jlanz- und Feinbijelei und verdiente ooch mit. Denn kamen die Streikes, und da hatten se ihm ja woll 'n Floh ins Ohr jesetzt, und nu mußt' er ja partuh nach Amerika! Erst die Iberfahrt! Na, da hatte ick schon de Näse voll! Er hatte aber immer noch jroße Rosinen in der Tasche, als wir in Baltimore ankamen. Dann jing's Elend los. Erst konnten wir überhaupt keene Arbeet finden, zogen von eener Stadt in die andere und brauchten all unser Erspartes auf. Der Aujust saß ooch immer noch aufs hohe Ferd und wollte nich Handlanger oder sowas werden. Denn war's Jeld alle, und nu wurde er janz kleen! Da arbeiteten wir denn beede in der Cotton-Mill*) und verdienten ooch janz scheene. Aber die Arbeet! Ville länger,

*) Baumwollmühle.

als in Deutschland! Und der Stoob und die Hitze in der Cotton-Mill! Bei uns da hätt' schon die Jesundheitspolizei so'n Unfug untersagt! Denn kriejte mein Mann 's auf die Lunge und konnte jar nich mehr arbeeten! Entschädigung und Invalidenversicherung is nich! Der Boß jab uns eenfach 'n Tritt, nahm andere Arbeiter, und wir beede saßen uff der Straße und waren ooch noch alle beede krank!"

„Das ist ja furchtbar traurig!" sagte Lu mitleidig.

„Da haben Se recht, Fräulein! Und nischt zu beißen! Wenn ick noch so denke, wie jut wir Mächens et bei Jeheimrats und Majors uff die Stellen in Potsdam hatten! Immer reichlich zu essen und dick belejte Stullen und nich zu viel Arbeet und Sonntags uff'n Tanzboden! Aber damals war man ja nich zufrieden. Jott bewahre! Bis man denn so'n Stiesel heirat't, der eenen hier nach Amerika schleppt!"

„Was ist Ihr Mann denn jetzt?"

„Wat soll er sind? Zeitungsausträjer is er! Er kann ja nischt Rechtes mehr arbeeten mit seiner kaputten Lunge! Ick wasche von morgens bis abends. Aber meenen Se denn, ick kann jejen die Konkurrenz von die jelben Chinesen und die Dampfwäschereien an? 's is nur 'n pohwerer Verdienst; zum Leben zu wenig und zum Verhungern zu viel. — Wie ick schon sagte, ick wünschte mir 'ne Nähmaschine, det ick schneidern könnte. So was rentiert sich immer noch besser!"

„Hoffentlich rentiert sich's hier in San Antonio," sagte Lu mit einem Seufzer. „Mir ist's auch 'ne Zeitlang recht schlecht gegangen in Amerika."

„Ach Jotte doch!" meinte Frau Piefeke mitleidig, „und sind doch sicher aus 'ne feine Familie!"

„Na, 's jeht!"

„Nee, sagen Se nischt! Det merkt man! — Na, jedenfalls wünsche ick Ihnen viel Jlück, Fräulein!"

„Danke, Frau Piefeke!"

Lu erhob sich.

„Denn will ich also mal nebenan gehen und sehen, ob Frau Jervis mit sich handeln läßt. Tjö, Frau Pieseke!"

„Tjö, Fräulein! 's war nett, det Se 'n bißchen mit mir jeschwatzt haben!"

Dann beugte sich Frau Pieseke noch aus der Tür und rief ihr nach:

„Lassen Se sich bloß nich übervorteilen! Die Jervissen is wirklich 'n Aas!!"

Lu schüttelte lachend den Kopf und trat in die Yard des Nebenhauses.

Eine hagere ältliche Frau, mit billiger Eleganz gekleidet, öffnete ihr. Mißtrauisch und stechend betrachteten ihre dunklen Augen die vor ihr Stehende. Lu beschloß, hier ein wenig die Dumme zu spielen.

„Kann ich Sie einen Moment unter vier Augen sprechen?" begann sie mit wichtiger, geheimnisvoller Miene.

„In welcher Angelegenheit?" erkundigte sich Mistreß Jervis frostig.

Lus Miene wurde noch wichtiger. Sie zog ihre Marke hervor.

„Ich bin Detektiv, Mistreß Jervis. Ich möchte Sie in einer sehr wichtigen Sache privatim sprechen!"

„Oh, — das ist etwas anderes! Come in, please!"

Mistreß Jervis öffnete die Tür zum Parlour. Lu bemerkte deutlich das höhnische Lächeln um ihre Lippen. Sie kam ihr wohl unendlich albern vor! Ein Detektiv, der gleich mit der Tür ins Haus fällt!

„Please, take a seat!"

„Thank you, ma'am!"

Lu ließ sich in einen Schaukelstuhl fallen.

„Es handelt sich also um die Nähmaschine, die Mister Smith von der Firma Smith Brothers, die Näh- und Schreibmaschinen sowie Fahrräder und Automobile verleihen, Ihnen für einen Dollar die Woche geborgt hat."

„Sehr richtig, ma'am," sagte die Witwe Jervis und schaukelte sich behaglich.

„Die Maschine ist Ihnen von einem Nigger namens Johnny Johnston gestohlen worden, nicht wahr?“

„Yes'm.“

„Es liegt Ihnen doch auch daran, sie wiederzufinden!“

„Of course, ma'am,“ versetzte die Witwe Jervis im Brustton der Überzeugung.

„Well, ich bin mit dem Auftrag betraut, die Maschine wiederzufinden,“ sagte Lu mit selbstgefälligem Lächeln. „Zeigen Sie mir also bitte den Tatort!“

Die Witwe Jervis konnte jetzt kaum das Lachen unterdrücken.

„Wenn Sie bitte hinüberkommen wollen, ma'am!“

Sie führte sie ins Nebenzimmer und deutete auf einen leeren Platz vorm Fenster.

„Hier hat die Maschine gestanden.“

Lu machte ein Gesicht, als ginge ihr plötzlich ein Licht auf.

„I see! Da war das Fenster nachts offen, und der Nigger hat die Maschine durch's Fenster gestohlen!“

„Yes'm; so wird's wohl gewesen sein!“ sagte die Witwe Jervis jetzt mit offenem Hohn.

„Und es war eine Singermaschine, trug die Nummer 6602, war grün lackiert und hatte ein zerbrochenes Bein?“

„Yes'm.“

„Well, da danke ich Ihnen für die gütige Auskunft, Mistreß Jervis! Ich werde mich gleich nach dem Nigger Johnny Johnston umsehen und schon herauskriegen, wo er die Maschine versetzt hat. — Good-bye, Mistreß Jervis!“

„Good-bye, ma'am!“

Geschäftig eilte Lu dem Ausgang zu.

Auf der Straße angekommen, lachte sie vor sich hin. Da hatte sie die Witwe Jervis ja im Netz! Ihre Angaben standen so schön im Widerspruch zu den Aussagen einer einwandsfreien Zeugin wie Frau Pieseke. Nur merkwürdig, daß sie den Namen des Niggers, mit dem sie doch im Komplott war, so offen angab. Sie mußte also doch wohl die Gewißheit haben, daß sie den Fall nie

lösen würde, wenn sie sich an Johnny Johnston hielt. Höchstwahrscheinlich hatte er die Maschine gar nicht unter seinem eigenen Namen versetzt, oder er hatte sie überhaupt nicht versetzt. Das war auch möglich! Nachdenklich schritt Lu der Stadt zu. Der Fall war vielleicht doch verwickelter, als sie dachte. — Es war gerade Mittagspause. Sie wollte jetzt erst lunchen und dann auf die Suche gehen bei den Leihämtern und Althändlern; nicht nach Johnny Johnston, sondern nach der grünlackierten Singermaschine Nummer 6602 mit dem zerbrochenen Bein. Sie bog in eine Querstraße der Houston-Street ein und sah sich nach einem guten Lunch-Room um. Ein weißes Schild über einer offenen Tür erregte ihre Aufmerksamkeit.

‚Tsing Lee. Chop Suey.‘ stand da.

Allright, sie wollte die chinesische Küche einmal versuchen. Neugierig trat sie in das kleine Lokal.

Sie war beinahe ein wenig enttäuscht. Das sah hier auch nicht viel anders aus als in jedem anderen Restaurant. Ein Wandschirm, der einen Teil des Raumes abschloß und auf dem ‚Ladies Dining Room‘ stand, und ein paar Fächer an den Wänden waren das einzig Chinesische. Aber sehr sauber sah alles aus. Viel einladender als bei den Weißen. Die gelben Kellner steckten in reinlichen weißen Anzügen, hatten die ordentlich geflochtenen Zöpfe um den Kopf gelegt und schlichen auf ihren Filzsohlen flink und geräuschlos herum. Hinter der Kasse thronte Herr Tsing Lee selber. Ein alter Chinese, dessen Gesicht aussah wie eine verschrumpfte Zitrone, und dessen dunkle Schlitzaugen klug hinter großen Brillengläsern hervorlugten. Er begrüßte jeden neu eintretenden Gast mit einer tiefen devoten Verbeugung. Das Lokal war sehr gefüllt. Nicht nur ‚Japs‘ und ‚Celestials‘, sondern auch Weiße aller Stände saßen dichtgedrängt um die kleinen Tische und vor dem langen Büfett. Das war eine ganz gute Empfehlung für Tsing Lees Küche.

Lu nahm in dem ‚Ladies Dining Room‘ Platz und bestellte bei dem höflich lächelnden Kellner ihr ‚Regular

Dinner‘ für fünfundzwanzig Cents. Es waren wohl an die sechzehn Schüsselchen, die der Kuli um sie herumstellte. Alles winzige Portionen, aber ganz vorzüglich zubereitet. Da gab es drei gebackene Austern mit einer sehr pikanten Sauce; Fischragout in Tomaten mit allerhand Kräutern garniert; Geflügel mit Pilzen und verschiedenen süßlichen Tunken; dreierlei verschiedene sehr wohlschmeckende Reisgerichte. Nachher brachte der Kellner noch sehr reichlich Kuchen und ganz vorzüglichen Tee.

Lu ließ es sich gut schmecken und beschloß, in Zukunft nur noch bei Chinesen zu essen. Diese Kochart war der amerikanischen ja bei weitem vorzuziehen. Man wußte zwar manchmal nicht recht, was in all diesen kleinen Schüsselchen drin war; aber das war ja egal; Hauptsache, daß es gut schmeckte! Sie war seit ihrer Hungerkur in New Braunfels ungeheuer empfänglich für Tafelfreuden geworden. —

Neben dem ‚Ladies Dining Room‘ war die Küche. Lu warf einen Blick hinein, ehe sie ging. Wie sauber das alles aussah! — Auch hier hantierten ein paar weißgekleidete Kulis am Herd herum. Hinter der Küche war ein Hof. Sie sah zu ihrem Erstaunen, daß dort verschiedene Chinesen, die anscheinend ihr Mahl beendet hatten, in einer Reihe standen und sich aus Leibeskräften die Zähne putzten. Wirklich löblich solche Reinlichkeit!

Sehr befriedigt zahlte sie ihren Quarter an der Kasse und sagte Mister Tsing Lee, wie gut es ihr geschmeckt habe. Der verbeugte sich fast bis zur Erde und grinste höflich.

Ohne der Mittagshitze zu achten, machte sich Lu auf den Weg zur Commerce-Street, wo die meisten Leihämter und Althändler waren.

Das erste Leihamt wurde von einem Irländer geführt. Bereitwillig zeigte er ihr seine Bücher, als sie sich als Detektiv legimiert hatte. Es stellte sich heraus, daß in den letzten sechs Tagen ein Farbiger namens J. Johnston eine Wanduhr versetzt habe. Ein anderer

J. Johnston hatte eine Mandoline, ein dritter J. Johnston einen Doublé-Ring versetzt. Im Ganzen waren fünfzehn Niggers dagewesen, die J. Johnston hießen. Eine Singermaschine Nummer 6602, grün lackiert, mit einem zerbrochenen Bein, hatte aber keiner versetzt. Es war überhaupt keine solche Nähmaschine bei diesem Leihamt versetzt worden.

Lu sah ein, daß es keinen Zweck hatte, nach Johnny Johnston zu suchen. Es schien in San Antonio ein paar hundert Niggers zu geben, die J. Johnston hießen.

„'s ist gerade so, als wenn man unter den Mexicans nach einem Ramirez suchen wollte!" sagte der Irländer lachend.

„O Gee! Gibt's bei denen auch so viel?"

Lu sah ganz unglücklich aus. Unter solchen Verhältnissen hatte es ein Detektiv wahrhaftig nicht leicht.

Also wollte sie ihre Erkundigungen ausschließlich auf die grünlackierte Singermaschine Nummer 6602 mit dem zerbrochenen Bein beschränken.

Von einem Versatzhaus zum anderen und in unzählige Ramschgeschäfte ging es. Aber nirgends wollte man etwas von einer grünlackierten Singermaschine Nummer 6602 mit einem zerbrochenen Bein wissen.

Lu war schon ganz erschöpft, als sie von einem Laden zum anderen trabte in den heißen, staubigen Straßen. Dabei neigte sich der Tag zu Ende, und sie war noch gar nicht recht weitergekommen. Wie jammervoll mühsam war doch jegliche Arbeit hier in Amerika! 's war schon richtig, die Yankees schenkten einem keine zehn Dollars, ohne eine entsprechend hohe Leistung dafür zu fordern!

Endlich war sie beim letzten Ramschladen der Straße, ganz hinten am Depot, angekommen. ‚Samuel Rosenbusch' stand über der Tür. Sie war kaum eingetreten, als Herr Rosenbusch hinter seinem Counter hervor auf sie losstürzte.

„Hab' die Ehr', gnädiges Fräulein!"

Mit dem Scharfblick seiner Rasse hatte er sofort die Deutsche in ihr erkannt.

„Womit kann ich dienen, gnädiges Fräulein? Vielleicht e Mullkleid? Spottbillig zu herabgesetztem Preis, weil Sie e Landsmännin von mir sind!"

Lachend wehrte sie dem Wortschwall.

„Gott bewahre, Herr Rosenbusch! Ich will ja nichts kaufen, — wenigstens heute nicht! Ich bin als Detektiv hier. Da ist meine Marke!"

„Ah so! Well, wie haißt? Werd' ich stehen zu Ihrem Befehl, gnädiges Fräulein!"

„Sagen Sie mal, ist bei Ihnen in den letzten Tagen eine grünlackierte Singermaschine Nummer 6602 mit einem zerbrochenen Bein versetzt oder verkauft worden?"

Es wurde Lu ganz schlecht, als sie diese Frage wohl schon zum zwanzigstenmal wiederholte.

„Werd ich gleich nachsehen! E Augenblick, gnädiges Fräulein!"

Herr Rosenbusch blätterte diensteifrig in seinen Büchern herum, während sie sich erschöpft auf eine Margarinetonne hockte und ihn ängstlich betrachtete.

Endlich drehte sich Herr Rosenbusch um.

„Tut mer leid, gnädiges Fräulein, tut mer sehr leid, aber e grünlackierte Singermaschine Nummer 6602 mit em zerbrochenen Bein is bei mir nich versetzt oder verkauft worden! Ich will zwar nochmal meine Frau fragen. . . ."

Er verschwand im Nebenraum.

„Rebekka! — Rebekche!" hörte sie ihn rufen. „Hast du e grünlackierte Singermaschine Nummer 6602 mit em zerbrochenen Bein angenommen?"

„Brrr!" stöhnte Lu und blickte verzweiflungsvoll zur Decke hinauf, an der alte Stiefel, Riemen und Zwiebeln an Drähten hingen.

„Was willste —?!" antwortete Rebekche.

Lu stopfte sich die Finger in die Ohren, um nicht die Wiederholung der schrecklichen Frage hören zu müssen.

Herr Rosenbusch kehrte zurück.

„Nein, gnädiges Fräulein," sagte er bedauernd, „meine Frau weiß auch nix davon."

Traurig senkte Lu den Kopf.

„Dann hilft das nichts, dann muß ich wieder weiter. Ich danke Ihnen für Ihre Mühe."

In Herrn Rosenbuschs Augen blitzte es plötzlich auf.

„Warten Se 'n Augenblick. Fällt mer da nich was ein?! — Rebekche!" brüllte er.

Langsam schob sich eine ungeheuer korpulente Dame in einem feuerroten Morgenrock in den Laden.

„Nu, was willste schon wieder, Samuel?!"

„Was war doch das mit dem Nigger, der vorhin da war?"

„Der brachte 'ne Nähmaschine und wollt' sie verkaufen, für eine Mistreß Evans, sagte er. Ich wollt' ihm geben fufzehn Dollars. Das war ihm zu wenig. Da hab' ich gesagt, er soll wiederkommen, wenn mein Mann da is, und da hat er gesagt, er kommt morgen früh wieder."

Lu war wie elektrisiert.

„Hatte sie ein zerbrochenes Bein?"

Frau Rosenbusch nickte.

„Und war grün lackiert?"

„Yes'm!"

„Und hatte Nummer 6602?!"

„Hab' ich nich gesehen nach der Nummer."

„Schadet auch nichts! Das ist sie ja! Das ist Mister Smiths Nähmaschine!"

Lu tanzte vor Jubel zwischen den Margarinetonnen herum.

„Hören Sie, Herr Rosenbusch," sagte sie dann. „Ich komme also morgen in aller Frühe her und setze mich hier im Laden hin. Wenn der Nigger kommt, so kann ich dann ja konstatieren, ob's die gesuchte Maschine ist. Sie einigen sich natürlich nicht über den Preis und schicken den Kerl weg. Ich gehe hinter ihm her und lasse ihn einfach auf der Straße von einem Policeman arretieren. Dann habe ich Nigger und Nähmaschine! Einverstanden?"

„Aber gewiß, gewiß!" antwortete Herr Rosenbusch schmunzelnd.

„Well, dann good-bye! Sowie Sie aufmachen morgen früh, bin ich also da!“

Wie ein Wirbelwind stürmte Lu auf die Straße hinaus und trat den Heimweg an. Freude und Triumph erfüllten sie. Nun war die Aufgabe ja schon so gut wie gelöst. Was morgen noch kam, war Kinderspiel! Und sie hatte in zwei Tagen zehn Dollars verdient! — Hip, hip, hurra!

Sie sprang in ein paar Sätzen die Veranda des Bungalow hinauf, wo McDowells saßen und ihr mit lachender Erwartung entgegensahen.

„Well, Miss von Wersien, I see, you're lucky!“ sagte Mister McDowell.

Sie nickte vergnügt.

Dann erzählte sie ihnen von ihren Abenteuern und Erfolgen. Die guten Leute freuten sich mit ihr wie die Kinder und behielten sie zu einem heiteren Abendessen da. Als sie aber nachher behaglich wieder in ihren Schaukelstühlen auf der Veranda saßen, da fingen alle drei an zu gähnen. Hinter jedem lag ein Tag harter Arbeit.

„Ist doch besser, wenn wir zu Bett gehen,“ sagte Lu und erhob sich lachend, „wir armen Arbeitstiere haben das bißchen Schlaf verdient und müssen morgen früh raus.“

„'s ist wahr,“ nickte die junge Frau gähnend.

Mister McDowell griff nach der Zeitung und hielt sie Lu hin.

„Da ist der Expreß, wenn Sie noch etwas im Bett lesen wollen. Bringt einen sehr interessanten Artikel über die Prohibition-Law. . . .“

„Um Gottes willen, bloß nicht!“ wehrte Lu entsetzt ab. „Auch noch Prohibition; — ich habe genug an der Nähmaschinengeschichte!“

Lachend verabschiedete man sich.

Lu war todmüde und schlief bald ein. Sie träumte von der grünlackierten Singermaschine Nummer 6602 mit dem zerbrochenen Bein.

XIII

Bei Tagesgrauen stand Lu am anderen Morgen auf, noch ehe es in den Bungalows lebendig wurde und die Fabrikpfeifen gellten. Leise verließ sie das Haus und ging nach der Commerce-Street. Sie hatte Angst, daß ihr die Beute entgehen könne. Vor Herrn Samuel Rosenbuschs Laden mußte sie dann noch eine geraume Weile warten, bevor er die Tür aufschloß.

„Sie sind aber pünktlich, Fräulein!“ bemerkte er lächelnd.

„Das gehört zu meinem Beruf!“ gab sie ernst zurück.

Sie nahm ihren Platz auf der Margarinetonne wieder ein und vertiefte sich anscheinend in eine Zeitung. Dabei beobachtete sie das lebhafte Kommen und Gehen im Laden.

Neger und Mexikaner kamen, um billig allerlei bunte Herrlichkeiten einzukaufen. Schäbige Weiße, verhärmte Frauen kamen schüchtern und scheu, um ihre Habseligkeiten zu versetzen. Freche Loafers brachten allerhand wertvolle Schmucksachen, zu denen sie wohl nicht auf ehrlichem Wege gekommen waren, und verkauften sie um einen Spottpreis. Dieser Herr Rosenbusch war geradezu bewundernswürdig. Er sprach fließend Englisch und Spanisch mit den Kunden, jeden seiner Individualität nach behandelnd. Der kleine, schäbige Laden schien eine Goldgrube zu sein.

Endlich tat sich die Tür auf, und Johnny Johnston erschien polternd mit der Nähmaschine.

Lu fuhr zusammen vor freudiger Aufregung und hätte fast allzu großes Interesse verraten.

Johnny Johnston und Herr Rosenbusch kamen bald in eifriges Handeln.

„Also 'ne Singer-Sewing-Machine Nummer 6606 ist das,“ hörte sie letzteren verächtlich sagen. „'n ganz altes System, und der Fuß ist auch kaputt. Dafür wollen Sie zwanzig Dollars haben? No, Sir! Höchstens zehn!“

„Be fine sewing-machine!“ bellte der Nigger dagegen.

„Gleich will ich tot hinfallen, wenn ich sie für zehn Dollars hergebe! Missi hat gesagt, sie soll zwanzig Dollars kosten!“

„Welche Missi?“

„Missi Evans!“

„Was haben Sie mit Mistreß Evans zu tun?“

Johnny Johnston kratzte sich seinen Wollkopf. Es wurde ihm unbehaglich.

„Ich trage Holz und Wasser für Missi Evans, für acht Bits die Woche. Da hat Missi Evans gesagt ‚Johnny‘, hat sie gesagt, ‚nimm die Sewingmachine und verkauf' sie für zwanzig Dollars‘. Und da hab' ich die Sewingmachine genommen, und da ist sie. Aber gleich auf der Stelle will ich blind werden und tot hinfallen, wenn ich sie billiger hergebe als für zwanzig Dollars!“

„Dann nehmen Sie das alte Ding nur und gehn Se weiter damit,“ sagte Herr Rosenbusch kurz. „Noch keine zehn Dollars is es wert! Bei mir werden Se's nich los!“

Brummend und fluchend packte Johnny Johnston die Nähmaschine wieder auf seinen breiten Rücken und ging zur Tür hinaus.

Wie der Blitz war Lu aufgesprungen und eilte hinter ihm her.

Sie war doch wohl zu unvorsichtig gewesen in ihrem Eifer.

Kaum auf der Commerce-Street angekommen, sah sich Johnny Johnston nach allen Seiten um. Er bemerkte Lu, die ihn gespannt beobachtete, und stutzte. Dann packte er die Maschine fester und bog mit langen Schritten in eine wenig belebte Avenue ein.

Das war unangenehm! Vergebens sah sich Lu nach einem Policeman um. Na, das kannte sie schon von Potsdam her, daß Schutzleute nie da waren, wenn man sie gerade brauchte. Sie selbst hatte das dumpfe Gefühl, sich wohl auch nicht gerade ganz richtig als Detektiv

benommen zu haben. Wütend bog sie hinter Johnny Johnston in die Avenue ein. Entgehen sollte er ihr nicht!

Jetzt blickte der Nigger wieder über die Schulter. Er sah die Lady, die im Laden, dann hinter ihm in der Commerce-Street gewesen und jetzt wieder hinter ihm in der Avenue war. Es war ihm nun klar, daß er verfolgt wurde. Er setzte sich in Galopp. Lu blieb ihm hart auf den Fersen.

„Stop!“ rief sie, jede Vorsicht außer acht lassend.

Johnny Johnston machte nur noch längere Beine. Die schwere Maschine hinderte ihn aber sehr. Lu kam ihm bedrohlich nahe.

„Stop!“ wiederholte sie ihren Befehl.

Ihnen entgegen kamen Leute. Ein paar stämmige Arbeiter. Neue Hoffnung erfüllte Lu. Die konnten ihr helfen, den Burschen zu arretieren. Sie schwenkte die Arme.

„Hold him up!“ brüllte sie.

Die Arbeiter verstanden sofort. Sie setzten sich in breiter Linie in Trab, so daß sie die Straße sperrten.

Johnny Johnston sah, daß seine Lage verzweifelt war. Die Nähmaschine konnte er nicht mehr retten, höchstens sich selber. Kurz entschlossen warf er sie zu Boden und sah sich wild um. Vorn versperrten ihm vier kräftige Männer den Weg. Hinter ihm rannte nur eine junge Dame. Johnny Johnston schlug plötzlich einen Haken wie ein verfolgter Hase und wollte an Lu vorübersausen. Die war aber Sportsgirl genug, um sich in scharfer Wendung herumwerfen zu können. Sie erwischte Johnny Johnston am Rockzipfel und hielt aus Leibeskräften fest.

„Help!“ brüllte sie den Arbeitern zu, die im Galopp herankamen.

In demselben Augenblick erhielt sie eine ganz ungeheure Ohrfeige, die sie ohne weiteres hintenüber in den Straßenschlamm warf. Befreit sprang der Nigger in langen Sätzen davon und verschwand hinter der nächsten Straßenecke.

Erschrocken hatten die Arbeiter bei Lu haltgemacht

und halfen ihr auf. Sie war sehr schmutzig, und ihre Nase blutete. Ihr ganzes Gesicht tat so weh von dem überaus kräftigen Schlag, daß sie den mitleidigen Leuten nur mühsam erklären konnte, um was es sich gehandelt hatte.

„Well, die Sewingmachine haben Sie jetzt doch wenigstens, ma'am, und das war doch die Hauptsache!“ tröstete einer.

Lu sah das ein und nickte. Sie hatte ihre Aufgabe immerhin gelöst.

„Daß Sie den Nigger auffangen sollen, kann kein Mensch von Ihnen verlangen, das ist keine Arbeit für eine Lady,“ meinte ein anderer, „das ist Sache der Polizei!“

„Aber beastly brave haben Sie sich benommen, ma'am!“ setzte er bewundernd hinzu.

Lu versuchte geschmeichelt zu lächeln und tupfte sich das Blut von der Nase.

Dann traten sie alle zur Nähmaschine und nahmen sie ernsthaft in Augenschein.

„Jetzt sind ja beide Füße entzwei!“ rief sie entsetzt.

„Ja, das ist wohl so, ma'am,“ sagte einer der Arbeiter und kraute sich hinter den Ohren.

„Das hält keine Sewingmachine aus, wenn man sie auf's Pflaster wirft!“

„Well,“ meinte Lu entschlossen, „ich habe den Auftrag, die Maschine wiederzubringen. In welchem Zustand ich sie wiederbringe, das hat nichts damit zu tun! Meinen Sie nicht auch?“

„Sure!“ ertönte es bekräftigend rings im Kreise.

Lu betrachtete sich prüfend. Sie sah unglaublich aus. So konnte sie nicht über die Straße gehen. Sie bat also einen der Arbeiter, ihr ein Auto vom Bahnhof zu holen.

In einigen Minuten war es zur Stelle. Verwundert betrachtete der Chauffeur die ramponierte junge Lady und die Fragmente der Nähmaschine. Die Arbeiter halfen ihr beim Einsteigen und packten die Maschine auf das Dach des Autos. Dann brachten sie ‚three cheers‘ aus auf

die tapfere junge Lady, und unter ohrenbetäubendem Yellen sauste Lu der North-Street zu.

Vor ihrem Bungalow angekommen, kam das dicke Ende noch nach für sie. Der Chauffeur verlangte vier Dollars für Fahrt, beschmutzte Polster und verkratztes Verdeck. Brummend zahlte sie. Als sie dann in ihrem Zimmer saß und kalte Umschläge auf das brennende Gesicht machte, rechnete sie nach, daß sie vier Dollars für's Auto und jedenfalls zwei Dollars Reinigungskosten für ihr verdorbenes Kleid würde anschreiben müssen. Zehn Dollars minus sechs Dollars. Da blieb nur ein knapper Verdienst von vier Dollars für all die Mühe, die Strapazen und die fürchterliche Ohrfeige! Unter solchen Verhältnissen rentierte sich der Beruf einer Lady-Detektive wirklich nicht recht!

Dann telephonierte sie an das Detektiv-Institut Sun und meldete, daß sie die Nähmaschine gefunden habe.

Mister Bell kam selbst mit seinem Auto, um sie abzuholen. Daß nun beide Füße entzwei waren, schien ihn weiter nicht aufzuregen.

„Der Smith hat uns den Auftrag gegeben, seine Sewingmachine wiederzufinden und die Schuldigen herauszukriegen. Das haben wir getan. That's all! Sie haben Ihre Sache fein gemacht, little Saurkraut!“

Damit legte er ein Päckchen mit zehn neuen Dollarscheinen vor sich hin.

„Daß Sie sich Ihre kleinen Ohren boxen ließen von dem Nigger, war nun gerade nicht nötig,“ fuhr er mitleidig fort. „Immer ruhig, nur nicht zuviel Eifer! Wir zahlen Ihnen doch nix extra dafür! Aber Sie haben's für den Anfang ganz gut gemacht! Es steht also fest, daß die Witwe Jervis die Sewingmachine einfach unterschlagen hat. Dann hat sie klugerweise ein paar Tage gewartet und schließlich doch den Johnny Johnston immer noch zu früh damit zum Juden geschickt. Gar nicht besonders schlau hat sie die Sache angefangen, die alte Katze! Well, das Weitere besorgen wir. Ruhen Sie sich nur noch ein paar

Tage aus; Sie sehen ja ganz verschwollen aus, little Saurkraut! Dann können Sie sich in der Office melden zu einem neuen Fall. Der Big boss läßt sagen, daß er zufrieden ist mit Ihnen. Good-bye, little one; — machen Sie Eisumschläge!"

„Thanks, Mister Bell, werde ich machen!"

Kräftig erwiderte sie seinen Händedruck.

Sie freute sich doch über das Päckchen neuer Scheine und die Anerkennung ihrer Chefs. Als er gegangen war, legte sie sich zu Bett und ließ sich von der freundlichen Mistreß McDowell Eisumschläge machen. Das Abenteuer dieses Morgens hatte sie doch recht angegriffen. Im stillen rechnete sie wieder. Eis — zwanzig Cents. Zehn Dollars minus sechs Dollar zwanzig; — wie unangenehm!

XIV

Am nächsten Tage war Lus Befinden wieder wesentlich besser, und schon am Nachmittag begab sie sich in die Office des Instituts ‚Sun' und meldete sich zum Dienst. Mister Irving, der kleine Big boss, hatte sie rufen lassen.

„Well, Sie sind ja sehr eifrig," sagte er und betrachtete sie wohlwollend über seine Brillengläser hinweg.

„Ich glaube Ihnen mit Bestimmtheit versichern zu können, daß wir Sie nach einer Probezeit von acht Tagen fest engagieren werden. Vorläufig mit einem Gehalt von dreißig Dollars monatlich. Das steigt nach Ihren Leistungen. Auslagen und Spesen natürlich extra."

Lus Gesicht strahlte. Hatte sie ein Glück!

„Gehen Sie jetzt zu Mister Bell und lassen Sie sich eine neue Beschäftigung anweisen!"

Der Big boss entließ sie diesmal mit einem gnädigen Kopfnicken.

Mister Bell begrüßte sie in seiner derben, lauten Art und mit kräftigem Handschlag.

„Hallo, little Saurkraut, schon wieder auf den Beinen?!

Und gleich wieder einen neuen Fall? Lassen Sie sich nur nicht sämtliche Knochen entzweischlagen."

„No, werde mich in Zukunft in acht nehmen!" entgegnete sie lachend.

„Das müssen Sie auch," meinte Mister Bell jetzt ernst. „Mischen Sie sich nicht in Sachen, die eine Lady nichts angehen, wie Verhaftungen, Verfolgungen und dergleichen. Das kann jeder Loafer. Sie sollen nur das feinere Spionieren besorgen. Verstanden?"

„Ja," sagte Lu ein wenig kläglich, „dann muß ich aber immer gerade aufhören, wenn die Sache interessant wird!"

„Interessant! Das ist gut! An Tapferkeit fehlt's euch deutschen Girls wahrhaftig nicht! Sagt, es wird interessant, wenn ein Nigger sie um die Ohren schlägt!"

„Well, das meinte ich damit gerade nicht!"

Mister Bell kramte unter seinen Papieren herum.

„Also neue Beschäftigung für Sie. . . ."

Er zog einen Brief hervor.

„Da schreibt mir Mister Joske von der Firma Joske Brothers, wissen Sie, das große Warenhaus Ecke Commerce-Street, daß er morgen Ausverkauf hat, und bittet um ein paar Ladies und Gentlemen zur Überwachung der verschiedenen Warenabteilungen. Sie brauchen gar kein Gesicht zu machen, little Saurkraut, das ist interessant genug! Bei einem Whole-Sale da geht's oft heiß her. Da fliegen die Hüte und Lockenchignons, und gestohlen wird nicht zu knapp! Also Sie finden sich morgen um sieben Uhr bei Joske Brothers ein. Sie haben weiter nichts zu tun, als durch alle Räume zu gehen, als wären Sie auch eine Käuferin, und dabei aufzupassen, daß nichts von den Auslagen gestohlen wird. Verfahren Sie aber höflich mit den Ladies, vor allem, wenn es Society-Girls sind!"

„Wie soll ich das aber wissen, ob es Society-Girls sind?"

„Well, sehr einfach! Die benehmen sich am auf-

fallendsten, sind am auffallendsten gekleidet und am auffallendsten bemalt; — that's a Society-Girl!"

Mister Bell hatte die Hände über dem Magen gefaltet und lachte behaglich vor sich hin.

Lu sah immer noch ein wenig unglücklich aus.

„Haben Sie gar keinen anderen Auftrag für mich, Mister Bell?"

„No! — Gehn Sie nur zu Joskes, da können Sie zeigen, ob Sie scharfen Blick und dabei Takt haben. Sie erhalten fünf Dollars für den Tag."

Jetzt heiterte sich ihr Gesicht wieder auf. Das war ein schöner Verdienst und dafür nichts zu tun, als ein paar Stunden in einem Warenhaus auf und ab zu promenieren.

„Allright," sagte sie zufrieden, „morgen um sieben bin ich also bei Joskes."

Mister Bell lachte laut auf.

„Ihr ‚Saurkrauts' seid eigentlich auch nicht besser als wir Yankees! Sobald ihr das Wort Dollar hört, werdet ihr vergnügt und seid zu allem zu haben!"

Lu wurde ein wenig rot. Er hatte wirklich beinahe recht. Sie fing an, schrecklich geldgierig zu werden.

„Zu allem doch nicht, Mister Bell! Nur zu dem, was sich mit unserer Ehre verträgt!"

Sie warf wieder den Kopf zurück in ihrer alten stolzen Art.

Mister Bell sah sie ganz verständnislos an und lachte gutmütig vor sich hin.

Lu biß sich auf die Lippen. Da war sie wieder einmal gründlich aus der Rolle gefallen. Gut, daß der Boß es nicht übel nahm! —

Während sie ihrer Behausung zuschritt und am Postgebäude vorüber kam, fiel ihr ein, daß sie gar nicht daran gedacht hatte, ihre Adresse in San Antonio der Post in New Braunfels anzugeben. Vielleicht waren dort schon längst der Geldbrief oder andere Briefe aus Deutsch-

land angekommen und warteten vergebens auf sie. — So trat sie denn in das Postgebäude, kaufte eine Karte und schrieb an das Postamt von New Braunfels mit der Bitte, ihr ihre Briefschaften nach San Antonio nachzusenden. — Merkwürdig, sie wartete gar nicht mehr mit so fieberhafter Spannung auf den Geldbrief. Mochten Mißverständnisse zu Hause vorliegen, mochte er durch die Schuld der Post umherirren, ihr lag gar nicht mehr so viel daran. Sie hatte das Bewußtsein, daß sie sehr gut würde leben können hier in San Antonio. Irgendeine Arbeit gab es immer für sie. Jetzt, da sie mit all den vielen Vorurteilen gebrochen hatte, lag das Leben bedeutend leichter und klarer vor ihr. Arbeiten, aus eigener Kraft sich das Geld zur Rückfahrt verdienen, das wollte sie! Sie schämte sich jetzt, daß sie überhaupt einen Jammerbrief nach Hause geschrieben hatte. Onkel und Tante war's schon hart angekommen, das Geld zur Hinreise aufzubringen. Nun sollten sie schon wieder die gleiche Summe schicken nach ein paar Wochen! Und wie hatte sie gebettelt um diese dumme Reise! Nein, sie wollte sich das Geld zur Überfahrt selbst verdienen, und Onkel und Tante das Reisegeld unberührt wieder mitbringen, wenn sie es doch noch schicken sollten. Sie beschleunigte ihre Schritte. — Zu Hause angekommen schrieb sie sogleich einen Brief nach Potsdam, in dem sie ihren Angehörigen ihren neuen Wohnort und Adresse mitteilte und daß es ihr jetzt wieder gut ginge, daß sie Geld verdiene und bei guten Leuten wohne und daß sie nach Hause kommen würde, sobald sie sich das Reisegeld selbst verdient habe. Es sei ihr eine gute Lehre gewesen, diese Fahrt ins Blufflands, sie sei gründlich kuriert von ihrer Vorliebe für Amerika und habe einsehen gelernt, wie gut sie es zu Haus gehabt hätte. Aber arbeiten habe sie gelernt und sich manch dumme Vorurteile und den alten Hochmut abgewöhnt. Daß Onkel und Tante ihr immer noch nicht geantwortet hätten, müsse ja auf einem Mißverständnis beruhen, sie sei in jeder Lebenslage eine Wersien geblieben. — Sehr befriedigt siegelte sie diesen Brief und

trug ihn am Abend noch zur Post. Das war etwas anderes, als das jammervolle Schreiben von New Braunfels! Da sahen die zu Hause doch, daß sie ein ganzer Kerl war und etwas gelernt hatte in der Fremde! —

Pünktlich um sieben Uhr am anderen Morgen fand sie sich bei Joske Brothers, Ecke Commerce-Street, ein. Sie staunte über das Aussehen der Straßen und kam allmählich zu der Überzeugung, daß ein Ausverkauf in Amerika doch etwas anderes sein müsse als ein Ausverkauf in Potsdam. Schon an der Alamo-Plaza begann die lange Reihe der Wagen und Autos, die vor dem großen Warenhaus hielten. Auf den Trottoirs drängte sich ein unabsehbarer Strom von Damen aller Stände und Farben. Vor dem Haupteingang, der noch nicht geöffnet war, wurde das Gedränge geradezu lebensgefährlich. Die Damen führten einen erbitterten Sturmangriff auf die ersten Plätze an der Tür aus, als gelte es, eine feindliche Festung zu nehmen.

Zwei Autos rasten heran in wildem Wettrennen. Das eine war rosa, das andere himmelblau lackiert. Die Negerchauffeure schimpften wütend aufeinander ein, während die Insassen, zwei bildhübsche, elegante Damen der Gesellschaft, sie zu immer größerer Eile antrieben. Aber das rosa Auto schien doch das schnellere zu sein. Geschickt drängte es der Chauffeur zwischen zwei Buggies, die er einfach zur Seite stieß, gerade vor den Haupteingang des Geschäfts. Der Chauffeur des himmelblauen Autos mußte sich mehrere Blocks entfernt als Letzter anreihen. Einen triumphierenden Blick auf die besiegte Rivalin werfend, sprang das rosa Society-Girl leichtfüßig aus dem Wagen und begann sich mit spitzen Ellenbogen einen Weg durch das Gedränge zu bahnen. Ganz hinten auf dem Trottoir erschien die Besitzerin des anderen Autos und arbeitete sich aus Leibeskräften durch die Menge, als kämpfe sie um ihr Leben. Mehrere Meter vom Eingang entfernt mußte sie den Kampf aber aufgeben; hier hatte man sich festgekeilt, es war an kein Durchkommen zu denken. Die junge Dame oben auf

den Stufen zum Portal und die junge Dame unten vor den Stufen schleuderten sich feindliche Blicke zu. Die Chauffeure aber prügelten sich auf dem Straßendamm. An der Ecke gegenüber hielt ein Ambulanzwagen. Lu staunte immer mehr. So hatte sie sich einen Ausverkauf denn doch nicht vorgestellt. Ganz San Antonio schien ja in Aufregung geraten zu sein. —

Jetzt erschien ein Ladenjüngling und öffnete das Portal. Wie aus der Pistole geschossen flog ein Teil der Damen in den Laden hinein, das rosa Society-Girl an der Spitze. Lu sah, wie Verschiedene drinnen auf allen Vieren landeten. Das schien diese Amerikanerinnen aber weiter nicht zu stören. Sie rafften sich auf, und fort ging die wilde Jagd durch alle Abteilungen des Riesenbaus. An den Fahrstühlen wiederholte sich der grimmige Kampf. Lu begab sich jetzt schleunigst zu dem kleinen Nebeneingang in der Commerce-Street, wo sie sich mit ihren Kollegen und Kolleginnen zu versammeln hatte. Mister Joske selbst nahm die Angestellten des Detective-Institute Sun in Empfang und teilte jedem seine Aufgabe zu. Lu sollte die Aufsicht in der Hüteabteilung übernehmen.

Der Fahrstuhl brachte sie in ihr Revier im fünften Stock. Es wurde ihr beinahe schlecht in dem Gedränge und betäubenden Lärm, und sie wußte erst nicht recht, wie sie hier aufpassen, überhaupt einen Überblick über diesen Betrieb gewinnen sollte. Sie wurde hin und her gestoßen von den blind dahinstürmenden Damen. Ladenmädchen und Käuferinnen sausten an ihr vorüber, die Arme mit Hüten und Schleiern bepackt. Wie sollte sie hier wissen, was gekauft, was gestohlen war?! Eine Zeitlang war sie ganz verzweifelt und ließ sich willenlos vom Strome von einem Verkaufsraum in den anderen tragen. Allmählich aber wurde sie ruhiger, ihr Blick schärfte sich. Sie begann zu unterscheiden zwischen den harmlosen, kauflustigen Damen, die jeden Hut betasteten, aufprobierten und herumschleppten, und verschiedenen verdächtigen Personen, die offenbar auf

Raub ausgingen. Tröstlich erschien ihr das Gesicht des kräftigen Floor-walkers, der drüben an einem Pfeiler lehnte. Der hatte Verdächtige, die sie ihm bezeichnete, festzunehmen. — Eine Mulattin mit einer großen Markttasche erregte ihre Aufmerksamkeit. Mit allzu harmloser Miene schob die sich an den Tischen hin, auf denen die kostbaren Seidenschals ausgestellt waren. — Aha! Jetzt hatte sie einen golddurchwirkten Schleier heruntergerissen und in ihre Tasche gesteckt. Lu winkte dem Floor-walker. Mit ein paar Schritten war er neben ihr.

„Die Mulattin dort! Eben hat sie einen Schleier genommen!"

„Allright, ma'am!" sagte der Floor-walker. Plötzlich stand er neben der Farbigen.

„Come on you!" befahl er kurz, „I want to look into your satchel!"

Vergebens suchte sich die Person zu sträuben. Ohne weiteres stieß er sie vor sich her ins Untersuchungszimmer. — Die Umstehenden schenkten der Szene kaum Beachtung. So etwas kam häufig vor.

Das rosa Society-Girl, wie Lu die Besitzerin des rosa Autos im stillen nannte, kam jetzt mit einem ganzen Trupp von Freundinnen daher. Diese jungen Damen gingen offenbar auf Unfug aus und waren in übermütigster Laune. Jeden Hut probierten sie auf, jagten die Ladenmädchen hin und her und machten sich über die anderen Damen lustig. Mehrere von ihnen waren schon ganz beladen mit Hüten von allen Größen und Farben. Ein Glockenhut mit roten Hahnenfedern erregte jetzt die Aufmerksamkeit des rosa Society-Girls. Energisch zog sie ihn zu sich heran. An der anderen Seite hielt aber eine dicke Mexikanerin fest.

„That's my bonnet!" schrie das Society-Girl.

„No, no, Sennorita! Hab' ich ausgesucht!"

Die Dicke riß aus Leibeskräften an dem Hut, der aus einem merkwürdig festen Stoff zu bestehen schien.

„Lydia, help!!" gellte das Society-Girl.

Schon nahte die Rivalin aus dem himmelblauen

Auto, die anscheinend wieder versöhnt war, mit einer Sealskinmütze in der Hand und schlug sie der Mexikanerin ohne weiteres um die Ohren. Die ließ jetzt den Glockenhut fahren, stürzte sich aber mit der Wut eines gereizten Stieres auf Lydia und fuhr ihr mit allen zehn Fingern ins Gesicht. Das rosa Society-Girl brachte schleunigst den Glockenhut mit den roten Hahnenfedern in Sicherheit, während ihre Freundin in einen erbitterten Kampf verwickelt wurde. Ringsum standen die anderen Damen und warteten interessiert auf den Ausgang des Duells. Die dicke Mexikanerin beschränkte sich aufs Kratzen. Lydia trommelte mit dem Schirm auf ihrem Toquehut herum, der gar keine Fasson mehr hatte. Plötzlich riß die Dicke ihr den Autoschleier in Fetzen vom Kopfe. Gleichzeitig bohrte sich die Schirmspitze unter den Toquehut und schnellte ihn mitsamt den Nadeln über die Umstehenden hinweg in irgendeinen Winkel. Wütend fuhren sich beide Damen in die Haare. Hohnlachend schwenkte die Dicke Lydias Lockenchignon in der Luft herum wie ein Indianer einen erbeuteten Skalp. Aber sie triumphierte zu früh. Ihre wütende Gegnerin stellte ihr jetzt ein Bein, und mit der Grazie eines Nilpferdes stürzte die Dicke zu Boden. Im Nu saß Lydia auf ihr und bearbeitete sie mit den Fäusten in heller Wut.

„Schrei ‚genug‘!“ mahnte sie.

„Genug!“ keuchte die Dicke endlich.

Triumphierend erhob sich die Siegerin und versuchte vor einem Spiegel das Lockenchignon, das eine äußerst abenteuerliche Fasson angenommen hatte, wieder anzustecken. Bereitwillig reichte man ihr aus dem Kreise der Zuschauer allerhand Haarnadeln. Ein Ladenmädchen brachte den zerknitterten Toquehut, den die dicke Mexikanerin vor dem nächsten Spiegel wieder aufzusetzen versuchte.

Lu war diesem Vorgang mit gespanntem Interesse gefolgt. Jetzt sah sie sich etwas schuldbewußt um; sie vernachlässigte ja ihre Pflichten. Doppelt eifrig ließ sie ihre Blicke durch den Verkaufsraum schweifen. Alles war noch um die beiden Kämpferinnen beschäftigt. — Aber

was machte das rosa Society-Girl denn da bei den Seidenschals? Lu bemerkte, wie sie einen der schönsten nahm, ihn nachlässig um ihre Schultern schlang und dem Ausgang zuschritt. Sollte diese reiche Dame etwa stehlen wollen? Das war doch nicht möglich! — Das Society-Girl schritt aber ruhig auf die Fahrstühle zu und machte keine Miene, an irgendeiner Kasse zu zahlen. Im nächsten Augenblick würde sie im Gedränge verschwunden sein. — Lu war einen Augenblick unschlüssig, was sie tun sollte. Es war ihr unendlich peinlich, hier einschreiten zu müssen. Dann siegte aber ihr Pflichtgefühl. Sie war hier, um aufzupassen. Sie hatte gesehen, wie die Mulattin stiebitzte, und hatte sie festnehmen lassen; sie hatte gesehen, wie das Society-Girl stiebitzte und mußte also auch einschreiten. Sie stand plötzlich neben der jungen Dame.

„Verzeihen Sie, ma'am, ich muß Sie leider darauf aufmerksam machen, daß Sie den Schal nicht bezahlt haben!“

Das Society-Girl maß sie mit einem hochmütigen Blick.

„Wie kommen Sie zu einer solchen Behauptung?“

„Ich habe gesehen, wie Sie ihn eben vom Tisch nahmen!“

„Das ist eine unverschämte Lüge!“

Sie schrie das mit erhobener Stimme. Die Umstehenden wurden aufmerksam.

Lu schoß das Blut ins Gesicht.

„Das ist keine Lüge! Ich habe gesehen, wie Sie den Schal nahmen, und Sie werden ihn sofort bezahlen, oder ich lasse Sie arretieren. Ich bin Detektiv!“

Der Floor-walker trat hinzu.

„What 's the matter?“

Lu war in heller Empörung, daß man es öffentlich wagte, sie einer Lüge zu zeihen.

„Ich habe gesehen, wie die Dame hier diesen Schal dort vom Tisch nahm und damit fortgehen wollte, ohne zu zahlen! Jetzt will sie mich eine Lügnerin nennen!!“

Das Society-Girl hatte ihren Schal abgenommen und

betrachtete ihn jetzt anscheinend mit dem größten Erstaunen.

„Heavens! Das ist ja gar nicht mein Schal!“ stieß sie mit gut gespielter Überraschung hervor. „Da habe ich ihn in Gedanken mitgenommen, als mir mein Autoschal im Gedränge abhanden kam!“

„Sie hatten ja gar keinen Autoschal!“ warf Lu unvorsichtig ein.

„Das werden Sie wohl wissen!“ fuhr das Society-Girl sie an. „Ich werde mich bei Ihrem Chef über das unglaubliche Benehmen seiner Angestellten einer Lady gegenüber beschweren. Man wird sich doch noch irren können! — Hier,“ wandte sie sich an den Floor-walker, „lassen Sie den Schal bitte einpacken; ich behalte ihn jetzt natürlich!“

„Very well, Miß Griffins,“ sagte der Floor-walker und verbeugte sich tief. „Bitte entschuldigen Sie unseren Irrtum!“

Miß Griffins zuckte die Achseln und rauschte an ihnen vorüber in den Fahrstuhl hinein.

Der Floor-walker wandte sich zu Lu und tippte mit ausdrucksvoller Miene an seine Stirn.

„You fool!“ sagte er. „Erkannten Sie denn Miß Griffins nicht?“

„Wie soll ich die kennen? Ich bin ja erst drei Tage in der Stadt!“

„Ihr Vater ist der prominenteste Bürger von San Antonio. Wenn die sich über Sie beschwert, kann's Sie Ihre Job kosten!“

Ein Schauer lief ihr über den Rücken, ein unangenehmes Vorgefühl.

„Ob prominent oder nicht! Ich habe gesehen, wie sie gestohlen hat, und wenn ich 'ne arme Mulattin anzeige, dann werde ich die Tochter von Mister Griffins nicht laufen lassen!“ sagte sie trotzig.

„Well, ma'am, mit solchen Ansichten werden Sie's ja noch weit bringen!“

Der Floor-walker lachte spöttisch.

„Das ist so Miß Griffins Passion, ab und zu mal was vom Ladentisch zu nehmen. Der Alte zahlt's nachher schon! — Wissen Sie was, ma'am? Ich rate Ihnen, nachher zu ihr zu gehen und sie um Verzeihung zu bitten; 's ist möglich, daß sie sich dann nicht beschwert."

„Was? Ich soll eine Diebin auch noch um Verzeihung bitten, daß ich sie beim Stehlen gestört habe? Das fällt mir nicht ein! — Ich habe überhaupt weiter nichts als meine Pflicht getan!"

„Das ist manchmal schon zu viel, ma'am!" grinste der Floor-walker.

Lu war sehr nachdenklich und niedergeschlagen für den Rest des Tages. Sie ahnte das kommende Unheil. Nun sie solche Größe wie die Tochter des Mister Griffins, der dreißig Millionen wert war, beleidigt hatte, würde es ihr kleinem armseligem Arbeitstier wohl an den Kragen gehen. Ob eine Mulattin einen Seidenschal stiebitzte oder eine Millionärin dasselbe tat, — das waren zwei grundverschiedene Dinge im Lande der Freiheit und Gleichheit! Es war schon beinahe komisch, daß sie hier immer noch von Freiheit und Gleichheit redeten. Welch ein falsches Bild gab die Statue der Freiheit, die den Reisenden schon in Hoboken empfing als des großen Blufflandes erster Bluff, von dem so wenig übrig blieb bei näherem Hinsehen! —

Müde und abgespannt kam sie abends nach Hause und konnte doch nicht einschlafen. Sie fürchtete den anderen Tag und das drohende Unheil, das er bringen würde: die Stellenlosigkeit. — McDowells, denen sie die Geschichte erzählte, hatten auch sehr bedenkliche Gesichter gemacht. — Früh am anderen Morgen wurde sie dann auch angeklingelt, sie solle sofort in die Office kommen. Zagenden Herzens machte sie sich auf den Weg. Sie wußte, was ihr bevorstand. Als sie aber vor Mister Irvings Privatkontor stand, da warf sie den Kopf wieder in den Nacken, und ihr Gesicht war so hochmütig wie nur möglich. Sie hatte

ihre Pflicht getan, sie brauchte sich keinen Vorwurf zu machen vor ihrem Gewissen. Im übrigen war sie eine Deutsche und brauchte sich nicht zu bücken vor diesen Yankees.

Mister Irving fuhr nervös auf seinem Drehsessel herum. Ihren Gruß beachtete er gar nicht.

„Sind Sie verrückt?!“ fuhr er sie an und tippte mit seinem hageren Zeigefinger an die Stirn.

„Ich weiß nicht, wie Sie zu dieser Vermutung kommen,“ sagte Lu hochmütig.

„Wie können Sie nur eine Lady der ersten Gesellschaft öffentlich so beleidigen! Und sich dabei als Detektiv aufspielen! Als Angestellte meiner Firma! Der alte Griffins kann mir ja das Genick brechen!. — Er klingelte vorhin an. — He's just raving! — Solche fuss zu machen um nichts! Und Sie wollen Detektiv werden?“

„Erlauben Sie, Mister Irving, ich habe gesehen, wie Miß Griffins den Schal gestohlen hat, einfach gestohlen!“

„Verwechselt hat sie ihn, — sich geirrt!“

„Sie sprechen jetzt gegen Ihre Überzeugung, Mister Irving! Dann könnte sich die Mulattin, die ich festnehmen ließ, ja auch geirrt haben!“

„Ah, fiddlesticks! Ein Greenhorn sind Sie und werden niemals smart werden! — Nachher gehen Sie sofort hin und bitten Miß Griffins um Verzeihung!“

Lu richtete sich sehr steif auf.

„Das werde ich nicht tun!“

„Was fällt Ihnen ein? Warum nicht?“

„Weil mir das gegen Ehre und Gewissen geht!“

„Nonsense! Was hat denn das mit dem Geschäft zu tun?! Sie wissen wohl nicht, daß Mister Griffins der prominenteste Mann im ganzen Staat ist?“

„Das geht mich nichts an. Seine Tochter hat gestohlen, und ich habe meine Pflicht getan und gar keine Veranlassung, um Verzeihung zu bitten.“

„Sie scheinen gar nicht zu wissen, was Sie mir für Unannehmlichkeiten machen!“ brüllte der Big boss sie an.

„Ich danke für eine solche Lady-Detektive, die nicht einmal das einfachste Taktgefühl besitzt. Sie brauchen sich nicht einzubilden, daß wir Sie engagieren nach diesem Vorfall. Solche Leute wie Sie, können wir denn doch nicht brauchen!“

„Das bilde ich mir auch nicht ein,“ gab sie frostig zurück. „Ich glaube selber, daß ich nicht zum amerikanischen Detektiv geeignet bin, denn ich sehe nur die Tat, aber nicht, ob der Täter ein Nigger oder ein Millionär ist. Good-bye, Mister Irving!“

Sie wandte sich zur Tür.

„Ein Greenhorn sind Sie!“ schrie er ihr noch erbost nach

Mister Bell war aus seinem Privatkontor getreten und winkte ihr, hereinzukommen.

„Come in a moment, little Saurkraut!“

Sie folgte seiner Aufforderung und ließ sich in einen Schaukelstuhl nieder.

Er schwang sich auf seinen Schreibtisch, baumelte mit den Beinen und spuckte über die Schulter weg in den Porzellannapf.

„Was machen Sie bloß für Sachen,“ sagte er traurig.

Lu zuckte die Achseln.

„Ich habe nur meine Pflicht getan.“

Mister Bell schüttelte den Kopf.

„Ich hatte mich schon darauf gefreut, daß Sie sich gut bei uns einarbeiten würden, und nun machen Sie solche Dummheiten. Warum wollen Sie denn nicht um Entschuldigung bitten?“

„Weil mir das gegen meine Selbstachtung geht!“

„Das ist nun wieder so echt Saurkraut! Bei den besten Geschäften fangt ihr manchmal an von Dingen zu reden, die kein Mensch verstehen kann, und nennt es Ehre und Gewissen und wer weiß was und verderbt euch selbst die ganze business. — Mein Alter zu Hause war Broker in Chicago, und da war von solchem nonsense nie die

Rede. Wenn wir Boys einen Dollar verdienen konnten, dann hätten wir Gott und die Welt um Verzeihung gebeten."

Sie lächelte ein wenig.

„Das sind eben ganz verschiedene Ansichten und eine andere Erziehung, Mister Bell. Das kann man gar nicht vergleichen!"

Er spuckte wieder über die Schulter.

„Well, ich weiß jedenfalls, daß wir Geld machen und ihr Saurkrauts nicht. Also haben wir recht! Und die Deutschen, die's hier zu was gebracht haben, die sind alle so wie wir!"

„Leider!"

„Thanks!" sagte er trocken. „Glauben Sie denn, Sie werden mit irgendeinem Boss auskommen, wenn Sie so bleiben wie Sie sind?"

Lu schwieg.

„Schade, schade, daß Sie so'n Dickkopf sind!" seufzte Mister Bell. „Ich habe Sie wirklich gern. Wenn Sie um Entschuldigung bitten, dann kann ich die Sache noch einrenken beim Big boss!"

Lu schüttelte energisch den Kopf.

„Sie wollen also nicht nachgeben?"

„No!"

„O you stupid little kid!"

Er nahm ein Päckchen Dollarscheine.

„Da sind Ihre fünf Dollars von gestern!"

„Danke," wehrte sie ab, „die will ich nicht, wo ich der Firma solche Unannehmlichkeiten gemacht habe."

Mister Bell stand plötzlich neben ihr und stopfte ihr die Scheine ohne weiteres in die Tasche.

„Jetzt seien Sie nicht zu dumm! Ich könnte Sie prügeln!"

Sein breites Gesicht war krebsrot vor Ärger.

„Und jetzt machen Sie, daß Sie rauskommen!"

Er nahm sie beim Arm und wirbelte sie zur Tür hinaus.

Dann steckte er noch einmal den Kopf aus dem Schiebefenster seiner Office und brüllte ihr nach: „Kommen Sie wieder mal vor und besuchen Sie mich! Und wenn Sie Rat brauchen, dann kommen Sie auch zu mir!“ —

Dann ließ er das Fenster knallend herunter, spuckte erbost mitten in die Stube und murmelte etwas wie: „Crazy little Saurkraut!“

XV

Lu saß neben Mistreß McDowell auf der Veranda und durchblätterte mit mißmutiger Miene den ‚Daily Expreß‘.

„Wieder nichts als Nachfragen nach Dienstmädchen und Shop-Girls!“

„Ja, solch gute Job wie beim Detective Institute Sun gibt's nicht alle Tage. Schade!“

„Ist auch schade, aber unter den Verhältnissen konnte ich nicht dableiben.“

„Warum haben Sie nicht die Stelle angenommen bei dem Doktor, der vor ein paar Tagen wegen einer Assistentin inserierte?“

„Das war ja alles Schwindel! Hören Sie nur zu, Mistreß McDowell! Also erstens ist er gar kein studierter Arzt, sondern Wunderdoktor. Und ich sollte nicht etwa bei der Praxis und Operationen assistieren, sondern mit ihm eine Reise durch den Westen, durch kleine Ortschaften und Ranches machen. Dabei sollte ich den Frauen eine neue unfehlbare Medizin gegen gewisse Krankheiten anpreisen. So von Haus zu Haus gehen und schwatzen. Er wollte ganz dieselbe Medizin den Männern anpreisen. Auch für gewisse Krankheiten. Dann wollte er noch ein Mittel für Pferde- und Rinder-Krankheiten verkaufen, und das war wieder dieselbe Medizin. Denken Sie mal an!“

„Was wollte er Ihnen denn zahlen?“ fragte Mistreß McDowell sehr ruhig.

„Fünfundzwanzig Dollars monatlich und alles frei.“

„Ja, aber warum haben Sie die Stelle dann nicht angenommen?“

„Aber Mistreß McDowell, ich will doch ein ehrlicher Kerl bleiben!“

„Was hat denn das mit der business zu tun?!“

Die schönen braunen Augen der jungen Frau betrachteten sie erstaunt und verständnislos.

„Sie sollen ja auch honest bleiben und brauchen Ihre Freunde nicht zu betrügen! Aber im Geschäftsleben gibt's gar keinen Betrug, solange man nichts tut gegen die law! Der Doktor ist ja nur smart! Wer nicht will, der braucht die Medizin ja auch nicht zu kaufen. Ich sehe gar nicht ein, warum Sie wegen solch kleinlicher Bedenken die gute Job nicht angenommen haben. Fünfundzwanzig Dollars und alles frei. Bully, bully!“

Lu mußte lächeln. Ihre Ansichten über Ehre und Ehrlichkeit waren den Amerikanern einfach unbegreiflich. Sie konnten sie gar nicht verstehen. Innerhalb der Grenzen des Gesetzes erschien ihnen der Bluff nicht nur erlaubt, sondern geradezu selbstverständlich. Der Schlauste hatte recht! Selbst so gute, naive Menschen wie die McDowells fanden es ganz in der Ordnung, wenn sie sich durch Schwindel Geld verdiente.

„No, no, Mistreß McDowell,“ lachte sie, „die Stelle kann ich nun einmal nicht annehmen. So was erlaubt mir mein Gewissen wirklich nicht!“

„Wie merkwürdig Sie sind!“ seufzte die junge Frau. „Ich begreife Sie gar nicht; — dabei habe ich Sie doch so gern!“

Die Fabrikpfeifen hatten schon längst Feierabend verkündet.

Jetzt trat Mister McDowell mit einem anderen dicken Herrn, dem man den deutschen Brauer schon von weitem ansah, in den Garten.

Er stellte ihn den Damen als einen ‚traveling-man‘*) der ‚Lone-Star-Brewery‘ vor.

„Ich bringe gute Nachricht!“ lachte er dabei. „'s gibt für euch zu verdienen, Girls!“

„Sure?!“ fragte die junge Frau sofort eifrig.

Auch Lu sah ihn erwartungsvoll an.

„Sie wissen wohl, daß in einigen Tagen hier die große Ausstellung eröffnet wird,“ sagte der dicke traveling-man. „Die Lone-Star-Brewery stellt natürlich auch aus und hat eine sehr hübsche Pyramide von Flaschen und Fässern und dazu eine Ausstellung der Rohstoffe, aus denen das Bier gebraut wird. Da wir die Ausstellung nun aber auch zu einer Art politischer Propaganda gegen die Prohibition-Law benutzen wollen, so suchen wir zwei hübsche junge Damen, die Reklameschriften und Broschüren gegen die Prohibition in unserer Halle verteilen.“

„Au famos!“ rief Lu begeistert. „Wenn's gegen die Prohibition geht, da bin ich als Deutsche gleich dabei!“

Die anderen lachten.

„Mister Bayer kam zu mir und fragte mich, ob ich nicht zwei hübsche Girls wüßte, die dabei auch Ladies sind,“ erklärte Mister McDowell, „und da sagte ich, daß du, Beverly, und Miß von Wersien, die momentan sowieso eine Job sucht, doch sicher gern zu dem Posten bereit wäret.“

„Wieviel zahlen Sie pro Tag?“ fragte Mistreß McDowell vorsichtig.

„Drei Dollars, ma'am.“

„Well, das ist ein ganz hübscher Verdienst, denn die Arbeit ist nicht anstrengend. Wie lange dauert die Fair?“

„Zwanzig Tage, ma'am.“

„Zwanzig mal drei sind sechzig Dollars,“ rechnete Beverly McDowell. „Das gibt einen neuen Wintermantel und zwanzig Dollars Zulage zum Haushaltungsgeld. — Wir haben doch freie Zeit, um uns zu amüsieren auf der Fair?“

---

*) Reisender.

„Certainly, ma'am!" versicherte der dicke Brauer.

„Well, was meinen Sie, Miß von Wersien, haben Sie Lust, die Job anzunehmen?"

Lu nickte.

„Große! Aber sagen Sie mal, Mister Bayer, haben wir auch Bier frei?"

„Sure! Soviel Sie wollen, young lady!"

„Allright, dann denke ich, wir nehmen an!"

Die Sache war bald abgemacht. In vier Tagen wurde die Ausstellung eröffnet. Dann wollte der dicke traveling-man sie im Auto abholen und sie in ihre neue Tätigkeit einführen.

Er schien sehr zufrieden zu sein, so hübsche und feine Ladies gefunden zu haben.

„Sie werden die Girls von der ‚City-Brewery' böse ausstechen!" sagte er lachend und verabschiedete sich.

Die City-Brewery war die Konkurrentin der Lone-Star-Brewery. Es waren die beiden größten Brauereien in San Antonio.

Mistreß McDowell war ganz außer sich vor Vergnügen.

„We'll have lots of fun!" jubelte sie. „Denken Sie doch nur, Miß von Wersien, das viele Geld und die interessante Ausstellung! Alles werden wir umsonst sehen und uns fein amüsieren!"

„Und frei Bier haben wir, so viel wir wollen!" sagte Lu strahlend.

„Sure! You're a German!" Mister McDowell lachte gutmütig.

Den ganzen Abend sprachen sie von weiter nichts als von der Ausstellung.

Lu hatte noch über dreißig Dollars. Von denen konnte sie noch lange leben bei ihrer bescheidenen, praktischen Art. Die sechzig Dollars würden also Reingewinn sein. Fein war das! Davon konnte sie schon beinahe die Rückreise nach Deutschland bezahlen. Aber sie wollte noch mehr verdienen. Sie wollte einen ganzen Haufen Geld mit-

bringen und denen zu Hause zeigen, was sie für ein tüchtiger Kerl war! Rosig und heiter lag die Zukunft vor ihr. Ein starkes Unabhängigkeitsgefühl erwachte in ihr. Sie konnte also doch auf eigenen Füßen stehen! Sie war ihm gewachsen, dem Bluffland! Lange war sie in keiner so heiteren, zufriedenen Stimmung eingeschlafen wie an diesem Abend. —

Vier Tage lang konnte sie nun noch faulenzen, ehe der ‚Prohibitiondienst‘ begann. Sie benutzte diese Zeit zu Streifzügen durch San Antonio und seine Umgebung, besuchte die verfallenen Missionen, die an vergangene spanische Zeiten erinnerten, kletterte in die höchsten Stockwerke der Wolkenkratzer hinauf und sah sich die Gegend von oben an. Es waren die Gegensätze zwischen dem Altspanischen, Mexikanischen und nüchtern Amerikanischen, die das Leben hier an der Grenze so eigenartig reizvoll machten.

Ging man des Morgens in die Kathedrale und wohnte der feierlichen Messe bei in dem Jahrhunderte alten Gebäude, sah Pracht und Glanz der katholischen Kirche, die schlanken Gestalten der braunen Mexikaner um sich, so konnte man sich um viele Jahre zurückträumen in die spanische Zeit. Nachher saß man auf einer der Bänke unter den Palmen in schwüler, lauer Sommerluft und blickte zu den altersschiefen Türmen der Kathedrale empor, die in den tiefblauen Himmel hineinragten, lauschte auf die markigen Laute der spanischen Sprache ringsum, dem Geklimper der Gitarren, sah, wie das braune Völkchen hin und her wogte im Sonntagsstaat. Dann wähnte man sich in einem romanischen Land. — Ein paar Straßen weiter: Wolkenkratzer, Warenhäuser und Bureaux. Echt amerikanische Lunch-Rooms, echt amerikanisches Hasten und Treiben. Die bekannten Typen der Geschäftswelt, hagere, glattrasierte Herren mit ausgepolsterten Schultern. Schreiende Newsboys, ratternde Wagen, schnaufende Autos und das ununterbrochene Klingeln der elektrischen Bahnen. Alles nüchtern, geräuschvoll und unschön. Und mitten in diesem

Getriebe ein keifender Straßenprediger, der von dem Zorne Jehovas predigt, an irgendeiner Ecke auf einer alten Tonne stehend. Grinsende, unverschämte Neger; bescheidene, höfliche Japaner, die für jede Grobheit und Beleidigung mit einem unheimlichen, freundlichen Lächeln quittieren; blonde, nordische Schönheiten; — das alles drängt sich in diesen Straßen. Es ist wie eine andere Welt! Lu liebte diese schroffen Gegensätze und suchte sie nacheinander auf. Aber ihre Sympathie gehörte doch der mexikanischen Bevölkerung, trotzdem diese am niedrigsten stand und zum Teil in elenden Schilfhütten wohnte. Ihre wundervolle Musik, klangvolle Sprache und natürliche Grazie zogen sie an. Mehrere Male wanderte sie auch zum Army-Post und dem Fort Sam Houston hinaus, um auch einmal das amerikanische Militär kennen zu lernen. Aber das deutsche Soldatenkind hatte nur ein mitleidiges Lächeln für das, was es sah. Die Soldaten und Pferde machten einen schlechten, schlappen Eindruck. Was bei den Paraden vorgeführt wurde, kam ihr wie Spielerei vor. Auch hier alles Bluff! — Unter den Leuten herrschte Unzufriedenheit, weil sie durch allerhand Versprechungen von Werbeoffizieren zum Eintritt in die Armee überredet wurden, die man ihnen nachher nicht hielt. Sie wurden zu allerhand Arbeiten herangezogen, die mit dem Waffenhandwerk nichts zu tun hatten, und oft sehr roh behandelt. Der Prozentsatz der Deserteure hier an der Grenze war denn auch sehr hoch. Das Offizierkorps bestand zum größten Teil aus recht unwissenden Elementen und spielte gesellschaftlich gar keine Rolle. Einige höhere Offiziere interessierten sich mehr für ihre Börsenspekulationen als für den Dienst. Was an Menschen-, Pferde- und sonstigem Material auf dem Papiere stand, sollte kaum zur Hälfte vorhanden sein. — Lu merkte, daß das amerikanische Volk gar kein Interesse für seine Armee hatte. Es waren eben Söldner. Man verachtete sie beinahe. Die Armee kam für den Amerikaner anscheinend nur in Betracht, wenn er an ihr verdienen konnte an Lieferungen, Truppentransporten und dergleichen.

Mit Staunen erfuhr sie, daß das Militär für alles doppelt so viel bezahlen mußte wie andere Auftraggeber. Das war ja gerade umgekehrt wie in Deutschland! Eigentlich war es doch aber furchtbar drollig, daß die Yankees am allermeisten ihr eigenes Vaterland betrogen! Vaterland, — wußten sie denn überhaupt, was das war?! Das war für Deutsche ein Begriff, der Liebe und Opferfreudigkeit in sich schloß bis zum letzten Blutstropfen. — Der Amerikaner wollte auch am Vaterland verdienen. Sein Patriotismus beschränkte sich auf einen blinden Dünkel, der in der oft gehörten Phrase gipfelte: ‚We are Americans! We'll whip the whole world!'

Lu saß auf einer Bank beim Exerzierplatz vom Army-Post und betrachtete die Übungen der amerikanischen Soldaten mit bitterer Verachtung. Wie konnte ein Heer von Söldnern auch etwas taugen? Wie konnte man von Leuten, die von der übrigen Bevölkerung verachtet, die bezahlt wurden, Heldentaten und begeisterten Opfermut, ja überhaupt gute soldatische Leistungen verlangen? Die Freudigkeit und der Stolz, die großen, treibenden Kräfte, fehlten ja! Nur das Volk, das stolz auf seine Armee war, konnte eine gute Armee haben! — Wie anders war es in Deutschland! Wenn sie doch der eingebildeten Gesellschaft hier einmal die Regimenter von Potsdam vorführen könnte! — Bitteres Heimweh ergriff sie plötzlich. Wenn sie nur erst heraus wäre aus dem Bluffland und wieder in ihrer schönen Heimat! Sie stand auf und trat ärgerlich den Heimweg an. Da waren ihr die zerlumpten Mexikaner, denen die Yankees alle möglichen schlechten Eigenschaften andichteten, denn doch lieber. Die besaßen wenigstens noch Patriotismus, waren begeisterungs- und aufopferungsfähig. — Wenn die Deutschen nicht gewesen wären, so wäre es Texas vielleicht schlimm ergangen früher in den Kämpfen mit Mexiko. Denn die berühmte Grenzwacht, das waren früher ja alles deutsche Abenteurer gewesen. Diese dummen Deutschen, die Leben und Blut opferten für fremde, gleichgültige Völker! Lu war noch

nie so stolz auf Deutschland und so ärgerlich auf die Deutschen gewesen wie auf dieser Reise. —

An einem Abend überredeten McDowells sie, mit in den Dachgarten des San Antonio-Hotels zu kommen. Lu hatte sich nur schwer überreden lassen mitzukommen, und blieb nun standhaft bei einem Glas Eislimonade, während McDowells in Rotwein schwelgten. Die waren augenscheinlich leichtsinnig geworden, nun der große Verdienst von sechzig Dollars in Aussicht stand. Sie wollte aber sparen, um bald nach Hause zu kommen. Dreißig Cents kostete ein Glas Limonade hier oben. Sündhafter Preis! Dafür hatte sie bei Tsing Lee ein ganzes Souper mit Kaffee oder Tee und konnte sich noch für fünf Cents Ice-Cream-Soda bestellen. Im stillen wunderte sie sich aber über sich selbst, wie geizig sie schon geworden war. Das lag hier in Amerika wohl so in der Luft!

Aber es war doch wieder einmal schön hier oben in eleganter Umgebung. Die Mexikanerkapelle spielte ihr Lieblingslied ‚La Paloma', silbern strahlte der Vollmond, und der laue Wind rauschte durch den duftenden Oleander. Lu blickte auf die lichtsprühende Stadt zu ihren Füßen, in die weite, dunkle Ferne, in der sich das endlose Buschland ausdehnte, und lehnte sich in ihren Korbsessel zurück in wohligem Genießen. Es war doch nicht so übel, das Leben! Diese gelegentlichen Vergnügen machten ihr jetzt weit mehr Freude als früher, wo sie ein sorgloses, ziemlich unnützes Dasein geführt hatte. Morgen ging nun wieder die Arbeit an, das Geldverdienen. Sie freute sich eigentlich darauf. — Wie gut schmeckte ihr das Glas Eislimonade hier oben nach den Plackereien der letzten Wochen! Früher würde sie sich schön bedankt haben dafür! Sie beobachtete McDowells verstohlen. Die Leute sahen wirklich fein aus. Dabei war er ein besserer Portier und sie ihre Wirtsfrau; so etwas gab es in Deutschland doch nicht. Amerika hatte entschieden auch gute Seiten, und seine beste war wohl sein Mittelstand.

Am Nebentisch saßen ein paar mexikanische Offiziere und

flirteten lebhaft mit ihr. Die bewundernden Blicke taten ihr wohl. Man fühlte doch wieder einmal, daß man ein hübsches junges Mädel war, nicht nur Arbeitstier! Die Yankees waren wirklich Holzklötze. Wie pomadig saß Mister McDowell neben seiner reizenden jungen Frau! Lu hätte wohl dabei sein mögen, wie er ihr eine Liebeserklärung machte. Sie sahen zum Teil recht gut aus, die Amerikaner, aber sie waren doch recht temperamentlos. Als ob sie übersättigt und abgestumpft wären durch den Anblick von zu viel Liebreiz und Eleganz in ihrer Umgebung. Eigentlich war ja auch die amerikanische Schönheit ein Typ, eine Dutzendware. — Aber die mexikanischen Offiziere gefielen ihr. Schneidig und feurig sahen sie aus, und ihre bunten Uniformen saßen gut. Und endlich sah man einmal wieder ein paar kleine schwarze Schnurrbärte!

Die Ankunft eines neuen Paares erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie unterdrückte einen Ausruf der Verwunderung. Da kam Doktor Stower, bleich, krank, mit grünlich schillernden Augen, wie immer, und an seiner Seite eine Dame, die ihr Gewerbe nicht verleugnen konnte, trotz der großen Freiheit, die Amerika seinen Frauen in Toiletteangelegenheiten läßt. Die anwesenden Ladies rümpften die Nasen, die Herren tuschelten, die mexikanischen Offiziere drehten sich um und lachten. Hinter dem Paar war plötzlich noch eine dritte Gestalt zum Vorschein gekommen, ein kleines, junges Kerlchen mit einem Monokel, dem man den Engländer sofort ansah. Er schien reich zu sein. An seinen Händen und an seinem Schlips blitzten Diamanten. Er betrachtete Doktor Stower mit bewundernden, seine schöne Begleiterin mit zärtlichen Blicken.

„For shame!“ flüsterte Mistreß McDowell empört. „Daß diese Person es wagt, in ein anständiges Hotel zu kommen! Die ist ja in der ganzen Stadt bekannt!“

Die drei hatten an einem Tische Platz genommen, und Doktor Stower bestellte mit lauter Stimme Sekt.

Der Negerkellner nahm den Befehl mit sehr bedenklichem Gesicht entgegen und entfernte sich zögernd. Man sah ihn

in einer Ecke mit einem anderen Kellner tuscheln, worauf dieser verschwand.

Doktor Stower redete auf den jungen Engländer ein in seiner fesselnden, gewinnenden Art, die Lu so gut kannte. Ihr war's, als verstände sie jedes Wort, was er da drüben redete. So hatte er auch zu ihr gesprochen, als er sie für die Candelilla-Company ködern wollte. Der kleine Engländer war wohl ein fetter Bissen, der ihm irgendwo ins Netz geraten war. Das junge Kerlchen tat ihr leid. Wenn man ihn doch warnen könnte! Ob Frau Stower wohl ahnte, in welcher Begleitung ihr Gatte hier war?

Jetzt erschien plötzlich der Kellner wieder in Begleitung eines weißen Managers. Dieser trat ziemlich rücksichtslos an die auffallende Dame heran und forderte sie mit lauter Stimme auf, das Hotel zu verlassen. Die ganze puritanisch-amerikanische Sittenstrenge lag in seinem brutalen Ton. Die Dame erhob sich und blickte mit erschrockenen, gehetzten Augen umher. Überall sah sie höhnische oder verächtliche Mienen. Sie stand da, hilflos, heiß errötend unter den rohen Blicken von ein paar hundert Menschen. Ein warmes Mitleid ergriff Lu plötzlich. So ganz schlecht konnte sie doch nicht sein! Wie häßlich, daß man sie öffentlich so brutal behandelte! Sie war doch sicher von Doktor Stower gezwungen worden, hierher zu kommen. Der sprang heftig auf.

„Warum soll die Dame nicht hier bleiben!“ rief er mit seiner hellen, unverschämten Stimme, dadurch das Peinliche des Auftritts noch erhöhend.

„Weil dies Hotel nur für anständige Personen ist, Sir!“ antwortete der Manager kalt.

„I better go!“ murmelte die Dame, und in ihren Augen standen Tränen.

Der junge Engländer sprang plötzlich auf, bot ihr den Arm und führte sie zu den Fahrstühlen zurück.

„The young fool!“ sagte Mistreß McDowell verächtlich.

Doktor Stower folgte den beiden schimpfend. Alle

Negerkellner grinsten. An allen Tischen unterhielt man sich lebhaft über den unerhörten Vorfall. All die Leute hier oben im Dachgarten schienen förmlich zu glänzen vor Ehrbarkeit und Anstand. Ein großer Widerwillen ergriff Lu. ‚Ob eure Tugend nicht auch vielleicht Bluff ist?‘ dachte sie und betrachtete die flirtenden geschminkten Society-Girls, die Muckermienen der Boys. Sie hatte in ihrer kurzen Praxis als ‚Nurse‘ manche Überraschungen erlebt.

„Nein, daß diese Person es wagt, hier herauf zu kommen!“

Mistreß McDowell konnte sich immer noch nicht beruhigen.

„Ich finde es eigentlich noch viel empörender, daß die Herren es wagten, sie mitzubringen,“ sagte Lu.

„Das ist auch wahr,“ nickte Mister McDowell. „Aber man weiß ja, was für fellows das sind! Den Doktor Stower wenigstens kennt hier jeder. Der ist immer mit solchen Weibern zusammen; — dabei hat er für keinen Cent Kredit!“

Das Letztere schien den Amerikaner am meisten zu empören.

Lu hatte McDowells nie etwas von Doktor Stower erzählt.

„Also so bekannt ist der?“

„Yes'm! Der hat's schon in Galveston, Houston und verschiedenen anderen Städten so toll getrieben mit seiner smart business, daß er sich nirgends mehr sehen lassen kann. Hier in San Antonio wird er wohl auch bald ausgespielt haben.“

„Eigentlich müßte man den kleinen Englishman warnen!“

„Why? Hier heißt's: look out for yourself!“

Lu nickte. Das hatte sie selbst auch schon erfahren.

„Haben Sie einmal etwas von einer Candelilla-Company gehört?“ fragte sie vorsichtig.

„Sure! Das ist ja der alte mexikanische Schwindel! Auf der Ausstellung werden Sie auch genug Candelillawachs sehen. Es gibt eine Menge Candelilla-Gesellschaften, aber sie arbeiten alle mit Verlust. Die Gewinnung von Wachs aus dem Candelillabusch ist zu kompliziert und kostspielig, der Transport schwierig und so weiter. Candelilla ist schon eine abgetane Sache!"

„Ich las einmal in einem Prospekt, daß man monatlich hundert Dollars Dividende erhalte, wenn man viertausend Dollars bei der Candelilla-Company investierte."

„Gee, was für ein Schwindel!" Mister McDowell lachte. „Die Company, die den Prospekt abgeschickt hat, soll sich nur in acht nehmen, daß die Staatsanwaltschaft ihr nicht zu Leibe rückt! Der Schwindel an sich wird hier nämlich erst dann streng bestraft, wenn man Uncle Sams Post zur Beförderung und Verbreitung von betrügerischen Schriften benutzt. Sie brauchten die Sache hier bloß dem Distrikt-Attorney zu melden, so würde sie streng untersucht."

Lu schüttelte den Kopf.

„Was für merkwürdige Gesetze Sie hier haben! Sagen Sie, ein Morrisgebäude gibt's hier doch nicht in San Antonio?"

„No! Nur einen Menschen, der Morris heißt und ein paar Bureaux hat. Bei dem ist Doktor Stowers Absteigequartier. — Kennen Sie den fellow?"

„Ich lernte ihn mal flüchtig in New Braunfels kennen."

„Well, vor dem soll sich nur jeder in acht nehmen!"

Lu wunderte sich, wie bekannt Doktor Stower hier war und wie man über ihn sprach. Was mußte der alles auf dem Gewissen haben, wenn er selbst den smarten Amerikanern zu smart war!

Der arme kleine Engländer tat ihr leid. Er hatte doch so etwas wie alteuropäische Ritterlichkeit gezeigt, als er der bedauernswerten Person den Arm bot und sie aus dem Kreise dieser höhnischen, rohen Menschen fortführte. Sie hätte ihn gar zu gern gewarnt, diesem Doktor Stower

überhaupt sein unsauberes Handwerk gelegt. Aber wie sollte sie das machen? — Da fiel ihr plötzlich Mister Bell ein, der Detektiv. Er hatte ja gesagt, sie möge ihn wieder besuchen und ihn fragen, wenn sie Rat brauche. Dem wollte sie die ganze Sache erzählen, die ja so wie so in sein Fach schlug. Morgen abend um sechs konnte sie ihren Posten in der Ausstellung verlassen. Dann wollte sie Mister Bell in seinem Privatkontor aufsuchen. Er würde schon da sein.

Arbeiteten die Angestellten acht Stunden am Tag, so arbeiteten die Bosses am liebsten Tag und Nacht, damit ihnen ja kein Cent Verdienst entginge. Das war ihr Sport. Einen amerikanischen Boß fand man immer in seiner Office. — Morgen wollte sie also ganz bestimmt zu Mister Bill gehen. — McDowells hatten sich immer noch nicht über den Zwischenfall beruhigt.

„Erinnerst du dich noch, wie die Ray Shop-Girl war bei Joskes?" fragte Beverly. Ihr Mann nickte.

„Yes. Und ein hübsches Girl war sie und bediente so gut wie nur irgendeine."

„Aber schlecht angezogen war sie immer!"

„Jeden Tag gab's fuss, wenn die Girls kein sauberes Kleid an hatten."

„Wird denn in den Geschäften verlangt, daß die Verkäuferinnen jeden Tag ein frisches Kleid anhaben?" fragte Lu verwundert.

„Sure!"

„Aber die Wäsche ist doch hier so wahnsinnig teuer!"

„'s wird nun einmal verlangt. Das Angebot von hübschen Girls mit guter Garderobe ist ja riesengroß."

„Wieviel kriegen sie denn bezahlt bei Joske Brothers?"

„So zwischen drei und acht Dollars die Woche. Die meisten fangen mit drei an."

„Ja, aber davon kann doch kein Mensch leben und sich anständig kleiden!"

„Oh, die meisten Shop-Girls haben ja ihre Boys,

die ihre Garderobe bezahlen!“ warf Mistreß Beverly spöttisch ein.

„Also genau so wie in manchen deutschen Warenhäusern,“ sagte Lu verächtlich. „Ich begreife nur nicht, wie ihr Amerikaner so mit eurer Sittenstrenge prahlen könnt! Wenn man der auf den Grund geht, dann ist ja auch alles Bluff! Durch solch schäbige Bezahlung treibt man die Mädchen doch geradezu ins Verderben! Wie kommt es überhaupt, daß gerade die Arbeit so schlecht bezahlt wird?“

„Das Angebot ist zu groß, ma'am,“ sagte Mister Mc-Dowell fast verlegen. „Sehen Sie, es gehen so viel Töchter ganz wohlhabender Eltern in die Geschäfte, nur um sich ein Taschengeld zu verdienen. Die drücken die Arbeitslöhne natürlich herunter.“

„Dann sollten doch die anderen Girls lieber Dienstmädchen werden!“

„Well, erstens dient eine freie Amerikanerin nicht gern. Dann ist auch die Arbeit zu schwer in unserem heißen Klima, und ein Servant-Girl wird denn doch nicht so recht als Lady betrachtet. Ich glaube aber, Miß Ray hätte auch eine Dienstbotenstelle angenommen damals, wenn sie kräftig genug gewesen wäre.“

„Es ist merkwürdig, daß du sie immer verteidigst, Charley,“ sagte Beverly spitz. „Such a tough girl!“

„Sie war nicht immer tough! — Ich war mal dabei, wie die Direktrice sie anfuhr, sie würde ihre Job verlieren, wenn sie sich nicht besser kleidete. Und das arme Girl hatte noch eine kleine Schwester zu ernähren. — Dann nahm sie schließlich Geld und Kleider an von dem dicken traveling-man bei Joskes. — Aber tough war die Ray nicht!“

„No, bis sie dann ein Baby hatte!“

„Und dann?“ forschte Lu.

„Well, sie wurde natürlich entlassen bei Joskes. Und weil sie nun zwei Kinder zu ernähren hatte, und kein Geld, da ging sie eben in ein Haus da hinten am Fluß und wurde so eine.“

„Mußte der traveling-man sie denn nicht heiraten?"

„No. Er hatte ihr die Ehe nicht schriftlich oder vor Zeugen versprochen, und er sagte, die Ray wäre immer tough gewesen, und ein paar andere Boys bestätigten es."

„Aber für das Kind hat er doch bezahlen müssen?"

„No, ma'am!"

„Aber das sind ja unglaubliche Zustände!" ereiferte sich Lu. „Das ist ja viel schlimmer als in Europa! Solch ein armes Mädel ist ja vollständig hilf- und schutzlos in Amerika!"

„Well, sie hätte so etwas eben nicht tun und sich ein schriftliches Eheversprechen geben lassen sollen," sagte Mistreß McDowell sehr kalt.

Lu schauerte zusammen. Sie sah hier ganz neue, düstere Seiten des amerikanischen Lebens. Das soziale Elend in den großen Städten mußte hier ja noch viel, viel schlimmer sein als in irgendeinem europäischen Staat. Die puritanische Grausamkeit der amerikanischen Gesetze war ja noch bei weitem härter für jene armen Geschöpfe als alle polizeilichen Verfügungen in Deutschland. Wie sklavisch unterwürfig waren die amerikanischen Männer den kalten egoistischen Schönheiten gegenüber, und wie brutal und roh zu einem dummen warmherzigen Ding, das sich ihnen einmal hingegeben hatte. Und dann diese große Heuchelei im ganzen öffentlichen Leben! Lu fand Amerika unendlich widerwärtig. Drüben in Deutschland war auch nicht alles tadellos; — aber man war ehrlicher! Da fanden solche Mädchen heutzutage doch noch wieder ehrliche Arbeit, wenn sie wirklich wollten. Wer in Amerika einmal ‚down' war, den hielt die ‚public opinion' auch unten. Darum waren die Girls vielleicht so herzlos und kokett zu ihren unterwürfigen Boys, weil sie wußten, daß sie ihnen nicht trauen konnten, daß es kein Schweigen gab bei denen und keine Dankbarkeit. Nur mit Hilfe von Gesetz und schriftlichen Verträgen waren sie zu bändigen. Es war alles business. —

Der schöne Abend war ihr gründlich verdorben, und

sie freute sich, als McDowells endlich aufbrachen. Es war ja dumm von ihr, daß sie sich so die Stimmung rauben ließ und über Dinge nachgrübelte, die sie nichts angingen. ‚Look out for yourself!' Das war hier Parole! Aber dem Doktor Stower wollte sie doch das Handwerk legen und morgen unbedingt zu Mister Bell gehen.

XVI

Am anderen Morgen holte der dicke Mister Bayer von der Lone-Star-Brewery Lu und Mistreß McDowell mit dem Auto ab.

In sausender Fahrt ging es durch die festlich geschmückte Stadt den Fair-Grounds zu, die ziemlich weit draußen lagen, wo das Musquitengestrüpp begann.

Eine elektrische Bahn fuhr auch dorthin. Die würden die Prohibition-Girls in Zukunft benutzen. Mister Bayer händigte ihnen Passepartout und Bahnabonnement aus für die Dauer der Ausstellung.

Lu mußte gestehen, daß die Lone-Star-Brewery sich sehr nobel zeigte gegen ihre Angestellten. Auf diese Weise hatten sie keine weiteren Unkosten, und die drei Dollars täglich waren Reingewinn.

Vor den hohen, weiß getünchten Ausstellungsgebäuden angekommen sprangen sie aus dem Wagen und folgten ihrem Führer in das Innere der Fair-Grounds.

Lu war nicht sehr begeistert von dem Anblick des Ausstellungsparkes. Da hatte sie in Deutschland Besseres gesehen. Die Hallen und Buden waren zu roh und primitiv aus Brettern aufgeführt, die Anlagen noch nicht recht angewachsen. Zu viel Wertloses war nur dürftig mit buntem Plunder verhüllt. Und alles war schließlich nur eine große Geldschneiderei.

Mistreß McDowell stieß sie in die Seite.

„Is'nt it grand?!"

Lu nickte, obwohl sie innerlich anderer Meinung war. Diese Amerikaner waren nun einmal entzückt von allem, was amerikanisch, vor allem texanisch war. Sie kannten ja auch nichts anderes und waren wirklich fest davon überzeugt, daß nichts auf der Welt sich mit ihnen vergleichen könne. Widersprechen hieß da nur einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwören.

Es waren trotz der frühen Stunde schon eine Menge Damen der Gesellschaft hier. Lu wunderte sich im stillen, wie naiv diese blasierten Society-Girls noch waren. Vor jedem Tor, jeder Bude, jedem sogenannten Kunstwerk brachen sie in Ausrufe der Bewunderung aus und gaben so dem Urteil der Menge und dem der Reporter, die ihnen folgten, die Richtung an. Die Gatten der meisten waren nämlich finanziell an der Ausstellung beteiligt.

Mister Bayer führte sie in das Hauptgebäude, wo sich die Ausstellungen der Lone-Star-Brewery und der City-Brewery befanden. Lu gefiel die Pyramide von Fässern und Flaschen in allen Größen, die von kleinen bunten elektrischen Lämpchen erleuchtet wurden, sehr gut. Rechts und links von der Pyramide waren zwei Stühle. Auf denen sollten die Anti-Prohibition-Girls thronen. Wie zwei Sphinxe, dachte Lu. Ringsherum waren Ballen Hopfen, Fässer mit Gerste, Malz und Büschel Reis aufgebaut. Mächtige Packen Broschüren lagen schon neben jedem Stuhl bereit. Die Ausstellung war aber noch nicht ganz fertig. Die Elektrotechniker arbeiteten noch an den Lampen.

„Gehen Sie nur ein paar Stunden herum, Ladies, und sehen Sie sich die Ausstellung an," forderte Mister Bayer sie liebenswürdig auf.

Die beiden ließen sich das nicht zweimal sagen.

Zuerst streiften sie durch die Hauptgebäude, wo Maschinen, Wagen, Möbel und so weiter waren. Die meisten Abteilungen waren aber noch nicht fertig. Überall war man noch bei der Arbeit.

„So ist's immer," sagte Mistreß McDowell. „Kommen Sie, wir wollen in den Vergnügungspark!"

Lu folgte ihr gern.

Die eigentliche Ausstellung interessierte sie sehr wenig. Sie fand, daß die deutsche Industrie der amerikanischen, wenigstens der texanischen, denn doch bei weitem überlegen war. Ebenso war's mit dem Kunstgewerbe.

Weiter ging's durch die verschiedenen Ice-Cream-Pavillons nach dem Vergnügungspark.

Riesenschaukel, Riesenfrau und der kleinste Zwerg der Welt waren Lu nichts Neues. Bald sollte sie aber einen Sport finden, der sie interessierte.

Auf einer Art Schaukel saß ein Nigger. Unter ihm war ein Bassin mit Wasser. Oben an dem Schaukelgestell war eine kleine Platte angebracht, gegen die man mit hölzernen Bällen werfen mußte. Traf man die Platte, so kippte die Schaukel um, der Nigger fiel ins Wasser. Ein Wurf kostete fünf Cents.

Laut brüllend forderte der Unternehmer, ein hagerer Yankee aus dem Norden, die Vorübergehenden auf, ihr Heil zu versuchen. Er hatte ganz richtig auf den Haß der Südländer gegen die befreiten Nigger spekuliert. Eine Menge Menschen drängte sich um die Schaukel und bemühte sich, für fünf Cents einen Vertreter der verachteten Rasse ins Wasser zu werfen. Nur wenige trafen die kleine Platte. Wenn die Schaukel aber einmal hintenüberrasselte und der Neger kopfüber ins Bassin schoß, so belohnte allgemeines Yellen den glücklichen Sportsman.

„Das muß ich auch versuchen!" rief Mistreß McDowell. „Ich habe mir schon lange gewünscht, solchem schwarzen Tier mal eins auszuwischen!"

Die ganze Grausamkeit der Südländerin, die sich freut, den Schwarzen zu quälen, und sei's auch nur in der Einbildung, flammte in ihren Augen auf. Denn der Nigger da wurde sicher gut bezahlt für das häufige Baden.

Aber Mistreß McDowell trug ein etwas knapp sitzendes

Kleid, und ihre zarten Arme warfen die Bälle immer zu kurz.

Der Neger grinste höhnisch von seinem hohen Sitze herab.

Die junge Frau stampfte wütend mit dem Fuß auf.

„Gee! Ich kann's wirklich nicht! Versuchen Sie's doch mal, Miß von Wersien. Der schwarze Kerl soll uns doch nicht auslachen!“

Lu wog prüfend den Holzball in der Hand. Sie konnte gut werfen. Ballspielen war einer ihrer Lieblingssports gewesen. Sorgfältig zielte sie, und dann sauste das Wurfgeschoß aus dem Handgelenk im hohen Bogen gegen die Platte, daß sie klirrte. Mit lautem Plantschen fiel der Nigger ins Bassin.

„Wonderful! Wonderful!“ jubelte Mistreß McDowell ganz aufgeregt.

Alle Umstehenden schrieen und yellten.

Mit mißmutigem Gesicht kletterte der Schwarze wieder auf seinen Sitz.

„Weiter, ma'am! Weiter!“

Beverly McDowell wollte sich ausschütten vor Lachen.

Eigentlich tat Lu der Nigger leid. Aber die Sache war doch so furchtbar komisch, und er war ja dazu engagiert. Sie nahm einen anderen Ball. Sie hörte, wie Wetten abgeschlossen wurden hinter ihr, wie oft sie die Platte treffen würde. Der sportliche Ehrgeiz erwachte plötzlich in ihr. Sie wollte der Gesellschaft mal zeigen, wie ein schneidiges deutsches Mädel Ball werfen konnte. Schon flog die zweite Kugel. Die Platte klirrte und der Neger sauste ins Wasser. Das Yellen wurde ohrenbetäubend. Die Menschenmenge wuchs immer mehr an. Ball folgte auf Ball.

Das Gesicht des Niggers wurde immer wütender. Plötzlich fing er lebhaften Krakeel mit dem Unternehmer an. Er verlangte unter diesen Umständen offenbar höhere Bezahlung. Der Yankee schlug ihm als Antwort um die

Ohren. Im Nu waren die beiden ein staubbedecktes Knäuel, das sich in erbittertem Kampf auf dem Sand herumwälzte.

Der Jubel der Zuschauer war grenzenlos. Der Nigger richtete sich auf. Er hatte seinen hageren Gegner fest umschlungen und warf sich plötzlich mit ihm ins Bassin. Das Wasser spritzte hoch auf, als kämpften zwei Nilpferde darin.

Mistreß McDowell kreischte nur noch vor Lachen. Dann kam aber die Polizei mit ihren Holzknüppeln und schlichtete den Streit. Lu wollte lachend weitergehen, aber ungefeiert kam sie nun nicht mehr davon. Ein langer Mensch im Sportanzug war auf einen Stuhl gesprungen und schwenkte seine Mütze.

„Three cheers for that young lady! — One! — Two! — Three! — Hip, hip, hurraaa!“

Ein ohrenbetäubender Spektakel erhob sich. Ein paar anwesende College-Boys brachen in ihren College-Yell aus. Ihr schmetterndes ‚Raaa—raaa—raaa!‘ übertönte alles.

Mit lachendem Entsetzen flüchteten Lu und Mistreß McDowell in die nächste Ausstellungshalle.

Allmählich verlief sich die bewundernde Menge, die ihnen folgte, und sie konnten ihre Entdeckungsreise fortsetzen.

Die landwirtschaftliche Abteilung der Ausstellung imponierte Lu wirklich. Hier zeigte sich Texas von seiner besten Seite, und es war vor allem deutsche Arbeit, die hier einen Triumph feierte.

Die Produkte aus Garten- und Feldbau lieferten einen Beweis für die überaus große Fruchtbarkeit dieses halb tropischen Landes, in dem alles wuchs: Baumwolle wie Reis und Jute, Zuckerrohr und Mais wie Roggen, Weizen und Gerste. Tropenfrüchte und alle nordischen Früchte waren in mächtigen Haufen aufgeschichtet, riesige Melonen und Kürbisse jeder Art, ganze Waggonladungen von Tomaten.

Es erfüllte Lu mit Genugtuung, daß die Schilder über den meisten Auslagen deutsche Namen trugen.

Dann ging's in die Viehställe.

Hier mußte Lu doch staunen. So fette, riesige Schweine in so tiefschwarzer oder rotbrauner Farbe hatte sie noch nie gesehen. Sie bekam ordentlich Hochachtung vor der texanischen Schweinezucht. Auch das Rindvieh war in schönen Rassen vertreten, die Lu aber meist schon von Europa her kannte. Die Rancher begannen jetzt europäisches Vieh einzuführen. Das langhörnige Texasvieh verschwand allmählich.

Sehr schöne Pferde waren ausgestellt.

Ganz traurig schritt Lu zwischen den Ständen hin, streichelte hier und dort ein schönes Tier und fütterte es mit Zucker. Pferde waren ihre Passion. Deshalb war sie ja eigentlich nur nach Texas gekommen, um endlich einmal wieder sich ausreiten zu können. Und nun hatte sie in der ganzen Zeit ihres Hierseins noch nicht einmal im Sattel gesessen, unberührt lag ihr Reitkleid in den Tiefen ihres Koffers. Das war eigentlich die größte Enttäuschung gewesen! —

Seufzend folgte sie den ungeduldigen Rufen der Mistreß McDowell, die draußen vor den Ställen stand und sich langweilte. Sie traute sich nicht hereinzukommen, denn sie hatte Angst vor Pferden. Die landwirtschaftliche Ausstellung langweilte sie überhaupt. Ihr gefielen die surrenden Maschinen, die bunten, pompösen Modeauslagen am besten.

„Es wird jetzt auch Zeit sein, daß wir unsere Job antreten,“ sagte sie.

Lu nickte. Richtig, die Job! Sie hatte ganz vergessen, daß sie nicht zum Vergnügen hier war.

Eilig begaben sich die beiden wieder in das Hauptgebäude zurück.

Die Ausstellung der Lone-Star-Brewery war jetzt fertig, die Lämpchen glühten hinter den klaren Flaschen, so daß die Pyramide in buntem Licht erglänzte. Das Ganze sah wirklich sehr hübsch aus.

Eine Menge von Besuchern strömte schon durch die Ausstellungshallen. Es war Zeit, daß die Anti-Prohibition-Girls ihre Flugschriften verteilten.

Freundlich empfing sie der dicke Mister Bayer und erteilte ihnen noch einige letzte Instruktionen. Dann ging er wieder seiner business nach, und Lu und Mistreß McDowell nahmen ihre Plätze als Sphinxe ein.

Neugierig las Lu die verschiedenen Broschüren durch.

‚Das Gesetz, das den Verkauf aller alkoholhaltigen Getränke verbiete,‘ hieß es darin, ‚schädige das Allgemeinwohl des Staates, indem es die Einfuhr des harmlosen Bieres unmöglich mache und dafür dem Schmuggel mit gefährlichen Giften wie Whisky, Gin, Spiritus und so weiter Vorschub leiste, die in geringeren Quantitäten leichter zu verbergen wären.‘

„Sehr richtig,“ bemerkte Lu anerkennend. „Die ganze Prohibition-Law ist überhaupt Unfug. Ich habe nirgends mehr Säufer gefunden als unter den Prohibitionisten!“

„Shocking!“ rief eine Dame entsetzt, die unbemerkt nähergetreten war, um die Auslagen der Lone-Star-Brewery zu betrachten.

Lu besann sich auf ihre Pflicht und hielt ihr eine Reklameschrift hin.

„Hier, ma'am, eine Broschüre über das Lone-Star-Bier!“

Abwehrend streckte die Dame beide Hände aus.

„Shocking!“ wiederholte sie mit schriller Stimme. „I never drink beer!“

„Das ist sehr schade,“ sagte Lu trocken, „wenn Sie's täten, würden Sie vielleicht ein wenig fetter. Sie könnten's brauchen!“

Entrüstet wandte ihr die Dame den Rücken und ging sehr eilig davon.

Mistreß McDowell lachte.

„Seien Sie bloß nicht gleich so grob, Miß von Wersien! Wir müssen sehr höflich gegen das Publikum sein als Reklame-Girls!“

„Weiß Gott, die Höflichkeit gegen solche Gänse wird mir bei der ganzen Sache am allerschwersten!“

Ein paar biedere Farmer gingen vorüber, die die

Broschüren gegen die Prohibition schmunzelnd in Empfang nahmen.

„So'n Publikum lasse ich mir schon eher gefallen," sagte Lu.

Eine immer dichtere Menschenmenge schob sich vorüber.

Lu war oft verblüfft, mit welcher Entrüstung Leute, denen man den Säufer geradezu ansah, die Schriften von sich wiesen und über das harmlose Bier schimpften.

Der ganze Prohibitionkampf war ihr lächerlich erschienen im Anfang. Jetzt kam sie zu der Überzeugung, daß ihm ein tiefer und ernster Konflikt zugrunde lag, der das Wohl des ganzen Staates bedrohte. Daß die gesunde Volkskraft des Riesenlandes, vor allem die germanische Bevölkerung, sich wehrte gegen ungerechte Fesseln und das neue Muckerregiment. Diese albernen neuen Gesetze, in selbstsüchtiger Absicht von einigen Wenigen dem ganzen Staate aufoktroyiert, drohten jeden Fortschritt, die Lebenskraft der Bevölkerung zu unterbinden. Diese Heuchler, diese Hypokriten!! — Lu war mit Leib und Seele für die Sache der Antiprohibition!

Fast mit Begeisterung las sie auch die anderen Broschüren durch.

Da stand, daß Staaten, in denen Bier getrunken wird, wie Deutschland, Österreich und so weiter, in ständigem Aufschwung begriffen wären und die tüchtigste Bevölkerung hätten, während die Staaten der Union, in denen die Prohibition-Law schon eingeführt wäre, wie zum Beispiel Kansas, sich im Rückschritt befinden und daß die Prozentzahl der Säufer dort ungleich höher wäre als in den freien Staaten.

Diese Broschüren waren in kühnen, freien Worten geschrieben. Es war wenigstens Ehrlichkeit darin, Anerkennung der Vorzüge des Auslandes, kein amerikanischer Dünkel neben kriechender Angst vor der Public-Opinion. Es hatten sie eben deutsche Brauer verfaßt, denen die Prohibitionsbewegung jede Existenzmöglichkeit zu rauben drohte. Lu war ordentlich froh, daß sie hier auf einem Posten stand, der ihrer Überzeugung entsprach.

Die Sache machte ihr Spaß. Übermütig und mit heller Stimme pries sie ihre Flugschriften an, die reißenden Absatz fanden. Eine bewundernde Menge sammelte sich um die Ausstellung der Lone-Star-Brewery. Die Broschüren sagten ja noch lange nicht genug! Lu hätte gar zu gern noch ihre eigene Meinung kundgetan; diesen Yankees und vor allem den Deutsch-Amerikanern gesagt, was sie über Amerika dachte. Diese Menge Deutsche, die hier vorübergingen! Die meisten waren doch sicher aus Unzufriedenheit ausgewandert, und hier ließen sie sich alles gefallen und wurden nicht einmal mit den paar Muckern da oben in Washington fertig! Sie hätte ihnen gar zu gern ihre Meinung gesagt! — Da stand gerade eine ganze Gesellschaft von anscheinend deutschen Handwerkern um sie herum. Einer plötzlichen Idee folgend, schwang sie sich auf ihren Stuhl und hielt eine Ansprache im Volkston.

Sie bot ein reizendes Bild strahlenden Übermutes, wie sie, eifrig gestikulierend, den kleinen Sportshut schief auf dem wirren, dunklen Haar, auf ihrem Stuhl stand und redete.

„Was habt ihr überhaupt davon, daß ihr nach Amerika ausgewandert seid?“ wandte sie sich an die umstehenden Deutschen. „Mit der berühmten Freiheit ist's doch wahrhaftig nicht weit her! Mehr verdienen tut ihr eigentlich auch nicht, denn alles ist hier viermal so teuer wie in der Heimat. Wenn ihr die ganze Woche schwer gearbeitet habt und wollt Sonntags mal euer Glas Bier trinken in Gemütlichkeit und ein bißchen Vergnügen haben, — ja Kuchen! Dann sind alle Saloons geschlossen, und in den Restaurants könnt ihr wegen der Sonntagsheiligung auch kein Bier bekommen. Die Faulenzer und Taugenichtse können die ganze Woche lang trinken. Ihr werdet dafür bestraft, daß ihr fleißig seid! Ihr könnt auf eurer Veranda sitzen und euch langweilen, und verwünscht den öden Sonntag!“

Beifälliges Gemurmel erhob sich.

„Die Lady hat ganz recht!“ rief einer aus der Menge.

„Die Leute, die die Gesetze machen," fuhr Lu fort, „und die euch schöne Reden halten in den Versammlungen, die sind alle viele Dollars wert und haben ihren wohlassortierten Weinkeller zu Hause. Denen kann es also ganz egal sein, ob ihr Bier zu trinken habt oder nicht! Aber ihr habt's immer noch gut! Vorläufig könnt ihr an Wochentagen nach der Arbeit noch in einen Saloon gehen und ein Glas Bier im Stehen herunterstürzen. Wenn ihr eure Frauen mitnehmen wollt, dann müßt ihr euch in den zugigen Wirtsgarten setzen, denn Ladies dürfen hier ja nicht in Saloons. Aber, wie gesagt, ihr habt's immer noch viel zu gut! Bald wird die Sache ganz anders! Dann wird die Prohibition-Law in Texas eingeführt, und ihr könnt überhaupt kein Bier mehr bekommen. Deutsche, wißt ihr, was das heißt?! — Ich möchte wirklich wissen, warum ihr ausgewandert seid! Lebt ihr nicht viel freier in Deutschland? Bei uns in Berlin kann heutzutage jeder reden wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Hier in diesem Muckerstaat muß sich jeder ducken vor der Public-Opinion, wenn er kein Geld hat! Und die Public-Opinion, die wird von den Leuten gemacht, die Geld haben. Seid ihr nicht Sklaven der Kapitalisten, viel schlimmer als früher in Deutschland?! Bei uns schützen Staat und Gesetz die Arbeit. Wie ist's hier? Werdet ihr nicht ausgenutzt bis auf's Blut von den Trusts?! Müßt ihr nicht wahnsinnig hohe Preise bezahlen für die unentbehrlichsten Lebensmittel?! Und die Preise steigen hier von Jahr zu Jahr. Ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß es der kleine Mann in Deutschland weit besser hat als in Amerika!"

Jetzt wurden verschiedene Zwischenrufe laut. Aber die Deutschen nahmen Lus Partei.

„Ausreden lassen!" rief es.

„Ganz richtig!"

„Go ahead!"

Lus Wangen glühten. Sie hatte sich in Eifer geredet. Aller Groll, der sich gegen die amerikanischen Verhältnisse in ihr aufgespeichert hatte, machte sich jetzt Luft.

„Denkt nur daran, ihr Deutschen, was ihr aufgegeben habt! So'n Sonntag in Deutschland, das ist doch etwas anderes! Da macht die ganze Familie einen Ausflug ins Grüne, nach Wannsee, dem Grunewald und wer weiß wo hin. Man trinkt in Gemütlichkeit sein Glas Bier in einem schönen Garten bei guter Militärmusik. Und wenn ihr in die Restaurants wollt, so könnt ihr eure Frauen und Kinder mitnehmen und bekommt gutes, billiges Bier überall. Am Sonntag, da wimmelt es bei uns überall von vergnügten Menschen. Hier ist alles tot, herrscht öde Langeweile! An den Nachmittagen finden bei uns billige Theateraufführungen statt, und zwar der besten und wertvollsten Stücke. Bildung steht heutzutage jedem offen bei uns in Deutschland! Fortschrittlich gesinnte Fabrikherren und die großen Aktiengesellschaften geben ihren Arbeitern diese Theateraufführungen umsonst. Wie wird jetzt für hübsche gesunde Wohnhäuser für alle Stände gesorgt bei uns! Was wird alles getan für Heil- und Erholungsstätten! Unser Deutschland ist schön, und es läßt sich gemütlich und frei leben darin für tüchtige, brave Leute. Ich begreife also wirklich nicht, warum ihr ausgewandert seid! Ihr seht doch alle ganz intelligent aus! Und wenn's euch zu eng wurde daheim, weshalb seid ihr nicht nach den deutschen Kolonien gegangen? Da ist Platz genug für tapfere Leute! Jedenfalls lebt ihr dort freier als im Lande der Freiheit und Gleichheit! Jeder, der's könnte, sollte nach Deutschland zurückkehren oder wenigstens sein Deutschtum hochhalten hierzulande. Ihr habt alle Ursache, stolz darauf zu sein! Da ihr aber nun einmal hier seid und amerikanische Bürger, so duckt euch wenigstens nicht vor den Muckern, die euch Gesetze aufzwingen wollen. Es wäre ja lächerlich, wenn ihr Deutsche, die ihr in der Heimat immer den großen Mund habt, euch hier fügen würdet wie die Lämmer, wo man eure persönliche Freiheit antasten will. Wer also Schneid hat und ein Deutscher ist, der stimme gegen die neue Vergewaltigung des amerikanischen Volkes, gegen die Prohibition-Law!" —

Lu war ganz atemlos und sprang von ihrem Stuhl.

Ein wahrer Tumult erhob sich. Die lauten Beifallsrufe der Deutschen, denen die Rede zu Herzen gegangen war, übertönten alle mißbilligenden Bemerkungen. San Antonio war überhaupt eine Bierbrauerstadt, ein südliches Milwaukee, und darum ein starkes Bollwerk gegen die Prohibitionsbewegung.

Der dicke Travelingman, der unbemerkt wieder hinzugekommen war, stürzte auf Lu zu und schüttelte ihr unaufhörlich die Hand.

„Das war großartig, ganz großartig, Miß von Wersien!" versicherte er immer wieder.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie so gut reden können," sagte Mistreß McDowell ganz erstaunt.

„Die Rede steht morgen in allen Zeitungen und wird gute Reklame für die Brauereien machen. Was Sie über die Prohibition-Law gesagt haben, war fein. Sie hätten nur nicht sonst so auf Amerika schimpfen sollen!"

Lu fächelte sich Luft zu und lachte über das ganze Gesicht. Die Prohibition-Law war ihr ja eigentlich gleichgültig, aber sie hatte einmal wieder Gelegenheit gehabt, eine Lanze für Deutschland zu brechen, und das freute sie.

Die Menge gab plötzlich Raum, und ein langer, hagerer Mensch, der wie ein Methodistenprediger gekleidet war, trat vor die Pyramide aus Fässern und Bierflaschen.

„Wer ist denn das?" fragte Lu verwundert.

„Jedenfalls irgendein Prohibition-Greis, der auf Ihre Rede erwidern will. Jetzt passen Sie mal auf, Miß von Wersien!"

Der dicke Mister Bayer rieb sich lachend die Hände.

Ernst und würdevoll trat der Hagere einen Schritt vor und deutete mit einem dürren Zeigefinger, der aus einem zerrissenen baumwollenen Handschuh hervorguckte, auf Lu.

„You are condemned!" sagte er mit Grabesstimme, und der Zeigefinger kam bedrohlich nahe.

„Erlauben Sie mal!" Sie lachte und wich zurück.

Der Zeigefinger richtete sich nun auf Mistreß McDowell.

„You are condemned too!"

Dann auf den dicken Travelingman, der ein Gesicht machte, als wäre er kitzlich.

„And you are condemned!"

Mit einer großartigen Handbewegung deutete der Hagere auf die ganze Versammlung.

„Ihr alle seid verdammt und dem Satan verfallen, die ihr Bier trinkt! Bier ist höllisches Gift, erfunden von den bösen Mächten, um eure Begierden zu reizen und eure Seelen zu verderben. Mir ist Jehova, der Herr, erschienen und hat mir befohlen, den Stoff des Satans zu vernichten, wo ich ihn finde . . ."

Ein Klirren von zerbrechendem Glas unterbrach ihn.

Die Flaschenpyramide geriet ins Wanken. Krachend schlugen die obersten Bierflaschen zu Boden, und weithin spritzte der teure Gerstensaft.

Alles sah entsetzt hinauf.

„Das ist ein Zeichen des Himmels!"

Der Hagere hob beschwörend die Arme.

„Sende deinen Blitz, Jehova, und zerstöre das Blendwerk der Hölle!"

Gleichsam als Antwort polterten zwei andere Flaschen von der obersten Staffel herab.

Einige Farmer bekamen ganz lange Gesichter. Es wurde den unwissenden Naturkindern unheimlich bei diesen Zeichen und Wundern.

„For God's sake, what's the matter?!" rief der dicke Mister Bayer entrüstet.

Der Hagere aber schwenkte die Arme wie Windmühlenflügel.

„Zeige ihnen, Jehova, daß du der Herr bist! Vernichte das Gift, das Lockmittel des Satans!"

Ein helles Lachen unterbrach ihn plötzlich.

„Look, daddy, look at the little opossum!" rief ein kleiner Farmerjunge ganz begeistert.

Aller Augen wandten sich der verunglückten Pyramide zu.

Und wirklich, wo die herabgefallenen Flaschen gestanden hatten, erschien das Schnäuzchen eines Opossums. Der Bau der Ausstellungshallen hatte es aus seiner Ruhe gestört, und es hatte Schutz gesucht in der Flaschenpyramide.

Schallendes Gelächter übertönte die weiteren Reden des Prohibition-Greises.

Erschreckt durch den großen Lärm sprang das Opossum von der Pyramide herab, noch ein paar Flaschen mitnehmend, und flüchtete sich in die Ausstellung einer Schokoladenfabrik.

Im Nu zerstreute sich die Menge. Vergessen waren Prohibition und Anti-Prohibition. Alles beteiligte sich unter Lachen und Yellen an der Opossumjagd.

Auch der Prohibition-Greis wurde vom Strome mit fortgerissen.

Lu und Mistreß McDowell hatten sich auf die Stufen des Ausstellungspodiums gesetzt und lachten. Mister Bayer hielt sich die Seiten, während ihm die Tränen über die Wangen liefen.

„Das ist kostbar," stöhnte Lu. „So habe ich noch nicht gelacht, seit ich in Amerika bin!"

„Don't talk to me! Don't talk to me!" keuchte Mistreß McDowell.

Es dauerte eine geraume Weile, ehe sie sich beruhigt hatten.

Dann mußten sie aber an ihre Pflicht denken, denn die Ströme der Besucher schoben sich vorüber, und bald verteilten sie wieder eifrig ihre Broschüren.

Mister Bayer war fortgegangen, um Arbeiter zu holen, die die schadhafte Pyramide ausbessern sollten.

Lu war herzlich müde, als der Tag zu Ende ging. Die Arbeit war doch anstrengender als sie gedacht hatte. Es war gar keine Kleinigkeit, die Hunderte von Schriften zu verteilen, und unendlich ermüdend, immer auf dieselben

Fragen dieselben Antworten zu geben. Und das ging nun noch neunzehn Tage so weiter! 's war wirklich wahr, geschenkt wurde einem nichts hier in Amerika. Man mußte eine gehörige Summe von Arbeit leisten für jeden Dollar.

Mistreß McDowell war auch ganz schweigsam geworden und sah sehr angegriffen aus. Sie atmeten alle beide auf, als es sechs Uhr schlug, sie ihre Sachen zusammenpacken und nach Hause gehen konnten. Diesmal benutzten sie die Elektrische, die sie rasch zur Stadt zurückbrachte.

An der Alamo-Plaza verabschiedete sich Lu von Mistreß McDowell und machte sich auf den Weg zur South Alamo-Street. Sie wollte ja noch mit Mister Bell sprechen. —

Vor der Tür des Detective Institute Sun begegnete er ihr.

„Hallo, little Saurkraut!“ rief er ihr gutgelaunt entgegen. „Glad to see you!“

Kräftig schüttelte sie seine Hand.

„Hallo, Sie selbst! — Haben Sie einen Augenblick Zeit für mich?“

„Sure! Lots of it! Aber wissen Sie was, gehen Sie mit mir zum Souper. Sie haben doch sicher noch nicht gegessen!“

„No, habe ich auch noch nicht; — und im übrigen sage ich nie ‚nein‘, wenn mich jemand zum Essen einladet!“

„Das ist recht. Well, dann wollen wir mal schleunigst ins Gunter-Hotel.“

„Gee, so fein!“

Lu strahlte über das ganze Gesicht. Das war das vornehme Hotel, wo sie am ersten Abend mit Doktor Stower soupiert hatte.

Mister Bell grinste vergnügt und spuckte einem eleganten Mexikaner vor die Füße, der entrüstet zur Seite sprang.

„Well, little Saurkraut, was haben Sie auf dem Herzen?“

„Ich möchte Ihren Rat als Detektiv hören.“

„Go ahead!“

„Aber kosten tut es doch nichts, nicht wahr, Mister Bell?“ fragte sie vorsichtig.

Er lachte schallend auf.

„No! Keinen Cent für Sie! — Now look, how smart she is, the kid!“

„Also, — es handelt sich um den Doktor Stower aus New Braunfels. . . .“

Lu begann ihre ganzen Abenteuer mit diesem Herrn, von der Candelilla-Company und dem gestrigen Auftritt im San Antonio-Hotel zu erzählen.

Mister Bell hörte sehr aufmerksam zu. Manchmal huschte ein breites Grinsen über sein rotes Gesicht.

Sie waren vor dem Gunter-Hotel angekommen.

„Von der Sache weiß ich mehr, als Sie denken,“ sagte er schmunzelnd. „Werde Ihnen gleich bei einem Cocktail davon erzählen.“

Sie nahmen an einem kleinen Tisch im Speisesaal Platz, wo ein mexikanisches Orchester spielte, und Mister Bell bestellte ein sehr gutes Souper.

Lu überlegte im stillen, wo er wohl hinspucken würde in diesem vornehmen Lokal.

Mister Bell nahm aber sehr ungeniert sein Primchen aus dem Mund, wickelte es in einen alten Briefbogen und schob es in die Tasche. Der tempelhafte Saal des Gunter-Hotels schien also doch ‚tabu‘ für ihn zu sein.

Lu atmete ordentlich erleichtert auf.

„Sehen Sie, ma’am,“ sagte Mister Bell und goß seinen Cocktail herunter, „der Doktor Stower ist natürlich jedem Detektiv-Institut bekannt, weil alle Augenblicke Anfragen über seinen Kredit und seine Zahlungsfähigkeit einlaufen. Auch ist er ja als geschickter Arzt weit und breit bekannt. Sie können sich also denken, daß unser Institut ganz genau über ihn orientiert ist.“

Sie sah ihn erwartungsvoll an.

„Der junge Engländer ist der Neffe von dem reichen Mister Campbell in Austin, und wir haben vor einigen Tagen den Auftrag erhalten, the little fellow zu überwachen, da er hier in schlechte Hände geraten sei. — Well, als wir ihn in Doktor Stowers Gesellschaft sahen, wußten wir ja gleich Bescheid. Was das aber für eine business war, die er mit ihm vorhatte, das wußten wir nicht. Der Doktor ist jetzt sehr vorsichtig geworden und sorgt dafür, daß seine Geschäfte nicht an die Öffentlichkeit kommen. Sie haben mich eben erst auf die richtige Spur gebracht, als Sie von der Candelilla-Company anfingen!"

„Wirklich?"

Er nickte.

„Indeed! — Er muß seine Prospekte alle ins Ausland geschickt haben. Hier in Texas hat kein Mensch einen zu Gesicht bekommen. Es wäre ja auch keiner darauf reingefallen, weil jeder Texaner den Gentleman kennt, und man hätte die ganze business sehr bald gestoppt."

„Ich sollte die Prospekte an meine Verwandten in Deutschland schicken, und ich weiß, daß Doktor Stower ganze Kisten voll an französische und englische Firmen geschickt hat."

„Können Sie das beschwören?"

„Ja, sicher!"

„Well, dann hätten wir ihn ja soweit gefaßt, daß wir ihn beim District-Attorney verklagen können. Es ist nämlich hierdurch erwiesen, daß er Uncle Sams Post zur Beförderung betrügerischer Schriften benutzt hat. — Sie stellen also Ihre Zeugenaussagen zur Verfügung für alles, was Sie in New Braunfels von der Candelilla-Company gehört und gesehen haben?"

„Ja."

„Es soll Ihr Schade nicht sein!"

Lu war sehr rot geworden.

„Ich tue das nur um der gerechten Sache willen, weder um Geld herauszuschlagen noch um mich zu rächen. Der kleine Engländer tut mir nur leid!"

Mister Bell betrachtete sie mit nachsichtigem Lächeln. „Wenn man bedenkt, wie dumm Sie sind, little Saurkraut, dann muß man sich nur wundern, daß es Ihnen überhaupt noch so gut geht in den United Staates.“

„Danke,“ sagte Lu gutmütig und nippte an ihrem Cocktail.

„Die ganze Candelillasache verhält sich nämlich so,“ fuhr Mister Bell fort. „Daß man Wachs gewinnen kann aus dem Candelillabusch ist wahr. Die Gewinnung ist aber so kostspielig, daß sich die Industrie nicht rentiert. Die meisten Candelilla-Gesellschaften haben den Betrieb aufgegeben, weil sie mit Verlust arbeiteten. Diese Gesellschaften hatten von der mexikanischen Regierung Konzessionen für den Abbau der Candelillapflanzen. Nach Aufgabe des Betriebes waren die Konzessionen natürlich völlig wertlos. Der schlaue Doktor Stower und sein Sozius, dieser sogenannte Doktor Karl Beyer, und der Morris, bei dem sie hier ihr Absteigequartier haben, kauften nun die sämtlichen Konzessionen für ein Butterbrot. Eine Bude aus Wellblech, in der die vorigen Gesellschaften Wachsproben herstellten, bekamen sie noch zu. Diese Wellblechbude ist jedenfalls ‚the Candelilla-factories‘ in Mexiko. Es wurde nun von diesen drei Herren eine Gesellschaft gegründet mit dem hochtrabenden Namen ‚The United Wax Company of America. Morris-Building. San Antonio‘. Doktor Stower, der ja eine gewandte Feder hat, schrieb die großartigen Prospekte, die auf allerfeinstem Papier gedruckt sind und Bilder der ‚Fabriken in Mexiko‘ und der ‚Bureaux im Morris-Gebäude‘ bringen. Natürlich konnten die Prospekte auch nur ins Ausland geschickt werden, weil jeder Texaner ja sofort Bescheid gewußt hätte. In der Wellblechbude waren noch Wachsklumpen von den Versuchen der vorigen Gesellschaft übriggeblieben. Die wurden nun als Proben mit den Prospekten verschickt. So was würde schließlich schon irgendwelche dummen Ausländer ködern, zumal, wenn sich die Company durch Vertrauensleute empfehlen ließ, wie er's ja mit Ihnen und Ihrer

Verwandtschaft versucht hat. Die Vertreibung von möglichst viel Aktien zu hundert Dollars war dann der Endzweck der Company."

„Und dann?"

„Dann hatte der smarte Doktor noch einen Privatcoup vor, mit dem er auch seine Partner über's Ohr hauen wollte. Sie werden sich wohl auch sagen, daß es Doktor Stower nicht ähnlich sieht, die paar tausend Dollars, die durch den Aktienschwindel einkommen, mit zwei Partnern zu teilen!"

„Nein, wahrhaftig nicht!"

„Er ist ja der Kopf der Company, die anderen sind nur die Arme. Wie ich durch den Notar Mister Jayne erfuhr, hat er einen Kontrakt mit seinen Partnern gemacht, in dem ihm die Stellung des Generalmanagers der United Wax Company zugesprochen wird mit der Berechtigung, für die Company zu zeichnen, Gelder einzukassieren, auszuzahlen und nach Gutdünken zu deponieren, wie und wo es ihm paßt, ohne dafür einem Aufsichtsrat Rechenschaft schuldig zu sein."

„Na, wie seine Partner aber auf solchen Kontrakt eingehen konnten, ist mir rätselhaft!" sagte Lu erstaunt.

„Well, sehen Sie, die sind ja hilflos ohne ihn. Sie haben gar nicht genug Sprachkenntnisse und Beziehungen, um mit dem Ausland korrespondieren zu können, und der ganze Bluff ist doch für's Ausland berechnet! — Also, haben Sie gut aufgepaßt? Doktor Stower kann die Gelder deponieren, wo er will. Was die guten Partner nun aber nicht wissen und was wir Detektivs sehr genau wissen, ist, daß Doktor Stower bei seiner vielseitigen Tätigkeit auch noch Präsident einer Bank ist in einem kleinen Landstädtchen. Er ist übrigens auch noch Erfinder eines Mittels, das Fettflecke aus Kleidern entfernt und ‚Cleanol' heißt, einer Medizin gegen Nierenleiden, und unterschreibt sich heute noch als ‚The Doctor Stower Sanitarium'."

Lu mußte laut auflachen.

„Na, er paßt in dies Bluffland!"

Mister Bell schüttelte aber ernst den Kopf und nahm sich einen Berg Hühnersalat.

„No, ma'am! Er ist zu smart für uns. Er ist so smart, daß er nächstens kein altes Niggerweib mehr bluffen kann! — Was weiter kommt, können Sie sich eigentlich denken! Er deponiert die Gelder der Company auf seiner Bank, ohne zu sagen, daß er etwas damit zu tun hat. Die Bank falliert, und das Geld ist weg."

„Ist das nicht ein etwas gefährliches Experiment?"

„No. Why? Hier fallieren alle Tage ein paar Bankhäuser. Es muß nur schlau angefangen werden."

„Und der Aktienschwindel?"

„Ist auch nichts Neues. Den Aktionären wird eben nach einiger Zeit gesagt, daß die Company mit Verlust arbeitet. Schließlich stellt sie den Betrieb ganz ein. Als Beruhigungspille schickt man ihnen höchstens einige Prozente ihrer Investments zurück. So was läßt sich leicht machen und kommt oft vor. — Daß er aber Prospekte verschickt, in denen Fabriken und Bureaux abgebildet sind, die der Company gar nicht gehören, das wird dem Doktor den Hals brechen! Man meldet die Sache dem Distrikt-Attorney, und die Postsendungen werden beschlagnahmt und untersucht. Und das werde ich morgen schon einleiten! Ich war meiner Sache noch nicht so ganz sicher, aber Ihre Erzählung hat auch das Letzte aufgeklärt. Ich danke Ihnen, little Saurkraut!"

Er reichte ihr seine derbe Hand über den Tisch hinüber.

„Ist nichts zu danken, Mister Bell! Ich freue mich, wenn der kleine dumme Engländer gewarnt wird und wenn ich das Meinige dazu beigetragen habe, ehrliche Leute vor einem Schwindler zu bewahren!"

Nachdenklich sah sie vor sich hin.

„Leid tut er mir doch, der Doktor," sagte sie leise.

„Nonsense! Wie kann er Ihnen leid tun?!" polterte Mister Bell.

„Das verstehen Sie nicht, denn Sie kennen ihn nicht so wie ich! Der Mann ist ein Genie, ein bedeutender Arzt,

ein geistreicher Mensch mit allen möglichen Talenten. Es ist furchtbar, daß er solch ein jammervolles Ende nehmen soll!"

„Er hätte sich anständig benehmen sollen! Sie haben keinen Grund, ihn zu bemitleiden, nachdem er Sie so behandelt hat!"

„Und die arme Frau — sie hat ihn so sehr lieb!"

„Dann hätte sie was Besseres tun sollen, als ihn bei seinen Schwindeleien unterstützen!"

„Das sagen Sie so. Wer kennt sich in der Seele aller Menschen aus? Sie tun mir trotz allem beide so sehr leid!"

„Well, jetzt hören Sie aber auf mit dem Bedauern!" fuhr Mister Bell sie an. „Wir wollen überhaupt von etwas anderem reden, damit Sie nicht ein Gesicht machen, als hätten Sie die blues, little Saurkraut! Ich will mit einem hübschen lustigen Girl ausgehen heute abend, damit die anderen Fellows mich beneiden. Wozu bezahle ich sonst das Souper und die Cocktails?!"

Jetzt mußte sie doch wieder hell auflachen. Das war so echt texanisch-amerikanisch!

Mister Bell grinste harmlos vergnügt.

„Möchten Sie gerne eine Autofahrt machen?" erkundigte er sich. „Dann phone ich nach meiner Maschine."

„Aber sicher! Fein wäre das!"

Seit den Fahrten mit Mister Westeß in New Braunfels hatte sie keine ordentliche Autopartie mehr gemacht. Und das war wirklich das Schönste in diesem heißen Klima, das rasche Sausen über Berg und Tal in der kühlen, frischen Abendluft.

Mister Bell ging in die Halle und telephonierte zur Garage. In kurzer Zeit war das Auto zur Stelle.

Er steuerte selber, und Lu hatte sich in den ledergepolsterten Sitz an seiner Seite geschwungen. In rasender Fahrt ging's zur Stadt hinaus, den Laurel Hights zu, wo die oberen Vierhundert von San Antonio wohnten. Zwischen Palmen und Pecanbäumen, dunklen Parks und duftenden, blühenden Blumengärten fuhren sie dahin.

Weiße Landhäuser und imposante Villen schimmerten zwischen dem Grün hervor. — Sie mußte an Mister Westeß denken. — Wie gut und vornehm war er gewesen! Je mehr sie Amerika und die Amerikaner kennen lernte, desto mehr lernte sie ihn schätzen. Sie war in einer harten Schule gewesen und hatte sich viel abgewöhnt von ihrem Hochmut, ihren Vorurteilen. Was hatte sie eigentlich an ihm auszusetzen gehabt? Sie war doch wohl recht dumm gewesen damals!

„Look here, little one! Das ist das Haus von meinem Freund Westeß.“

Lu schreckte zusammen.

„Was?“

„Da rechts, das große, weiße Haus! Da wohnt er. A fine home!“

Zwischen hohen Palmen erhob sich eine Villa aus hellen Steinen, von weißen Veranden umgeben in echt südländischem Stil. Ein dunkler Park bildete den Hintergrund, und vor den Veranden blühte und duftete eine Wildnis von Blumen. Das Haus wirkte einfach und vornehm, fast feudal. Die ganze Umgebung zeugte von einem verfeinerten Geschmack. Alles lag in tiefem Dunkel. Nur hinter den Vorhängen eines Parterrefensters schimmerte gedämpftes Licht. Das war sicher sein Zimmer, und er arbeitete vielleicht noch.

„Well, gefällt es Ihnen?“

„Sehr!“

„Der Westeß ist ein guter Kunde von uns,“ erzählte Mister Bell. „Die Firma beauftragt uns mit allen Nachforschungen, Überwachungen und so weiter. Wir arbeiten schon jahrelang zusammen.“

„So?“ sagte Lu ein wenig zerstreut.

„Eigentlich müßten Sie den Westeß mal kennen lernen. Sie passen zusammen! A funny fellow! Hat's genau so mit der Ehrlichkeit wie Sie, rackert sich mit seinen widerspenstigen Gäulen ab, statt bequem im Auto zu fahren, und liest Romane, — deutsche Romane!“

Mister Bell schüttelte mißbilligend den Kopf.

Lu sah ihn mit lachenden Augen an.

„Und geht seine business trotz alledem gut?“

„Well, — yes! Er ist ja ein tüchtiger Arbeiter, und seine Maschinen sind wirklich gut, er hat ein paar neue Erfindungen gemacht, die andere Firmen nicht haben. Für sich gibt er nicht viel aus. Da muß die business ja gut gehen! Eine Frau, die Geld ausgibt, hat er auch nicht. A lucky fellow, but crazy anyhow!!“

Und Mister Bell erzählte ihr harmlos vergnügt den ganzen Abend lang von dem ‚verrückten‘ Westeß.

Nach einer wunderschönen Fahrt um die hellerleuchtete Stadt herum brachte er sie vor ihren Bungalow in der North-Street, der schon in tiefem Dunkel lag.

Lu sprang zu Boden.

„Ich danke Ihnen vielmals für den schönen Abend, Mister Bell. Nicht wahr, Sie teilen mir alles Neue mit im Fall Stower?!“

„Sure! Good night, little Saurkraut!“

Trotzdem ein arbeits- und ereignisreicher Tag hinter ihr lag, konnte Lu doch noch lange nicht einschlafen. Sie mußte an Doktor Stower denken und die arme, leidenschaftliche Frau und fühlte warmes Mitleid mit beiden, trotz all des Unrechts, das sie ihr getan hatten.

XVII

Am anderen Morgen erwachte Lu in aller Frühe von dem Geräusche eines überaus kräftig geführten Besens auf der Veranda. Mit solcher Energie pflegte Mistreß Mc-Dowell doch sonst nicht auszukehren!

Neugierig steckte sie den Kopf aus dem Fenster und mußte laut auflachen bei dem drolligen Anblick, der sich ihr bot.

Mister McDowell, in Pyjamas und einer großen Küchenschürze, kehrte im Schweiße seines Angesichtes Zimmer und Veranda aus.

„Good morning!“ rief sie übermütig hinüber. „Seit wann sind Sie denn Hausfrau, Mister McDowell?!“

„Good morning, Miß von Wersien,“ antwortete er ein bißchen verlegen und suchte seine Pyjamas länger zu zupfen.

„Sehn Sie, die Beverly muß doch jetzt so schwer arbeiten auf der Fair, und da soll sie sich wenigstens ausschlafen, und ich besorge solange das Haus! — Kaffee habe ich auch schon gekocht und die hot biscuits von gestern aufgewärmt!“ fügte er stolz hinzu.

„Das ist ja riesig nett von Ihnen!“

Er fuhr sich mit einem bunten Taschentuch über die Stirn.

„Ich hätte gar nicht gedacht, daß Frauenarbeit so anstrengend ist.“

„Na, Sie wenden aber auch eine Kraft auf!“

Beide lachten lustig, und Lu trat in ihr Zimmer zurück, um Toilette zu machen. Ein frisches weißes Kleid wollte sie heute anziehen für die Ausstellung. Sie konnte es sich ja leisten bei ihrem fürstlichen Einkommen!

Draußen arbeitete Mister McDowell weiter mit großem Geräusch. Sie sah jetzt, wie er mit seiner Schürze voll Gerste in den Hof ging und die Hühner fütterte. Zu komisch sah er aus!

Was für gute Kameraden waren doch diese jungen Eheleute! Treu half einer dem anderen über alle Klippen des Lebens hinweg. Die beiden würden schon ihren Weg machen! Lu fand, daß diese viel verpönten amerikanischen Ehen in mancher Beziehung den deutschen Ehen zum Muster dienen konnten.

Endlich kam auch Mistreß McDowell zum Vorschein, frisch und ausgeschlafen, und beide machten sich auf den Weg zu ihrer Job.

Wie gestern strömten die Besucher an ihrer Ausstellung vorbei, und beide hatten kaum Hände genug, um an alle ihre Schriften zu verteilen. Es fehlte auch heute nicht an allerhand Szenen mit Prohibitionisten und Antiprohibitionisten.

Es war gar keine einfache Arbeit; sie ermüdete sehr durch ihre Einförmigkeit.

„Ich begreife wirklich nicht, wie die Lady da drüben das viele Reden aushält," sagte Lu zu Mistreß McDowell und deutete dabei auf eine schwindsüchtig aussehende Dame, die in der gegenüberliegenden Ausstellung der staunenden Menge eine neue Erfindung zu erklären hatte. Wohl zum hundertsten Male plapperte sie die eingelernten Sätze herunter, um sofort wieder von vorne anzufangen, sobald sich eine neue Menge um ihre Auslagen versammelt hatte. Oft unterbrach sie ein trockener Husten. — Wie oft würde die Ärmste noch ihre Rede wiederholen müssen in den kommenden achtzehn Tagen! —

„Yes, die hat keine angenehme Job," meinte Mistreß McDowell. „Sie bekommt auch nur einen Dollar pro Tag."

„Das ist ja eine schändliche Bezahlung für den schweren Posten!"

„Well, sie kann ja auch nicht mehr verlangen bei ihrem Äußeren. Kein hübsches Girl würde eine solche Stellung annehmen!"

„Oh, so werden wir also nur höher bezahlt, weil wir nett aussehen?"

„Sure! — Die Schriften könnte ja jeder Nigger verteilen!" lachte Mistreß McDowell harmlos.

Eine große Enttäuschung ergriff Lu. Nun hatte sie gedacht, sie bekäme die drei Dollars für ehrliche, anstrengende Arbeit, und bekam sie nur, weil sie hübsch aussah und sich gut machte neben der Flaschenpyramide der Lone-Star-Brewery.

Die heisere Stimme der armen Person da drüben machte sie ganz traurig.

„. . . so daß Sie dieses Glas nicht nur als Fernglas benutzen können, sondern auch als Operngucker, sowie als Vergrößerungsglas. Klappen Sie das Gestell herum, so haben Sie einen vorzüglichen Taschenspiegel. Einen Dollar kostet sie nur, diese wunderbare Erfindung, genannt »The Wonder of Centuries«. Also, Ladies and Gentlemen, versäumen Sie nicht diese nie wiederkehrende Gelegenheit! Kaufen Sie »The Wonder of Centuries« für nur einen Dollar! —' tönte es zum so und so vielten Male an ihr Ohr. Schrecklich! Was für Elend gab es doch auf der Welt! Und sie saß hier bequem auf ihrem Stuhl und verteilte ein paar Broschüren und bekam drei Dollars dafür, weil sie ein hübsches Gesicht hatte. Ganz nachdenklich und traurig war sie heute. An Doktor Stower mußte sie auch immer denken. Nun war ihm Mister Bell wohl schon auf den Fersen. Vielleicht waren seine Prospekte schon beschlagnahmt auf der Post. Sie konnte das Mitleid mit ihm nicht los werden. Hätte sie vielleicht doch lieber schweigen sollen? Aber dann hätte er doch sicher den armen kleinen Engländer betrogen und vielleicht noch viele andere Leute. Nein, sie hatte wohl recht gehandelt! — An Mister Westeß mußte sie auch denken. Eine plötzliche Sehnsucht nach dem vornehmen stillen Haus zwischen den dunklen Palmen ergriff sie inmitten des lärmenden Treibens. Konnte der ein Plebejer sein, der sich ein solches Heim geschaffen hatte? Dem Charakter nach doch sicher nicht. Was für ein dummes, dummes Ding war sie gewesen noch vor ein paar Wochen! War der nicht viel mehr zu bewundern, der sich alles erst mühevoll erworben hatte, Geld und Kenntnisse und Bildung, als der, dem es angeboren, vererbt war? Und es war doch eigentlich nicht unbedingt nötig, daß ein Mann feine weiße schmale Hände hatte. . . .

Mistreß McDowell puffte sie in die Seite und störte sie so aus ihren Betrachtungen auf.

„Sehen Sie nur, Miß von Wersien, da ist der unverschämte Mensch vom San Antonio-Hotel, der Doktor

Stower! Fortwährend geht er hier vorbei und starrt Sie an!"

Lu blickte erschrocken auf.

Da stand Doktor Stower gegenüber an einen Pfeiler gelehnt und fixierte sie mit seinen grünen Augen. Ein höhnisches Lächeln spielte um seine schmalen Lippen. Er freute sich wohl, sie in einer dienenden Stellung wiederzufinden, zu sehen, wie sie für Geld arbeiten mußte.

Sie warf den Kopf zurück in stolzer Empörung. Er sollte nicht denken, sie schäme sich ihrer Arbeit! Mit heller Stimme pries sie den Vorübergehenden ihre Schriften an. Er wich ihrem flammenden Blick aus. Dann wandte er sich langsam ab und ging weiter.

„The insolent beast!" sagte Mistreß McDowell entrüstet. „Sie so anzustarren! Kennen Sie ihn denn?"

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich ihn einmal flüchtig kennen gelernt habe in New Braunfels," gab Lu kurz zur Antwort.

„Nehmen Sie sich nur vor dem in acht! Seine Blicke allein sind schon beleidigend für eine Frau!"

Lu zuckte die Achseln und verteilte eifrig ihre Broschüren. Ein heißer Zorn stieg in ihr empor. Dieser Mensch hatte ja gar kein Gewissen! Er hatte sie nach Amerika gelockt, durch ihn war sie in Not und Elend gekommen, und nun wagte er es noch, sie zu verhöhnen, weil sie arbeiten mußte. An ihm war nichts Gutes mehr. Sie hatte wahrhaftig keinen Grund, ihn zu bemitleiden; Mister Bell hatte ganz recht! Die Strafe würde ihn nur zu bald ereilen. Sie fühlte weder Haß noch Erbitterung gegen ihn, nur grenzenlose Verachtung. Sie schämte sich nicht ihrer Stellung hier, wirklich nicht! —

Am Nachmittag stellte sich Mister Bell ein, um ihr über die Fortschritte seines Verfahrens gegen Doktor Stower und die Candelilla-Company Bericht zu erstatten.

Er setzte sich zu ihren Füßen auf das Podium und wischte sich mit einem bunten Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Gee, ist das eine Hitze!“ brummte er. „Sie haben's wirklich nicht leicht, little Saurkraut. Bei uns konnten Sie müheloser Geld verdienen!“

„Aber wie!“

„Reden wir nicht mehr davon, Sie Dickkopf! — Also, der Stower reist heute abend nach New Braunfels zurück. Ich reise mit, und morgen vormittag wollen wir mal seine Postsendungen dort revidieren.“

„Wissen Sie, daß er hier auf der Ausstellung ist?“

„Sure! Und hat seine Freude daran, daß Sie so hart arbeiten müssen. Schon dafür möchte ich ihm seine Knochen entzweischlagen. Jetzt bedauern Sie ihn doch nicht mehr, was?!“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ sagte Lu mit Nachdruck. „Haben Sie den kleinen Engländer gewarnt?“

„Yes! Habe heute morgen in der Hoffmann-Bar ein ernstes Wort mit ihm gesprochen. Er war mir sehr dankbar für meine Warnung. Es sollte ihm genau so gehen wie Ihren Verwandten. Der Doktor hatte ihm bei Sekt und Weibern schon für viertausend Dollars Aktien aufgeschwatzt und wollte ihn noch zu weiteren Investments überreden. Seine englischen Verwandten sollte er auch für die Candelilla-Sache gewinnen.“

„Ganz wie bei mir! Am ersten Abend führte er mich auch gleich ins Gunter- und San Antonio-Hotel und ließ Sekt auffahren, während er von der Candelilla-Geschichte anfing. Ich tat ihm nur nicht den Gefallen, mich zu beschwipsen!“

„Well, the little fellow hat ihm den Gefallen getan, und ich glaube, die viertausend Dollars wird er wohl los sein. Er war mir sehr dankbar, daß ich ihn heute über seinen Geschäftsfreund aufklärte und ihn vor weiteren Verlusten bewahrte. Der Kleine tut nun vorläufig noch, als wüßte er von nichts, damit der Doktor nicht mißtrauisch wird. Desto sicherer denke ich ihn morgen zu fassen!“

„Ich wünsche Ihnen wenigstens viel Glück dazu!“

„Haben Sie Lust, sich die races anzusehen, little one?“

„Lust schon; — aber ich kann doch nicht meinen Posten verlassen.“

„Gehen Sie nur, Miß von Wersien,“ meinte Mistreß McDowell liebenswürdig, „ich tue so lange Ihre Arbeit mit. Wir haben ja mit Mister Bayer ausgemacht, daß wir Zeit haben, uns auf der Fair zu amüsieren.“

Lu sah Rennen für ihr Leben gern.

„Es ist wirklich furchtbar nett von Ihnen, Mistreß McDowell,“ sagte sie dankbar. „Morgen bleibe ich für Sie da!“

Sehr vergnügt folgte sie Mister Bell zu den Rennplätzen.

Unterwegs begegnete ihnen die Ambulanz mit einer Tragbahre. Sie trugen den Sieger im letzten Automobilrennen fort, der kurz hinter dem Ziel verunglückt war und das Genick gebrochen hatte.

Allzu großes Aufsehen erregte der traurige Zug nicht. Man war an derartige Unfälle gewöhnt in der amerikanischen Sportwelt. Mister Bell achtete so wenig darauf wie das übrige Publikum. Ungeniert zog er Lus Arm durch den seinen und schleppte sie zu den Tribünen, auf denen die ganze Gesellschaft von San Antonio versammelt war. Er schien ungeheuer stolz darauf zu sein, mit einem so hübschen Girl gesehen zu werden.

Mit behaglichem Grinsen setzte er sich neben sie in eine der Logen.

„Was für ein Rennen kommt jetzt?“ fragte sie und griff nach dem Programm.

„Erst solch ein langweiliges Trabrennen und dann Wettfahren der Luftschiffe und Aufstieg des großen Ballons. That’s what I like!“

„Oh, mich interessieren die Pferderennen am meisten!“

„Genau wie den Westeß! — Seine Polly läuft übrigens mit. Sehen Sie den braunen Traber da? Das ist sie!“

„Was für ein feines, schnittiges Tier! Sie ist viel besser als die anderen fünf. Die gewinnt sicher!“

Die Jockeys jagten schon seit geraumer Zeit im Renntempo um die Bahn. Es machte Lu ganz nervös.

„Schauderhaft, die armen Gäule schon vorher so abzuhetzen! Bei uns in Deutschland macht man das nicht!“

„Sie laufen besser, wenn sie erst warm sind!“

„Na ja, bewegt können sie ja werden vorher, aber nicht so abgejagt. Das ist ja Schinderei! Ein gut trainiertes Pferd braucht das auch nicht. — Aber was versteht ihr Yankees überhaupt von der Behandlung edler Pferde!“

„Well, ich verstehe jedenfalls mehr von der Behandlung der Autos!“

Mister Bell lachte gemütlich.

„Der Fahrer von der Polly ist der einzige, der zurückhält.“

„Das ist ja auch der Westeß selber.“

„So? Dann siegt sie sicher!“

„Kennen Sie ihn denn so genau?“

Lu wurde glühend rot.

„No, das nicht! Aber ich sehe natürlich gleich, daß er ein guter Sportsman ist!“

„Well, little Saurkraut, ich wette fünf Dollars, daß der lange Schimmel da siegt!“

„Ach Unsinn; — der deckt ja keinen Boden!“

„Halten Sie die Wette?“

„Aber sicher! Also um fünf Dollars! Sie auf den Schimmel, ich auf die Polly!“

Sie bekam doch einen kleinen Schreck. So leichtsinnig ging sie mit ihrem sauer verdienten Geld um. Hoffentlich siegte nun auch die Polly!

Das Rennen mußte gleich beginnen. Eine große Menschenmenge versammelte sich auf dem grünen Rasen vor den Tribünen. Es war ein buntes, farbenfrohes Bild. Damen in eleganten, etwas auffallenden Toiletten in echt südländischem Geschmack promenierten an der Seite unscheinbarer, unbedeutend aussehender Männer bei den Klängen

des Mexikaner-Musikchors auf und ab. Man wunderte sich wirklich, wie diese reizlosen Männer in den Besitz von soviel Schönheit und Eleganz gekommen waren. Dazwischen sah man ein paar schneidige, glänzend gekleidete mexikanische Offiziere, allein oder in ausschließlich mexikanischer Damenbegleitung. Die amerikanischen Offiziere vom Army Post und dem Fort Sam Houston waren mit ihren Damen erschienen und bildeten eine Kaste für sich, die von der guten Gesellschaft San Antonios ebenso streng gemieden wurde wie die Mexikaner. Die Regimentsdamen sahen um eine Nuance weniger vornehm und elegant aus als die Damen der Kaufmannschaft. Einige Staatsmänner, die durch salopppe Kleidung ihre demokratische Gesinnung beweisen zu wollen schienen, bildeten wieder eine Gruppe für sich. In ihrer Mitte befand sich der Gouverneur von Texas, ein Vertreter der Prohibitionsbewegung, dessen Nase und Augen schon jetzt am frühen Nachmittag verdächtig glänzten. Er unterhielt sich gerade mit einem höheren Offizier, der Lu sehr an einen ausgedienten Briefträger erinnerte mit den beiden Streifen an der Mütze. Das waren nun die Vertreter von Armee und Regierung. Schauerlich! —

Eine schrille Glocke verkündete den Beginn des Rennens.

Die sechs Traber waren mit glattem Start abgekommen.

Gespannt folgte Lu dem Rennen. Wie vernünftig der Westeß fuhr und die Polly zurückhielt! Man sah, wie sie pullte. Der Schimmel führte und schien den anderen davonlaufen zu wollen.

„Hallo!“ triumphierte Mister Bell. „Sehen Sie, little Saurkraut, mein Schimmel macht's, wie er will!“

Sie lachte.

„Warten Sie mal ab!“

Bei der nächsten Kurve zog sich das Feld gewaltig in die Länge. Polly rückte langsam auf den zweiten Platz.

Bei der letzten Kurve konnte man deutlich sehen, wie der Schimmel abflaute.

Jetzt kam Polly mächtig auf. Bis dahin schien sie nur gespielt zu haben. Es war, als stieße sie den Boden

unter sich fort. Der Schimmel blieb weit zurück. In verkürztem Tempo fuhr Polly durch's Ziel.

Die Mexikaner-Bande schmetterte einen Tusch. Brausende Beifallrufe erschollen.

Mister Bell war aufgesprungen und yellte in selbstloser Begeisterung, trotzdem er seine fünf Dollars verloren hatte.

Lu sagte gar nichts und betrachtete nur bewundernd Mister Westeß, der jetzt langsam an den Tribünen vorbei zu den Stallungen fuhr. Er sah sehr gut aus im Dreß; wie ein deutscher Herrenreiter.

Mister Bell beugte sich über das Geländer der Tribüne und schwenkte seinen Hut.

„Hallo, old sport! You're a regular brick! That's what you are!"

Mister Westeß grüßte lachend herauf. Dann bemerkte er Lu, und sie sah, wie er zusammenzuckte. Er grüßte noch einmal ehrerbietig. Sie dankte mit blassem Gesicht.

Mister Bell war in äußerst guter Laune und kaute seinen Tabak mit verdoppeltem Eifer. Dazu spuckte er nach rechts und links. — Lu sah, daß der Gouverneur genau so spuckte.

„Well, little Saurkraut, da haben Sie mir doch richtig die fünf Dollars abgeknöpft!" Er lachte behaglich und zog die Scheine aus der Tasche.

„Da, nehmen Sie's nur, 's ist ehrlich gewonnen, und Sie können's brauchen. — So, jetzt ist's aber Zeit, daß die Luftschiffe starten und man etwas Interessantes zu sehen bekommt!"

Eine große Menschenmenge hatte sich um die Luftschiffe und den Ballon angesammelt, die zur Abfahrt bereit in der Mitte der Rennbahn ankerten.

Das erste Signal ertönte.

Die beiden Luftschiffe hoben sich langsam und majestätisch vom Boden und strebten in eleganten Kreisen zur Höhe hinauf.

Alles wartete auf das zweite Signal zum Aufstieg des Ballons.

Es ließ sich aber nichts hören.

„Soll mich wundern, was da los ist!" brummte Mister Bell unzufrieden.

Da raste ein Automobil heran und hielt dicht neben der Gondel. Ein junger Sportsman sprang vom Wagen und war einer hübschen Dame und einem geistlich aussehenden Herrn beim Absteigen behilflich.

„Das ist ja Grace Brown, die Tochter vom Senator Brown!" rief Mister Bell erstaunt.

Im Publikum erhob sich ein dumpfes Gemurmel.

„Und der junge Ascott! Und das ist Reverend McCarthy! — Bully, bully; jetzt kann ich mir schon denken, was kommt!"

„Was denn?" fragte Lu neugierig.

„Well, passen Sie nur auf!"

Die Zuschauer auf den Tribünen hatten sich erhoben. Aufgeregte Rufe wurden laut.

Mister Ascott hob Grace Brown in die Gondel des Ballons. Er selber und der Reverend kletterten schleunigst nach. Dann sprangen die beiden Piloten auf, und der Ballon schoß empor, von allen Fesseln befreit.

Brausende Rufe der Menge begleiteten ihn.

Man sah, wie der Reverend die Trauungszeremonie begann und das junge Paar vor ihn trat.

„Die heiraten doch nicht etwa da oben?" sagte Lu ganz entgeistert.

„Sure, little Saurkraut, was sollen sie denn sonst tun? — Kommt das bei Ihnen in Germany nicht vor?"

„Nee, bis jetzt ist das bei uns noch nicht Mode!"

Die Piloten warfen noch mehr Ballast aus, so daß der Ballon hoch emporstieg und die Zuschauer nichts mehr deutlich erkennen konnten.

„Das ist ja unglaublich!"

Lu konnte sich gar nicht von ihrem Erstaunen erholen.

„That's nothing! So was kommt öfters vor. Sie

haben's nicht mal ganz modern gemacht. So altmodisch, ein Luftballon! Konnten sie nicht ein Luftschiff oder einen Aeroplan dazu nehmen?"

„Well, Mister Bell, ich finde solche Trauung gerade sensationell genug!"

„Pshaw, weil ihr Saurkrauts da drüben nichts Besseres gewohnt seid!" sagte Mister Bell unendlich mitleidig.

Lu lachte lustig auf.

Ein anderes Auto sauste heran. Darin saß ein alter Herr mit noch ein paar anderen.

„Gee, jetzt kommt der alte Senator! Too late, old man!"

Mister Bell freute sich kindlich über die glückliche Escapade des jungen Paares. Der alte Senator hatte sich im Wagen aufgerichtet und schüttelte wütend die Fäuste gegen den immer kleiner werdenden Ballon.

„Look how he's raving! No use, òld man!"

Mister Bell schlug sich vor Freude aufs Knie.

„Ist doch ein tolles Ding, die kleine Grace Brown; aber das Ganze sieht ihr ähnlich!"

„Wie kommt sie bloß zu so etwas?"

„Well, das wußte ja ganz San Antonio, daß sie mit dem jungen Ascott ging. Aber ihr Daddy wollte ihr nicht erlauben, ihn zu heiraten, weil er mit dem alten Ascott verfeindet ist, the old fool! Da ist das kleine Ding natürlich ausgerückt, und weil sie als American-Girl ein bißchen excitement haben wollte, da hat sie sich hier auf der Fair im Ballon trauen lassen. — Hat sie wenigstens die ganze Bevölkerung als Trauzeugen!"

Lu schüttelte den Kopf. Das war einmal wieder echt amerikanisch. Was man wohl in Potsdam zu so etwas sagen würde? —

Die Rennen waren zu Ende. Es war auch Zeit, daß sie Mistreß McDowell wieder ablöste.

Eine Einladung zu Ice-Cream-Soda lehnte sie heldenmütig ab und ließ sich von Mister Bell auf dem kürzesten Wege wieder zu ihrer Ausstellung zurückführen.

Sie kamen durch die jetzt fertiggestellte Maschinenhalle.

„Sehen Sie, das ist Mister Westeß' Ausstellung."

Lu verstand die mächtigen Maschinen aller Art, die Dampfpflüge und sonstigen landwirtschaftlichen Maschinen nicht zu beurteilen, aber sie sah, daß alles einen sehr gediegenen Eindruck machte.

„Unter uns gesagt," meinte Mister Bell vertraulich, „sind dem Westeß seine Maschinen die einzigen soliden in der ganzen Industrie-Ausstellung."

Lu freute sich, als sie ihn loben hörte.

„Schade, daß ich so wenig davon verstehe!"

Mistreß McDowell war sehr erfreut, als Lu endlich kam, um sie abzulösen. Sie ging nun ihrerseits auf einen kleinen Bummel durch den Ausstellungspark mit Mister Bayer, der sich inzwischen eingestellt hatte, und Lu übernahm ihre Arbeit solange.

Herzlich müde fuhren die beiden an diesem Abend nach Hause; Lu mit dem erhebenden Gefühl, daß sie heute acht Dollars gewonnen hatte. ‚Verdient' mochte sie vor ihrem eigenen Gewissen nicht sagen. —

XVIII

Am nächsten Nachmittag sah Lu zu ihrem Erstaunen Frau Doktor Stower unter den Besuchern der Ausstellung. Sie promenierte vor der Pyramide der Lone-Star-Brewery auf und ab und betrachtete Lu mit höhnischen, haßerfüllten Blicken. Sie hatte wohl ausnahmsweise einmal Urlaub von ihrem Gatten erhalten, um sich ihre Feindin als ‚Reklame-Fräulein' ansehen zu können. Also auch sie hatte keine Spur von Reue und Schamgefühl! Für sie gab es eben nur einen Menschen auf der Welt, und das war der Doktor. — Nun, den würde ja heute noch die Nemesis ereilen! Lu hatte nur ein spöttisches, verächtliches Lächeln für sie. Mochte sie nur höhnisch lachen; in diesem Augen-

blick war ihr Mann vielleicht schon verhaftet. Dieses Benehmen der beiden hatte auch das letzte Mitleid in ihr ertötet. —

Langsam verging die Zeit auf der Ausstellung, und die Arbeit wurde immer ermüdender; aber sie brachte guten Gewinn. Lus Geldtäschchen begann sich allmählich wieder zu füllen. Sorgen brauchte sie sich nicht mehr zu machen. Sie würde schon ihren Weg finden in Amerika! — Sie hatte ihre alte Frische und Gesundheit wiedererlangt bei dem besseren Leben, der guten Wohnung. Sie war wieder die heitere, lebenslustige Lu von Wersien, aber um viele Erfahrungen und Kenntnisse reicher, um viele Vorurteile leichter. Mit ihren Arbeitsgenossen auf der Ausstellung hielt sie treue Kameradschaft und war bei allen beliebt. ‚The little Saurkraut' hieß sie überall und hatte diesen Namen zu Ehren gebracht. Es wurde nicht mehr wegwerfend von Deutschland gesprochen in ihrer Gegenwart!

Eines Nachmittags stellte sich Mister Bell wieder ein.

„Well, was gibt's Neues im Fall Stower?" fragte Lu gespannt.

Sein Gesicht war sehr ernst, und er sah sie verwundert an.

„Ja, haben Sie's denn noch nicht in der Zeitung gelesen?"

„Was denn?! — Ich lese jetzt nie die Zeitung, ich bin zu müde dazu!"

„Die Sache hat ein trauriges Ende genommen. — Doktor Stower und seine Frau sind tot."

Lu war blaß geworden und stützte sich unwillkürlich auf die Lehne ihres Stuhles.

„Wie ist das nur so schnell gekommen?" fragte sie tonlos.

Er zuckte die Achseln und spuckte vor sich hin.

„Morphin," sagte er gleichmütig. „Seine Postsendungen wurden beschlagnahmt, man fand die Prospekte. Die Beweise gegen ihn waren erdrückend, da uns auch noch Mister Campbells und Ihr Zeugnis zur Seite standen. Seine

Sache war verloren, und jede Flucht unmöglich. Da hat er das Geschäft aufgegeben. Viel war's ja auch nicht mehr wert. — Gestern morgen hat man ihn und seine Frau tot gefunden." —

Lu schauderte.

„Wie furchtbar!" sagte sie leise.

Mister Bell ergriff ihre Hand und schüttelte sie kräftig.

„Nehmen Sie sich's nicht so zu Herzen, little Saurkraut, und bilden Sie sich nicht etwa ein, Sie hätten mit Schuld an diesem tragischen Ende. Das mußte ja so kommen! — Das Ende konnte ihm jeder prophezeien, der den Mann kannte!"

„Wohl wahr! — Aber es ist mir doch entsetzlich!"

„Yes! Schade ist's um den Mann, und noch mehr um die Frau. Da haben Sie recht! — Sie hätten reiche und berühmte Leute sein können bei ihren Fähigkeiten, wenn sie nicht zu smart gewesen wären. Aber es mußte ja so kommen; keiner von uns kann für dies Ende verantwortlich gemacht werden!"

Und er fuhr fort, sie zu trösten mit derben, gutgemeinten Reden.

Lu war aber wie verstört den ganzen Tag. Sie quälte sich und grübelte darüber nach, ob sie wirklich keine Schuld trug am Tode dieser beiden unglücklichen Menschen. Sie blieb ernst für die nächste Zeit, wenn sie sich auch frei fühlte von aller Schuld. —

Eines Morgens, als Lu eben aufgestanden war und sich zur Arbeit fertig machte, kam Mistreß McDowell ganz aufgeregt in ihr Zimmer ohne anzuklopfen. Sie schwenkte ein Papier in der Hand.

„A cablegramm for you! From Germany?!"

Schweigend griff Lu nach der Depesche. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen. Mit zitternden Händen riß sie den Umschlag auf.

‚Geldbrief längst dort. Sofort nach Hause kommen. — Onkel.'

Lu sank auf den Rand ihres Bettes.

‚Na, nu brat' mir einer 'n Storch!' war alles, was sie hervorbrachte.

„Sie haben doch hoffentlich keine schlechten Nachrichten erhalten?" fragte Mistreß McDowell besorgt.

„No, schlechte nicht! Aber sehr unverständliche!"

Kopfschüttelnd las sie die Depesche noch einmal.

Es war jetzt sechzehn Tage her, seit sie den Brief von San Antonio nach Potsdam geschrieben hatte. Das Kabelgramm war die Antwort darauf.

‚Geldbrief längst dort.' Wie war das nur möglich! Wenn er angekommen wäre, dann hätte das Postamt von New Braunfels ihn ihr doch nach San Antonio nachschicken müssen! Also eine große postalische Konfusion. Und die war an all dem Elend schuld, das sie durchgemacht hatte! Es war ja einfach unglaublich! — Aber eine große Freude empfand sie jetzt. Also man hatte sie nicht im Stich gelassen! Zu Hause warteten sie in Angst und Sorge auf ihre Rückkehr. Sie hätte es sich doch gleich denken können! Onkel und Tante durften nie erfahren, daß sie eine Zeitlang an ihnen gezweifelt hatte, beinahe verzagt wäre. Sie mußte sich wirklich schämen!

Was sollte sie jetzt tun? Wer weiß, in welchem Teil der Vereinigten Staaten der Geldbrief umherirrte! Nun, sie war ja nicht mehr so sehr auf ihn angewiesen! Mit Stolz erfüllte sie das Bewußtsein, auf eigenen Füßen stehen zu können. Doppelt lieb hatte sie jetzt die Verwandten zu Hause, nun sie wußte, daß sie nicht von ihnen abhängig zu sein brauchte. Sie war in einer harten Schule gewesen hier drüben und hatte es hoffentlich gelernt, nun auch ihren Weg in der Heimat zu finden. Denn das Drohnenleben des jungen Mädchens aus guter Familie mochte sie nicht mehr führen. Aber nach Deutschland wollte sie wieder zurück. Dies Bluffland war ihr widerwärtig, alles zog sie wieder zur alten Heimat hin. Und Lu saß halb angezogen auf ihrem Bett und träumte vor sich hin von den deutschen Wäldern, von der wunderschönen Mark mit ihren blauen Seen und

schwarzen Kiefernforsten, vom kleinen Potsdorf, dem riesigen Berlin und seinen schnoddrigen, witzigen Bewohnern . . . Wieder heimkehren dürfen!! —

Mistreß McDowell schüttelte lachend den Kopf, als sie Miß von Wersien so dasitzen sah, und ging wieder. Schlechte Nachrichten hatte die sicher nicht bekommen! —

Lu überlegte, was nun zu tun war. Vor allem schrieb sie einen Brief an das Postamt von New Braunfels und bat um Aufklärung darüber, was mit ihren Postsendungen geschehen sei. Dann schrieb sie noch einen Beruhigungsbrief nach Potsdam; sie möchten sich keine Sorgen machen, es ginge ihr gut. Den Geldbrief habe sie allerdings noch nicht erhalten; es scheine eine große Konfusion vorzuliegen. Das schadete aber nichts! Sie würde sich selbst das Geld zur Rückreise verdienen. Sechzig Dollars habe sie schon, das reiche zur Not für's Zwischendeck. Bald hoffe sie sich soviel gespart zu haben, daß sie stolz Kajüte nach Bremen fahren könne. — Als sie diese Briefe fertig geschrieben und expediert hatte, kam sie eine Stunde zu spät zur Arbeit, wofür der dicke Mister Bayer ihr prompt fünfundzwanzig Cents vom Tagelohn abzog. —

Am nächsten Tage traf die Antwort des Postamts von New Braunfels ein. Es wäre telegraphische Ordre vom Absender der Briefschaften, Herrn Major von Wersien in Potsdam, eingelaufen, alle Postsendungen für Fräulein von Wersien an die Adresse des deutschen Konsuls in Galveston zu schicken. Ein Geldbrief mit hundertfünfzig Dollars sei unter diesen Sendungen gewesen, der mit der Aufschrift ‚via Bremen-Galveston' versehen gewesen sei. Dieser Brief war natürlich vier Wochen unterwegs gewesen. Hätte gar keine Route daraufgestanden, so wäre er über New York gegangen, und Lu hätte ihn nach dreizehn Tagen in New Braunfels erhalten. — Jetzt mußte sie doch hell auflachen. Das sah Onkel Wersien, dem Vorsichtigen, Pedantischen, einmal wieder ähnlich! Schickte er diesen eiligen Brief mit dem langsamsten Küstenbummler, den's überhaupt gab, und seine Nichte konnte inzwischen

beinahe verhungern in New Braunfels! Via Bremen, via Baltimore, via Philadelphia, via Havana, via Galveston. ... Was für eine interessante Rundreise hatte doch dieser Brief gemacht! Und jetzt, wo er glücklich in seinem Bestimmungsort angekommen war, ließ er ihn telegraphisch nach Galveston zurückschicken. O Onkel! Aber was mußten die armen Leute zu Hause sich geängstigt haben! Nun wurde doch jedenfalls auch noch der deutsche Konsul ihretwegen mobil gemacht! Eine Tragikomödie war sie, diese ganze Fahrt ins Bluffland! Auch das letzte, leiseste Gefühl von Sorge war sie jetzt los. Aber ein großer Ehrgeiz war in ihr erwacht. Sie hatte denen zu Hause so viel vom Geldverdienen geschrieben. Nun wollte sie sich das Geld zur Rückreise auch wirklich selbst verdienen und die hundertfünfzig Dollars unangetastet wieder mitbringen. Onkel und Tante würden dann doch stolz sein auf ihre Nichte. Und daß sie Anti-Prohibitiongirl gewesen war auf der Ausstellung, das brauchte sie ihnen ja nicht gerade zu erzählen. Dafür fehlte den Potsdamern denn doch das Verständnis! —

Als sie am Abend des letzten Ausstellungstages nach Hause kam, legte sie drei neue, schöne Zwanzigdollarscheine und einen Fünfdollarschein, den Renngewinn, in ihr Geldtäschchen. Sie hatte doch ihre Reize, die Jagd nach dem Dollar.

Ein paar Tage wollte sie sich nun noch ausruhen und dann wieder auf die Suche nach einer neuen Job gehen. Sie hatte die Ruhe nötig, denn die Arbeit auf der Ausstellung hatte sie doch recht angestrengt.

Mistreß McDowell war ganz bleichsüchtig geworden, aber sie hatte einen neuen Wintermantel, den sie trotz glühender Hitze trug, und war äußerst vergnügt. Mister McDowell versorgte das Haus nach wie vor, denn seine kleine Frau sollte sich noch eine ganze Woche lang recht ausruhen. —

Schon vor längerer Zeit waren vereinzelte Fälle von Typhus in San Antonio vorgekommen. Während der

Dauer der Ausstellung, die viel fremdes Volk und Mexikaner nach der Stadt gezogen hatte, entwickelte sich die Krankheit zu einer gefahrdrohenden Epidemie. McDowells waren vollständig nervös geworden. Aus Angst vor Ansteckung wagten sie kaum noch auszugehen und verschmachteten fast, da sie sich nicht mehr getrauten, Eiswasser zu trinken.

Lu fürchtete sich nicht. Während ihrer Lehrzeit im Krankenhaus war auch Typhus ausgebrochen und sie hatte sich unerschrocken mit den Schwestern in die Pflege geteilt. Wenn die sich nicht fürchteten, so fürchtete sich Lu von Wersien auch nicht! Sie war auch nicht krank geworden. Ihr gesunder Körper hatte keine Disposition für Ansteckung, und sie befolgte gewissenhaft alle Schutzmaßregeln des Arztes. Sie begriff McDowells Nervosität gar nicht.

Die junge Frau kam eben auch wieder mit ganz bleichem Gesicht in ihr Zimmer.

„Oh, Miß von Wersien, was soll das nur werden! Jetzt ist das typhoïd fever schon im Nachbarhaus!"

„Well, deshalb braucht's noch lange nicht in unser Haus zu kommen! Ängstigen Sie sich doch nicht so ab, Mistreß McDowell, — Sie werden ja krank vor lauter Angst!"

„Good God!"

Stöhnend warf sie sich in einen Stuhl.

„Ich habe schon Leibschmerzen! Oh, Miß von Wersien, ich habe typhoïd fever!"

„Nonsense! Zu viel Candies haben Sie gegessen!"

„You are rude!"

„Thanks!"

„Alle Hospitäler sind schon überfüllt, keine Nurse mehr zu bekommen in der ganzen Stadt. Was soll ich nur machen, wenn ich auch krank werde?!"

„Seien Sie nur ruhig, Mistreß McDowell, dann pflege ich Sie."

„Und wenn Sie selbst krank werden?"

„Ich werde nicht krank! Wir Preußen lassen uns nicht so leicht umblasen!"

„Ich glaub's beinahe selber," sagte die kleine Frau und blickte bewundernd zu Lus schlanker, kraftvoller Gestalt auf.

„Sie sind so stark und mutig, die deutschen Girls!"

Lu blieb vor ihr stehen und lachte über das ganze Gesicht.

„Wissen Sie was, Mistreß McDowell?! Ich benutze diese schöne Typhusepidemie, um mir einen ganzen Haufen Geld zu verdienen. Ich vermiete mich einfach als Nurse!"

„For God's sake! Sie werden doch das nicht tun!"

„Warum denn nicht? In Deutschland im Krankenhaus habe ich auch Typhuskranke gepflegt, ohne Geld dafür zu bekommen. Warum soll ich's hier nicht tun? Ich bin zwar keine perfekte Pflegerin und habe kein Examen gemacht, aber jetzt, wo solche Not an Pflegerinnen ist, da wird man mich wohl nehmen."

„Natürlich wird man Sie nehmen. Aber das ist doch nicht Ihr Ernst! Das wäre ja Selbstmord!"

„Gott bewahre! Ich habe nicht die geringste Angst. Wo ist der ‚Daily Expreß'?"

„Draußen in der Halle liegt er. Ich mag schon gar nicht mehr in eine Zeitung sehen. Es stehen nur noch Typhusgeschichten darin."

Lu hatte den Expreß schon geholt und durchblätterte ihn eifrig.

„Fünf, sechs, sieben, — zwölf Annoncen wegen Nurses, und auf der anderen Seite stehen noch mehr. Da, das ist was für mich! Sieben Dollars pro Tag und alles frei, unter H. W. an der Expedition zu erfragen. Da werde ich mich gleich melden! — Hören Sie doch nur, Mistreß McDowell, — sieben Dollars pro Tag!"

„Yes'm! Und dafür riskieren Sie Ihr Leben!"

„Ach, Unsinn! So schlimm ist's ja gar nicht!"

Lu ging eilig in ihr Zimmer, um sofort an die Expedition zu schreiben. Sie meldete sich zu der Stelle und gab nach amerikanischer Sitte vorerst nur ihre Adresse

und ihren Stand, nicht aber ihren Namen an. — Sie brachte den Brief auch sofort selber zur Post.

Sieben Dollars pro Tag und alles frei; — da hatte sie ja in ein paar Wochen das ganze Reisegeld beisammen!

Mit großer Ungeduld wartete sie auf die Antwort auf ihre Offerte.

Es war noch an demselben Abend. Lu kramte in ihrem Zimmer herum, und McDowells saßen draußen auf der Veranda und unterhielten sich über Ansteckungsgefahr und Todesfälle.

Die Hupe eines Autos ertönte plötzlich draußen auf der Straße. Lu hörte, wie die Gartentür ins Schloß fiel, kräftige Schritte auf dem Kies des Weges knirschten und eine ihr seltsam bekannte Stimme Mistreß McDowell fragte:

„Wohnt hier eine Nurse?“

Worauf sie antwortete:

„Yessir! Aber for God's sake, Sie kommen doch nicht aus einem Haus, wo Typhus ist? Bitte, bleiben Sie doch draußen im Garten! Wir haben solche Angst vor Ansteckung! Bitte, nehmen Sie's nicht übel! Ich geh' schon und hole sie!“

Lu mußte vor sich hinlachen. Die guten Leute waren geradezu komisch in ihrer Angst.

Mistreß McDowell stürzte in ihr Zimmer.

„Oh, Miß von Wersien, da draußen ist schon ein Gentleman, der Sie holen will! Tun Sie's doch nicht! Wir haben Sie so gern, und, glauben Sie mir, es ist Ihr sicherer Tod! Wenn Sie Geld sparen wollen, so überlassen wir Ihnen gern das Zimmer für einen Dollar!“

Sie lachte lustig auf.

„Sie sind furchtbar nett, Mistreß McDowell! Aber bedenken Sie, ein Dollar Ersparnis pro Woche wiegt noch lange keine sieben Dollars pro Tag auf. Und ich fürchte mich wirklich nicht. Wo ist denn der Gentleman?“

„Draußen im Garten sitzt er auf der Bank. Die will ich nachher mit Karbol abwaschen!“

Lu schüttelte sich vor Lachen, als sie die tragische Miene ihrer Wirtin sah.

Leichtfüßig sprang sie die Stufen der Veranda hinunter und ging auf die Bank zu, die im äußersten Winkel des Gartens unter den Bananen stand. Es war schon ganz dämmerig.

Eine hohe Gestalt erhob sich aus dem Schatten, als sie näher trat.

„Miß von Wersien!“ klang es im Tone äußerster Überraschung.

„Mister Westeß!“

In der Dämmerung konnte er nicht sehen, wie ein dunkles Rot in ihre Wangen stieg.

„Also Sie haben sich auf meine Annonce gemeldet! Sie wollen Typhuskranke pflegen!“

Sie warf den Kopf zurück.

„Trauen Sie mir etwa nicht zu, daß ich es kann?“

„O sicher! Ich kann mir keine bessere, liebere Pflegerin denken als Sie! Aber es ist doch eine gefährliche, ansteckende Krankheit.“

„Ich fürchte mich nicht!“

„Aber ich kann es nicht verantworten, Sie in ein Typhushaus zu schleppen. Ich kann's nicht! Was für Vorwürfe würde ich mir machen, wenn Sie erkrankten!“

„Well, Mister Westeß, ich bin fest entschlossen, eine Stelle als Nurse anzunehmen. Wenn Sie mich nicht engagieren, so nimmt mich ein anderer.“

„Das ist wahr!“ sagte er gepreßt.

Plötzlich ergriff er ihre Hand.

„Liebe Miß von Wersien, ich kann das nicht mit ansehen, daß Sie Ihr junges Leben aufs Spiel setzen! Sagen Sie mir's doch, wenn Sie in Not sind! Kann ich Ihnen nicht helfen?“

Sie machte sich heftig los.

„Mister Westeß!“

Er senkte traurig den Kopf.

„Ich weiß, Sie sind stolz! Aber ich hatte es wirklich gut gemeint!"

„Das glaube ich Ihnen gern," sagte sie freundlich. „Aber ich bin gar nicht in Not, Mister Westeß, ich will mir nur ehrlich mein Geld zur Rückreise nach Deutschland verdienen."

„Tapferes Mädchen!"

„Und nun sagen Sie mir doch, bitte, wer krank ist bei Ihnen! Ich würde so gerne mit Ihnen gehen, weil Sie ein Gentleman sind."

„Meine Mutter ist's; die einzige, die noch lebt von meinen Leuten zu Hause. Sie wohnt sonst in einem kleinen Landstädtchen und kam gerade vor ein paar Tagen nach San Antonio, um mich zu besuchen. Und nun muß sie sich gerade hier Typhus holen! Es geht ihr sehr schlecht, und ich habe nirgends eine Pflegerin auftreiben können."

„Oh, das tut mir leid, Mister Westeß! Nun komme ich doppelt gern zu Ihnen. Sie werden so leicht keine andere Nurse finden. Sie können es gar nicht verantworten, wenn Sie mich wegen kleinlicher Bedenken nicht nehmen!"

„Meine Mutter ist so alt, und Sie sind so jung; — Sie haben wohl mehr Recht auf das Leben."

„Reden Sie nicht so dummes Zeug! Und jetzt packe ich meine Sachen und komme gleich mit Ihnen. Wollen Sie mich nun haben oder nicht?! Wenn Sie mich nicht nehmen, so gehe ich in das erste beste andere Typhushaus!"

Sie sah ihn erwartungsvoll an.

Er beugte sich tief und zog ihre Hand an die Lippen.

„Wie gut Sie sind!" sagte er warm.

„Also Sie nehmen mich!" Sie lachte. „Warten Sie nur hier auf mich; — ich bin gleich fertig!"

Sie stürmte in ihr Zimmer und begann die nötigsten Sachen zusammenzupacken.

Mit einem kleinen Handkoffer beladen trat sie bald wieder auf die Veranda hinaus und verabschiedete sich

von McDowells, die sie erst gar nicht ziehen lassen wollten. Die junge Frau war in Tränen ausgebrochen, und dem jungen Mann schien das Weinen auch recht nahe zu sein. Lu konnte nicht anders als hell auflachen. Sie kam sich recht herzlos vor, aber die beiden waren zu komisch!

Im Garten erwartete sie Mister Westeß und nahm ihr den Koffer ab.

Sie traten zu dem eleganten Coupé-Automobil.

Er riß den Schlag auf.

„Einen Chauffeur habe ich nicht," lachte er ein wenig bitter. „Alle meine Niggers sind ausgekniffen, als Typhus bei uns ausbrach."

„Oh, dann lasse ich den Koffer nur allein im Coupé fahren," sagte Lu und schwang sich neben den Führersitz. „So, jetzt ist's wie damals in New Braunfels!"

„Nur, daß dies gerade keine Vergnügungsfahrt für Sie ist!"

„Oh, sagen Sie das nicht! Ich freue mich auch wirklich, wenn ich Ihrer Mutter helfen kann."

In rascher Fahrt ging's durch die hellerleuchtete Stadt und die dunklen Parks von Laurel Hights. Plötzlich bogen sie in eine breite Allee, die Palmen und Pecanbäume beschatteten. Das stille weiße Haus tauchte aus dem dunklen Grün des Parks auf.

Vor der breiten Veranda hielt Mister Westeß.

Eine ältliche Frau mit freundlichem Gesicht kam ihnen aus der Halle entgegen.

„Gut, daß Sie da sind, Master Harry," sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Haben Sie eine Nurse bekommen?"

„Ja, Mistreß King, eine gute, liebe, kleine Nurse!"

„Das ist Mistreß King, Miß von Wersien," stellte er vor. „Unsere alte, treue Haushälterin."

Die alte Frau schüttelte ihr herzlich die Hand.

„Wie froh bin ich, daß Sie da sind! — Es steht schlimm mit Mistreß Westeß, und ich fürchtete schon, es wären in der ganzen Stadt keine Pflegerinnen mehr zu bekommen!"

„Führen Sie mich bitte gleich zu ihr!“

„Wollen Sie sich nicht erst ein wenig ausruhen und zu Abend essen?“ wandte Mister Westeß ein.

Lu schüttelte den Kopf.

„Nein, Mister Westeß, jetzt gibt es für mich nur die Pflicht!“ sagte sie sehr bestimmt. Ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen, folgte sie Mistreß King durch die mit gediegener Pracht ausgestattete Halle, in ebenso reiche, vornehme Zimmer. Leise öffnete die Alte eine Tür.

Lu sah sich auf der Schwelle eines geräumigen, eleganten Schlafzimmers, das nur von einer grün verhangenen elektrischen Lampe matt erleuchtet wurde. Auf Tischen und Tischchen standen Gläser, Flaschen mit Medizin und Schüsseln voller Eis umher. In dem großen Bett lag die Patientin völlig apathisch. Die eingefallenen Züge ihres welken, von silberweißen Haaren umrahmten Gesichtes ließen den Ernst ihres Zustandes erkennen. Sie öffnete gar nicht die Augen bei Lus Eintritt. Von Zeit zu Zeit stöhnte sie nur dumpf auf.

Mistreß King winkte Lu, ihr ins Nebenzimmer zu folgen, das schon für eine Pflegerin eingerichtet war.

In einem sauberen weißen Kleid und weißer Schürze trat Lu kurz darauf unhörbar in das Krankenzimmer und nahm ihren Posten am Lager der alten Dame ein.

„Sie können jetzt wieder Ihren Pflichten nachgehen,“ flüsterte sie Mistreß King zu. „Ich sorge hier schon für alles!“

Die Alte nickte und entfernte sich auf den Zehenspitzen. Wie sicher und ruhig bewegte sich die hübsche junge Nurse im Krankenzimmer! In solcher Pflege war ihre Herrin sicher gut aufgehoben!

Mister Westeß kam mit dem Arzt zusammen, um sich nach dem Befinden seiner Mutter zu erkundigen.

Der Arzt betrachtete Lu mit wohlgefälligen Blicken, als sie ihm berichtete, was sie inzwischen für die Kranke getan hatte.

„Ganz richtig, little girl, passen Sie nur weiter so gut auf!“

„Sie haben wirklich Glück gehabt, daß Sie noch solch appetitliche kleine Nurse erwischten,“ wandte er sich an Mister Westeß. „Ich hätte nicht geglaubt, daß überhaupt noch eine in der ganzen Stadt aufzutreiben wäre!“

Dann gab er Lu noch weitere Verhaltungsmaßregeln und versprach, im Laufe der Nacht noch einmal vorzusprechen.

Lange, bange Stunden und Tage folgten nun. Es ging der alten Dame sehr schlecht, und im Anfang war das Schlimmste zu befürchten. — Unermüdlich war Lu Tag und Nacht auf ihrem Posten und weigerte sich hartnäckig, sich von Mistreß King ablösen zu lassen. Das war nun ihr Fall! Sie hatte sich mit eisernem Willen vorgenommen, um das Leben der ihr anvertrauten Patientin zu kämpfen mit allen Mitteln. Unausgesetzt beobachtete sie das Steigen und Sinken der Temperatur, die Pulsschläge und Atemzüge, treulich Notizen machend von der geringsten Veränderung. — Der Arzt fand bei jedem Besuch einen klaren Bericht vom Verlauf der Krankheit zu jeder Tages- und Nachtstunde vor. Seine Anordnungen wurden auf das Gewissenhafteste befolgt. —

„Sie sollten bei der Krankenpflege bleiben, little girl,“ sagte er eines Tages. „Sie haben eine glückliche Hand und könnten es bald zur Oberin eines großen Hospitals bringen.“

„Das will ich auch, Herr Doktor,“ antwortete sie, „sobald ich wieder drüben in Deutschland bin, trete ich bei den Johannitern ein.“

„Wollen Sie nicht in Amerika bleiben? Hier können Sie es viel weiter bringen bei Ihren Fähigkeiten!“

„Nein, ich will lieber meine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stellen.“

„Komisches Mädel! Ich würde sie mir lieber gut im Ausland bezahlen lassen!“

Mister Westeß hatte schweigend dieser Unterhaltung zugehört. Unverwandt ruhten seine klugen Augen auf ihr.

Lu begegnete seinem Blick und wurde wider Willen rot. — Es war zu dumm, aber sie fing wirklich an, den Harry Westeß gern zu haben!

Der alten Mistreß Westeß begann es jetzt besser zu gehen. Sie war bei Besinnung und zeigte rührende Dankbarkeit gegen ihre junge Pflegerin.

Sie war nur eine einfache Frau, und doch bewunderte Lu oft das Zartgefühl, mit dem sie, trotz ihrer Krankheit und Schwäche, ihr ihre schweren Pflichten zu erleichtern suchte.

Eine warme Freundschaft entwickelte sich zwischen Patientin und Pflegerin.

Eines Tages ergriff die alte Dame plötzlich ihre Hand und streichelte sie.

„Sie sehen ja ganz blaß aus, Miß Lu! Sie kommen viel zu wenig an die Luft und hocken viel zu viel bei mir alten Frau! Mir geht es ja wieder ganz gut!"

„Sie wollen mich wohl wegschicken, damit Sie wieder allerhand leichtsinnige Sachen machen können, wie Aufsitzen und Lesen?" fragte sie schelmisch.

„Nein, wirklich nicht! Ich will keine Dummheiten machen!" versprach sie feierlich. „Sie haben doch Pferde so gern! Reiten Sie doch nachher ein Stündchen aus mit dem Harry! Er würde sich sicher sehr freuen."

Lus Augen glänzten. Wie gern würde sie das tun!

„Ich habe aber kein Reitkleid da," sagte sie zögernd. „Das hängt noch in meinem Schrank bei McDowells."

„Ach was, das lassen wir sofort holen!"

Eifrig richtete sich die alte Dame auf und drückte energisch auf die elektrische Klingel.

„Aber, Mistreß Westeß, Sie sollen doch liegen bleiben! Wenn Sie so leichtsinnig sind, dann gehe ich sicher keinen Schritt aus dem Haus!"

„Ich will's wirklich nicht wieder tun," tönte es kleinlaut aus den Kissen.

Mistreß King trat ein.

„Schicken Sie doch bitte gleich jemand nach der North-Street und lassen Sie Miß Lus Reitkleid holen!“ befahl die alte Dame.

„Allright, ma'am!“

Nach einiger Zeit war das Reitkleid wirklich da, und nachdem Lu sich überzeugt hatte, daß es der Kranken an nichts fehlte, machte sie sich eifrig zum Ritt fertig.

Mister Westeß empfing sie in der Halle und betrachtete sie mit bewundernden Blicken. Wie schlank und vornehm sah sie aus im Reitkleid!

„Ich freue mich wirklich, daß ich Sie endlich einmal mit hinaus nehmen kann. Sie werden uns sonst noch krank vor Überarbeitung!“

„Ist nicht so schlimm! — Und jetzt habe ich ja überhaupt nichts mehr zu tun. Jetzt ist's ja ein Vergnügen für mich, bei Ihrer Mutter zu sitzen und mit ihr zu plaudern! — Und wie verwöhnen Sie alle mich! — Ich habe in meinem Leben nicht so viel zum Naschen bekommen wie hier!“

„Das kann ich Ihnen niemals vergelten, was Sie an meiner Mutter getan haben,“ sagte er leise.

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich hab' nur getan, was ich konnte. Eine perfekte Nurse hätte sie sicher noch viel besser gepflegt!“

„No, you little saint!“

Sie lachte lustig auf.

„Das ist das erstemal, daß mich jemand für 'ne Heilige erklärt!“

Sie waren durch den Garten und über den großen Rasenplatz zu den Stallungen geschritten.

Was für wunderschöne Pferde doch der Harry Westeß hatte!

Im Stall war sie schon gewesen, wenn sie einmal auf ein Viertelstündchen zur Erholung in Park und Garten umherstreifte. Sie hatte die ‚Satanella‘, die schöne braune Vollblutstute, sehr bewundert, die ihr Herr nicht reiten

konnte und in deren Box sich kein Stalljunge wagte. Lu hatte aber gleich Freundschaft mit ihr geschlossen.

Heute sollte sie sie nun zum erstenmal reiten. Ob sie wohl mit ihr fertig werden würde?

Sam, der Stalljunge, führte die Pferde schon gesattelt vor.

‚Satanella‘ hatte die Ohren gespitzt und scharrte nervös mit dem Vorderhuf. Ihre Augen funkelten böse und mißtrauisch. —

„Wollen Sie's wirklich wagen?“ fragte Mister Westeß besorgt.

„Aber sicher! Ich werde schon mit ihr fertig!“

Seine Hilfe kaum in Anspruch nehmend, schwang sie sich leicht in den Sattel. Die temperamentvolle Stute ging sofort hoch und zeigte sich äußerst widersetzlich. Aber nicht lange währte der Kampf zwischen Reiter und Pferd.

‚Satanella‘ gab plötzlich nach, ging an den Zügel heran und fiel in ihre weichen, schönen Gänge.

Sie war verdorben worden durch rohe Behandlung und gehorchte nun unter dem leichten Gewicht willig der leichten Hand.

„Wundervoll!“ jubelte Lu. „Auf solch einem Pferd habe ich lange nicht gesessen!“

Sie ritt auf dem großen Rasenplatz Mister Westeß und den erstaunten Stalljungen die ganze Schule vor.

„Das ist ja ein ganz unbezahlbares Schulpferd!“ sagte sie atemlos, als sie dann an seiner Seite hielt und den schlanken Hals der Stute klopfte. „Und wie ein Lamm geht sie!“

„Es hat ihr eben nur das Vollblut im Sattel gefehlt,“ gab er lachend zurück und schwang sich auf seinen kräftigen Rappen.

Lu wurde rot.

„Erinnern Sie mich nur nicht daran, was ich alles für Unsinn geredet habe damals in New Braunfels!“ sagte sie ärgerlich.

„Sind Sie denn heute nicht mehr derselben Ansicht?“

„No! Das mit dem Vollblut ist dummes Zeug. — Der eine hat eben ausgesprochenes Talent zum Reiter, der andere zum Künstler, der dritte zum Kaufmann — und so weiter!“

„Ihre Ansichten haben sich aber wirklich sehr geändert, Miß von Wersien!“

Er betrachtete sie mit einem seltsam fragenden Blick.

„Ah, fiddlesticks!“ Sie lachte verlegen und sprengte ihm voran im Galopp durch die Palmenallee und zum Parktor hinaus. Einen herrlichen Ritt machten sie Seite an Seite durch die schattigen Alleen von Laurel Hights bis zum San Pedro-Park. Auf dem Rückweg zeigte er ihr seine Fabrikanlagen.

Er wußte wirklich klug und fesselnd zu plaudern. Seine Lebensanschauungen unterschieden sich wesentlich von denen anderer Amerikaner. Er hatte viel gelesen, viel nachgedacht, hatte immer zu lernen gesucht und sich die guten Einrichtungen in der alten Welt zum Muster genommen. Er hatte eine Krankenkasse und Unfallversicherung für seine Arbeiter eingerichtet, ihnen menschenwürdige Wohnhäuser gebaut. Er mißbrauchte ihre abhängige Lage nicht zu politischen Machenschaften. Er knauserte nicht am Lohn und achtete die persönliche Freiheit seiner Leute. — Und dabei war er ein geborener Amerikaner und nie aus Amerika herausgekommen! Lu begann fast ihn zu bewundern. —

„Wissen Sie, Mister Westeß, Sie sollten einmal nach Deutschland kommen!“ meinte sie.

„Das will ich auch und zwar bald. Bisher konnte ich nie abkommen, weil ich keine Vertretung hatte in der Fabrik. Aber jetzt ist das Geschäft so gut in Gang, daß ich ruhig fortreisen kann.“

„Sie müssen sich überhaupt ganz Europa ansehen und alles mögliche studieren, und dann müssen Sie wiederkommen und Gouverneur von Texas werden, die ganze Prohibition und den übrigen Blödsinn zum Land rauswerfen und denen in Washington zeigen, was 'ne Harke ist!“

Er lachte.

„Sie trauen mir ja viel zu! Meinen Sie, daß so ein self-made-man sich zum Gouverneur eignet!"

„Sie sind der beste und tüchtigste Mann, den ich kenne in Amerika!"

Jetzt wurden sie beide sehr rot und sehr verlegen.

Lu hatte auch plötzlich große Eile, nach Hause zu kommen. Sie mochte Mistreß Westeß nicht so lange allein lassen.

Die empfing sie sehr vergnügt bei ihrer Rückkehr und fühlte sich sehr wohl.

„Was für schöne rote Backen Sie sich geholt haben, Miß Lu!" rief sie ihr lustig entgegen. „Jetzt müssen Sie aber auch jeden Tag mit dem Harry ausreiten und ausfahren!" —

Eines Tages saß Lu neben Mistreß Westeß, die zum erstenmal in einem bequemen Lehnstuhl sitzen durfte, auf der Veranda und las vor, als Mistreß King mit sehr geheimnisvoller Miene zu ihnen trat und ihr eine Karte präsentierte.

„A gentleman wants to see you!"

Erstaunt griff sie nach der Karte.

‚Karl Römer. General-Konsul.'

Sie lachte. Sicher der deutsche Konsul, den Onkel Wersien ihr auf den Hals geschickt hatte.

„Der Gentleman wartet im Parlour," sagte Mistreß King.

Sehr gespannt ging Lu ins Empfangszimmer hinüber.

Ein kleiner dicker Herr von unverkennbar deutschem Typus, der in einem Schaukelstuhl saß und sich erregt mit seinem Taschentuch Luft zufächelte, erhob sich bei ihrem Eintritt.

„Sind Sie Fräulein von Wersien?"

„Ja. Das bin ich."

„Gott sei Dank, daß ich Sie gefunden habe! Briefe und Telegramme habe ich von Deutschland erhalten, ich solle mich nach Ihnen umsehen, es ginge Ihnen schlecht

und Sie wären am Verhungern und überhaupt im tiefsten Elend! Ordentlich abgeängstigt habe ich mich und die Reise von Galveston nach New Braunfels Hals über Kopf angetreten. Da waren Sie nicht mehr. Ich also wieder alles eingepackt und nach San Antonio. Hier finde ich Sie endlich, und es geht Ihnen anscheinend recht gut!"

Herr Konsul Römer sagte das beinahe vorwurfsvoll.

„Es tut mir leid, daß Sie sich so bemüht haben meinetwegen, Herr Generalkonsul! Es beruht alles auf einer großen Konfusion. Ich erwartete einen Geldbrief, der nicht kam, weil er über eine verkehrte Route dirigiert war, und da geriet ich natürlich in Geldverlegenheiten, und es ging mir eine Zeitlang recht schlecht."

„Na, da ist der Brief!"

Herr Römer zog einen ganzen Packen Briefe aus der Tasche, obenauf den fünffach versiegelten Geldbrief.

Nachdenklich betrachtete Lu die Aufschrift ‚via Bremen—Galveston'. Wie bedeutungsvoll waren die paar Buchstaben für ihr ganzes Schicksal gewesen!

Herr Römer legte auch die anderen Briefe von verschiedenstem Format und Volumen auf den Tisch.

„Da, young lady! Ihre ganze Familie scheint ja aus dem Häuschen zu sein! Und ich soll Sie sofort mit dem nächsten Dampfer nach Hause befördern."

„Na, das brauchen Sie nun nicht," meinte Lu ein wenig ärgerlich. „Ich gehe schon von allein, und zwar habe ich mir das Geld zur Überfahrt selbst verdient."

„So, so! Solch eine selbständige smarte Lady sind Sie, und dabei setzt Ihre Familie das ganze Konsulat in Alarm! Kennen die Sie denn so schlecht?"

„Ich war nicht immer so smart!"

„So, so! Also was gelernt hier drüben?"

„Eine Menge!"

„Warum bleiben Sie denn nicht hier?"

„Wissen Sie, Herr Konsul, ich habe soviel Bluff zu sehen und zu hören gekriegt, daß mir noch ganz schlecht

davon ist. Ich muß mich mal wieder in der Heimatluft erholen!"

„Sie haben nicht so unrecht; es ist ein großes Bluffland. Aber wären Sie erst länger hier, so würden Sie einsehen, daß es sich doch darin leben läßt."

„Ich glaub's beinahe selbst. In der letzten Zeit gefällt es mir schon wesentlich besser."

Herr Römer schmunzelte.

„Wissen Sie was, Fräulein von Wersien, heiraten Sie einen Texaner und tragen Sie auf diese Weise dazu bei, Texas zu germanisieren."

Sie lachte ein wenig verlegen.

„Die Amerikaner sind viel zu kluge businessmen, um mich zu nehmen. Ich hab' ja nichts!"

„Na, na!"

„Wann geht denn der nächste Dampfer von Galveston nach Bremen?" fragte Lu etwas unvermittelt.

„In vierzehn Tagen."

„Ja, dann werde ich wohl mit dem reisen müssen. Hier bin ich nicht mehr nötig, und das Reisegeld habe ich mir verdient."

Sie seufzte ein wenig.

„Well, so ganz leicht scheint Ihnen der Abschied von dem Bluffland doch nicht zu werden!"

Der Konsul erhob sich lachend.

„Ich will Sie nun nicht länger aufhalten, Fräulein von Wersien. Sie werden die vielen Briefe von Ihren Anverwandten lesen wollen, und ich habe noch Geschäfte in der Stadt. — Es hat mich sehr gefreut, daß ich Sie nicht in so schlimmer Lage fand, wie ich befürchtete."

Lu schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Ich danke Ihnen vielmals für all die Mühe, die Sie sich meinetwegen gemacht haben, Herr Konsul!"

„Reden Sie nicht davon! Es war ja meine Pflicht. Also good-bye und eine gute Überfahrt und hoffentlich auf Wiedersehen im Bluffland!"

„Wie sollte ich wohl wieder herüberkommen!"

„Well, das kann man nie wissen! Also nochmals good-bye!“

Er lachte behaglich vor sich hin, als Lu ihn durch den Park zum Tor geleitete.

Noch einmal drehte er sich um, schwenkte den Hut und rief: „Auf Wiedersehen!“

Lachend schüttelte sie den Kopf.

Dann ging sie zu ihren Briefen.

Sie schrieben alle, Onkel und Tante, Onkel Groeben, Tante von Bredow, Vetter Hanns, Cousine Else und alle anderen Verwandten. Empört waren sie alle über Stowers, voll Angst um Lus Ergehen; beschworen sie alle, so bald wie möglich nach Hause zurückzukehren. Wie viel Liebe und Sorge sprachen aus diesen Briefen! Und sie hatte eine Zeitlang an allem gezweifelt! Sie mußte ja krank gewesen sein in jener furchtbaren Zeit; keiner ruhigen Überlegung mehr fähig! — Aber auch von Vorwürfen und guten Ratschlägen wimmelten die Briefe. Onkel Wersien schrieb, sie sei hoffentlich kuriert von der Reisewut, solle im Lande bleiben und sich redlich nähren. Tante Wersien wurde fromm und hoffte, Lu würde sich ihre bitteren Erfahrungen zur Lehre dienen lassen und immer hübsch brav und gehorsam sein.

Sie mußte doch ein wenig lächeln bei der Lektüre. Eine gute Lehre war diese harte Zeit allerdings für sie gewesen, aber doch in anderem Sinne, als Onkel und Tante dachten. Ein ganzer Kerl war sie geworden hier drüben, ein nützlicher Mensch! Würde sie wohl wieder in die engen Potsdamer Verhältnisse hineinpassen? Das schien ihr nicht sehr wahrscheinlich. Sie hatte auch gar keine Lust mehr, untätig zu Hause herumzulungern. Nun, das würde sich ja alles finden! Sie würde schon ihren Weg machen, hier wie dort! —

Die alte Mistreß Westeß wurde ganz traurig, als sie ihr sagte, daß in vierzehn Tagen ihr Dampfer abginge.

„Ich würde Sie am liebsten immer hier behalten, Miß Lu,“ sagte sie herzlich. „Nicht als Pflegerin, sondern

als mein liebes Töchterchen. Jetzt freue ich mich ja erst an Ihrer Gesellschaft!“

Lu küßte ihre arbeitsharte Hand.

„Mir tut's auch leid, fort zu müssen, liebe Mistreß Westeß; aber es geht nun einmal nicht anders!“

„Meinen Sie wirklich nicht?“

Lu schüttelte nur stumm den Kopf.

Die alte Dame seufzte tief auf. —

Nur zu rasch verging die kurze Zeit bis zu Lus Abreise. Erst jetzt lernte sie die guten Seiten des amerikanischen Lebens kennen, nun sie in einem reichen, angesehenen Hause lebte. Sie machte Ausfahrten mit Mistreß Westeß im bequemen Automobil durch die ganze Umgegend; ritt mit Harry Westeß aus, ließ sich von ihm in Theater und feine Hotels führen und überhaupt auf jede Weise verwöhnen. Auch die Freiheit, die ein junges Mädchen in Amerika genoß, würde sie bitter vermissen in Potsdam. Nein, Amerika hatte entschieden seine guten Seiten — für Leute, die Geld hatten! —

Und endlich war die Abschiedsstunde gekommen. Es war der alten Mistreß Westeß sehr schwer geworden, Lu ziehen zu lassen. Sie hatte das junge fröhliche Mädel wirklich liebgewonnen. Lange blickte sie von der Veranda aus dem Auto nach, in dem Harry Lu zur Bahn brachte. Es hätte alles so anders sein können! —

Mister Westeß hatte Lu in einem bequemen reservierten Abteil eines Pullman-Wagens untergebracht und war nun im Begriff, sich von ihr zu verabschieden. Es wurde ihnen beiden nicht leicht, sich zu trennen, und ungeduldig sah sich der Zugführer nach ihnen um.

„Lu,“ sagte Harry Westeß jetzt leise, „wenn ich nach Deutschland komme, darf ich Sie dann besuchen?“

„Ja, bitte — Harry!“

Er küßte ihre kleine Hand mit mühsam unterdrückter Zärtlichkeit.

„All a-board!“ brüllte der Schaffner.

Eilig kletterte Lu in ihren Wagen, während der Zug

sich schon langsam in Bewegung setzte. Aber noch einmal beugte sie sich aus der Tür.

„Kommen Sie recht, recht bald nach Deutschland!"

„Allright!" rief er mit frohem Lachen.

„Auf Wiedersehen, little Saurkraut!"

„Auf Wiedersehen, old Yankee!"

Loti) gestellt werden. Eine angeborene kritische Ader, eine fabelhaft schnelle Orientierungsgabe, eine durchdringende Fähigkeit, in fremde Verhältnisse sich einzugewöhnen, kommt ihr dabei zu Hilfe. Man hat bei der Lektüre dieses außerordentlich flott und amüsant, eher frivol als sentimental geschriebenen Romans die feste Zuversicht, daß hierin gerecht und wahr all das geschildert ist, was dem aus der Heimat nach Südwestafrika Kommenden auffällt, was ihn abstößt, was ihn anzieht.

Leipziger Neueste Nachrichten: Das ist ein buntes, blitzendes Durcheinander von Kultur- und Gesellschaftsbildern. Eine flotte, reizvolle Schilderung des Lebens in den Kolonien und an Bord der großen Ozeandampfer. Die Heldin ist eine bildhübsche, faszinierende, freilich auch etwas exzentrische junge Amerikanerin, die über die Liebe ihre eigenen Gedanken hat und schließlich auch etwas von der Liebe Leid erfährt. Um diesen strahlenden Mittelpunkt gruppieren sich verschiedene interessante Herren der Schöpfung, alles Typen, die sichtlich dem Leben abgelauscht sind. Das Buch liest sich prächtig, nicht zuletzt wegen seiner humoristischen Lichter.

Rigaische Rundschau: . . . Man erhält hier einen interessanten Einblick in das deutsch-afrikanische Farmerleben, wobei die lebensvolle Schilderung und die entschieden von der Verfasserin selbst gemachten Beobachtungen mit ihrer treffenden Schärfe die Lektüre sehr angenehm gestalten. . . . Der Hauptvorzug ist die Lebendigkeit und Frische der Erzählung und die Schärfe der Beobachtung.

Wiesbadener Tagblatt: Der Name der Dame, die dieses reizvolle und eigenartige Buch geschrieben hat, ist uns noch nicht begegnet, aber man wird ihn von nun an oft hören. Eine exakte Wirklichkeitsbeobachtung ist ja heutzutage unbedingte Voraussetzung für jeden Romanschriftsteller, aber die kühle, scharfe Erkenntnis der Dinge und ihre geistreich lebendige Wiedergabe, wie sie hier sich darstellt, überragt doch weit jenes Erforderliche. Ein ganz modernes Mädchen, diese Raggy Warden, international in ihrem ganzen Wesen, kraftvoll, von unerschöpflicher Lebensfülle und Heiterkeit, burschikos und emanzipiert bis an die Grenzen des Möglichen, einmal müde von all dem erlebten Sensationellen, dann wieder ganz dem Augenblicke lebend; den Männern gegenüber kühl und spöttisch, scheinbar ohne tieferes Gefühl, bis doch eine wilde Leidenschaft sie ergreift. Und um diese Gestalt das ganze bunte Gesellschaftstreiben auf einem Ozeandampfer, dann das Leben in den Diamantgegenden Südwestafrikas, auf einsamen Farmen oder in der kleinlich beschränkten Honoratiorengesellschaft, die ihre ganze Engherzigkeit nach der Kolonie mitgebracht hat. Hier wird die virtuose Schilderung vielfach zur scharfen Satire, die vielleicht etwas unerbittlich und einseitig sein mag, aber doch im Bereiche des Möglichen bleibt. So nimmt man das ganze Buch mit einer gespannten Anteilnahme auf, die keinen Augenblick nachläßt. Man wird es gelesen haben müssen; es ist dazu angetan, einen Mittelpunkt der literarischen Erörterung zu bilden.

Druck von F. E. Haag, Melle i. Hann.

Egon Fleischel & Co, Berlin

19 12

